

Die Samson-Raphael-Hirsch-Schule in Frankfurt am Main

Dokumente · Erinnerungen · Analysen

Verlag Waldemar Kramer

Die Samson-Raphael-Hirsch-Schule in Frankfurt am Main

Dokumente · Erinnerungen · Analysen

Herausgegeben von der
Kommission zur Erforschung der Geschichte
der Frankfurter Juden

Bearbeitet von Hans Thiel

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2025

Verlag Waldemar Kramer

Die Samson-Raphael-Hirsch-Schule in Frankfurt am Main
Dokumente · Erinnerungen · Analysen

Herausgegeben
im Auftrag des Magistrats der Stadt Frankfurt am Main,
Dezernat Kultur und Freizeit, von der Kommission
zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden

Bearbeitet von Hans Thiel

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2025

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz dieser Publikation ist bei
Der Deutschen Bibliothek erhältlich

© 2001 Kommission zur Erforschung der Geschichte
der Frankfurter Juden, Frankfurt am Main
Verlag Waldemar Kramer GmbH, Frankfurt am Main
ISBN 3-7829-0515-6
Umschlagentwurf: Susanne Häussermann, Wiernsheim
Druck: Betz-Druck GmbH, Darmstadt
Buchbinderische Verarbeitung: Schaumann GmbH, Darmstadt

Die Samson-Raphael-Hirsch-Schule in Frankfurt am Main
Dokumente · Erinnerungen · Analysen

Inhalt

Vorwort 8

Einleitung 11

Matthias Morgenstern: „Tora im Derech Erez“:
Das pädagogische Konzept Samson Raphael Hirschs
im Rahmen seiner nationaljüdischen Strategie 14

DIE HÖHERE SCHULE DER ISRAELITISCHEN
RELIGIONSGESELLSCHAFT,
AB 1928 „SAMSON-RAPHAEL-HIRSCH-SCHULE“ 29

A. Die Entwicklung der Schule von 1853 bis 1928 31

1. Übersicht über die Schulgeschichte 1853–1928 31

2. Die Anfänge der Schule (1853–1881) 37

Eingabe an den Senat der Stadt Frankfurt am Main
zur Errichtung einer Schule (1852) 37
Samson Raphael Hirsch:
Die Religion im Bunde mit dem Fortschritt (1854) 40
Samson Raphael Hirsch:
Von den Beziehungen der allgemeinen
Bildungselemente zu der speziell jüdischen Bildung (1867) 41
Samson Raphael Hirsch: Lehrer und Schüler (1869) 44
Samson Raphael Hirsch:
Von dem pädagogischen Werthe des Judenthums (1873) 46
Moritz A. Loeb: Schulerinnerungen (1908) 48
Hermann Schwab: Der Raw (1923) 53
Victor Löwenthal:
Erinnerung an Wilhelm Carl von Rothschild (1924) 58

3. Von der Einweihung des Neubaus
bis zur 75-Jahr-Feier (1881–1928) 59

Mendel Hirsch: Das neue Schulhaus am Tiergarten (1881) 59
Stoffplan der Prima (1883) 62
Jacob Rosenheim: Die Schulzeit (1878–1890) 64
Salomon Breuer: Ansprache zur Amtseinführung
von Dr. Gerson Lange (1901) 74
Gerson Lange: Rede bei der akademischen Feier
zum 50jährigen Bestehen der Schule (27.4.1903) 78
Gerson Lange: Im ersten Kriegsjahr (1915) 80

Elias Fink: Aus der Geschichte der Schule 1915–1925 82
Karl Ochsenmann: Rede bei der Amtseinführung von
Dr. Elias Fink am 14. September 1924 85
Marcus Lange:
Die Feier zum 75jährigen Bestehen der Schule 1928 88
Jüdischer Unterricht und Deutschunterricht (1928) 91
Vereinigung ehemaliger Schüler und Schülerinnen:
An unsere ehemaligen Mitschüler und Mitschülerinnen! 95

4. Abhandlungen und Reden in Einladungsschriften,
Jahresberichten und Festschriften der Schule (1854–1928) 97

B. Die Entwicklung der Schule von 1928 bis 1939 101

1. Meier Schüler: Geschichte der
Samson-Raphael-Hirsch-Schule 1928–1939 101

2. Von der 75-Jahr-Feier bis zum Beginn der
NS-Herrschaft (1928–1933) 119

Markus Elias: Die Aufgabe der jüdischen Schule (1931) 119
Der letzte Schulleiter: Dr. Markus Elias 122
Joseph Elias: Mein Vater war dagegen (1998) 125
Israel Nir (Julius Wilhelm Heinrich):
Wir schrieben noch auf Schiefertafeln (1999) 126
Meir (Max) Steinberger:
Von der Einschulung bis zum „Kommers" (1999) 129
Alfred Rosenthal: Meine Schulzeit an der
Samson-Raphael-Hirsch-Schule 1920–1929 (1998) 134
Lilli Hojda:
Ich bin auf die Samson-Raphael-Hirsch-Schule gegangen (1990) 137
Rosi Tempelhof: Meine Klasse (1996) 138
Zwi Erich Kurzweil:
Jeschiwa und Samson-Raphael-Hirsch-Schule (1992) 140
Bernard Ahrend: Erinnerungen an meine Schulzeit (1995) 143
Salomon E. Liverhant: Im großen und ganzen waren es
freudige und sorglose Jahre (1999) 144

3. Das Ende der Schule (1933–1939) 146

Abschiedsrede des Abiturienten Arthur Liverhant
am 25. März 1934 146
Willi Wolf: Erinnerungen an die
Samson-Raphael-Hirsch-Schule (2000) 148
Reiner J. Auman: Die Samson-Raphael-Hirsch-Schule
und meine Familie (1998) 150

Simon D. Messing:
Der Unterricht hat praktische Folgen gehabt (1998) 159
Edith Halpern: Ich habe meine Schule geliebt! (1996/1999) 163
Elmer L. Offenbacher:
Ein prägender Einfluß auf mein Leben (1999) 168
Moshe Aumann: Meine Jahre an der
Samson-Raphael-Hirsch-Schule (1999) 171
Der künstlerische Abend der Schulen der
Israelitischen Religionsgesellschaft (1935) 173
Die Schlußfeier am 27. März 1938 176
Willy Mainz: Der 10. November 1938 177

4. Das Schicksal der Schulgebäude am Zoo und der Synagoge
an der Friedberger Anlage 178

C. Rückblick und Ausblick. Analysen 182

Isaac Breuer: Rabbiner Hirschs Schule für
selbstbewußtes Judentum (1942) 182
Paul Arnsberg: Eine der besten höheren
Lehranstalten (1970) 188
Mordechai Breuer: Erziehungserfolge (1986) 189
Mordechai Breuer: Mädchenerziehung (1986) 192
Zwi Erich Kurzweil: Die Samson-Raphael-Hirsch-Schule
als Prototyp der neo-orthodoxen Strömung (1987) 194
Wirkt das Konzept der jüdischen Schule von
Samson Raphael Hirsch weiter? – Interview mit
Prof. Dr. Mordechai Breuer (2000) 199

Anhang 206

Zu den Autoren 206
Quellen und ausgewählte Literatur: 218
Bildquellenverzeichnis 221
Veröffentlichungen der Kommission zur .....
Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden 222
Mitglieder der Kommission zur Erforschung der
Geschichte der Frankfurter Juden: 224

Vorwort

Die Israelitische Religionsgesellschaft Frankfurt am Main, ihr Begründer Rabbiner Samson Raphael Hirsch und die später nach ihm benannte Schule sind heute in Israel und den Vereinigten Staaten besser bekannt als in der Stadt ihres früheren Wirkens. Einer der Gründe liegt wohl darin, daß die für die Israelitische Religionsgesellschaft und ihre Schule eigentümliche Verknüpfung von religiöser Tradition, moderner Bildung und deutschem Patriotismus für die nach dem nationalsozialistischen Massenmord neu entstandene Jüdische Gemeinde Frankfurts kein Vorbild sein konnte. Die Schule der heutigen Gemeinde mußte daher andere Wege gehen.

Für die mangelnde Bekanntheit der Israelitischen Religionsgesellschaft und ihrer Schule bei der nichtjüdischen Mehrheit in unserer Stadt ist wohl entscheidend, daß sie im heutigen Stadtbild nicht mehr gegenwärtig sind: An die Synagoge an der Friedberger Anlage erinnert nur eine kleine, stets von Verwahrlosung bedrohte Gedenkstätte, an die Samson-Raphael-Hirsch-Schule erst seit wenigen Jahren eine an der Außenmauer des Heinrich-von-Gagern-Gymnasiums angebrachte Gedenktafel.

Demgegenüber ist das Philanthropin, die Schule der Israelitischen Gemeinde Frankfurts, von der sich die Israelitische Religionsgesellschaft aus religiösen Gründen getrennt hatte, durch ihr erhalten gebliebenes prachtvolles Schulgebäude in der Hebelstraße stets im Bewußtsein der Öffentlichkeit geblieben. In wenigen Jahren wird das Gebäude nach dem Einzug der Isaak-Emil-Lichtigfeld-Schule, Grundschule mit Förderstufe der Jüdischen Gemeinde Frankfurt, wieder eine jüdische Schule beherbergen.

Auch bei den bisherigen Veröffentlichungen der Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden standen die Institutionen und Repräsentanten der Israelitischen Gemeinde im Vordergrund. Allerdings veröffentlichte die Kommission mit den Erinnerungen von Jakob Rosenheim, dem Herausgeber des „Israelit" und Mitbegründer der „Agudat Israel", auch ein herausragendes Zeitdokument aus der Feder eines der führenden Repräsentanten der Israelitischen Religionsgesellschaft. Daran wollen wir mit der vorliegenden Publikation anknüpfen. Wir sind daher Herrn Dr. Hans Thiel, dem ehemaligen Leiter der Frankfurter Helmholtzschule,

sehr dankbar, daß er mit dem von ihm bearbeiteten Band über die Samson-Raphael-Hirsch-Schule eine Lücke der Frankfurter Stadtgeschichtsschreibung geschlossen hat.

Wenn heute von jüdischer Orthodoxie die Rede ist, denkt der deutsche Leser zuerst an vom Chassidismus geprägte Lebenswelten, an das osteuropäische Schtetl, an Bne Brak und Antwerpen. Mit der Israelitischen Religionsgesellschaft Frankfurt lernen wir eine kulturell und sozial gänzlich anders strukturierte Gemeinschaft kennen, eine Großstadtgemeinde, deren Mitglieder den Lebensstil des deutschen Bürgertums mit orthodoxer Frömmigkeit zu vereinbaren suchten. Die Schule der Israelitischen Religionsgesellschaft, 1928 nach ihrem Gründer und ersten Leiter Rabbiner Samson Raphael Hirsch benannt, hatte sich daher die organische Verbindung traditioneller jüdischer Bildung mit den Werten des deutschen Idealismus zum Ziel gesetzt. Dieses Ideal ließ sich zwar unter dem Druck der äußeren Gegebenheiten und der Vorschriften der preußischen Bildungsbürokratie im Lehrplan nur annäherungsweise realisieren. Sein Anspruch hat aber – wie die hier vorgelegten Aufsätze, Reden und Erinnerungen zeigen – Lehrer und Schüler in ihrer Persönlichkeit tief geprägt.

In der Idealisierung der deutschen Kultur und einem glühenden deutschen Patriotismus stand die Samson-Raphael-Hirsch-Schule den anderen Frankfurter Schulen nicht nach. Von ihren ehemaligen Schülern fielen 66 im Ersten Weltkrieg. Um so größer war die Enttäuschung über den zunehmenden Antisemitismus der deutschen Landsleute. In den Texten aus der Endzeit der Schule wird an vielen Stellen der Schmerz über die gewaltsame Entwurzelung aus der deutschen Kultur und Gesellschaft spürbar. Ein bewegendes Zeugnis hierfür ist der hier erstmals veröffentlichte zeitgenössische Bericht von Studienrat Dr. Meier Schüler über das letzte Jahrzehnt der Schule. Die Berichte ehemaliger Schüler machen aber auch deutlich, in welchem Maße die aus Deutschland Vertriebenen den Geist ihrer Schule in die Welt hinaustrugen, insbesondere nach Israel und in die Vereinigten Staaten.

Auch in Deutschland selbst versuchte man, an diese Tradition nach dem Massenmord an den Juden Europas wieder anzuknüpfen: Die erste in Frankfurt wieder eingerichtete Religionsschule für die Kinder der Überlebenden trug wie selbstverständlich den Namen Rabbiner Samson Raphael Hirschs. Bald jedoch wurde klar, daß eine unmittelbare Kontinuität zu den Frankfurter Traditionen nicht herzustellen war: Die Mitglieder der neuentstandenen Jüdischen Gemeinde waren mehrheitlich Überlebende aus Osteuropa, die ihre eigene religiöse und Bildungstradition mitbrachten. Des-

halb trägt die 1966 gegründete Schule der Jüdischen Gemeinde Frankfurts nicht den Namen einer ihrer Vorgängerinnen, sondern ist benannt nach Rabbiner Isaak Emil Lichtigfeld, dessen dominierender Persönlichkeit es gelang, die überlebenden deutschen Juden und die Überlebenden aus Osteuropa zu einer Gemeinschaft zusammenzuführen.

Die der Lichtigfeld-Schule gestellte Aufgabe ist die gleiche, vor die sich Samson Raphael Hirsch gestellt sah: Die Vermittlung allgemeiner Bildung zu verbinden mit der Vermittlung von jüdischem Wissen, jüdischen Werten und Inhalten und so das Judentum auf die nächste Generation zu übertragen. Den Weg zur Realisierung dieses Ziels im 21. Jahrhundert zu finden, bleibt der Jüdischen Gemeinde und ihrer Schule selbst überlassen. Der Unterstützung der Stadt Frankfurt am Main und ihrer Bürger können sie dabei aber gewiß sein.

Dr. Hans-Bernhard Nordhoff
Dezernent für Kultur und Freizeit
der Stadt Frankfurt am Main und
Vorsitzender der Kommission zur
Erforschung der Geschichte der
Frankfurter Juden

Georg Heuberger
Direktor des Jüdischen Museums
der Stadt Frankfurt am Main und
Geschäftsführer der Kommission
zur Erforschung der Geschichte
der Frankfurter Juden

Einleitung

Von Hans Thiel

In Frankfurt am Main hat es bis in die Nazizeit hinein zwei bedeutende jüdische höhere Schulen gegeben: das Philanthropin in der Hebelstraße und die Samson-Raphael-Hirsch-Schule in der Straße Am Tiergarten südwestlich des Zoos neben dem Kaiser-Friedrich-Gymnasium (jetzt: Heinrich-von-Gagern-Gymnasium). Während das Philanthropin als ehemalige jüdische Schule heute noch allgemein bekannt ist, ist die Samson-Raphael-Hirsch-Schule, selbst im Frankfurter Ostend, so gut wie vergessen, obgleich sie an Bedeutung und Schülerzahl dem Philanthropin nicht nachstand. Man kann sogar argumentieren, als orthodoxe Schule habe sie für den Fortbestand des Judentums in Frankfurt die größere Bedeutung gehabt.

Der auffallende Unterschied im Bekanntheitsgrad der beiden Schulen hängt gewiß auch damit zusammen, daß das Gebäude des Philanthropin immer noch steht, über längere Zeit als Bürgerhaus genutzt wurde und ab 2004 sogar wieder eine jüdische Schule werden soll. An die Samson-Raphael-Hirsch-Schule erinnert hingegen nur eine im Gagern-Gymnasium angebrachte Gedenktafel, die nur intern, nicht von der Straße her öffentlich sichtbar ist. Erst im Jahre 1999 wurde auch an der Außenwand zur Straße hin eine kleine Tafel angebracht. Über das Philanthropin sind nach dem Zweiten Weltkrieg einige Veröffentlichungen erschienen, z.B. „Das Philanthropin zu Frankfurt am Main. Dokumente und Erinnerungen", Frankfurt am Main 1964, und von Inge Schlotzhauer: „Das Philanthropin 1804–1942. Die Schule der Israelitischen Gemeinde in Frankfurt a.M.", Frankfurt am Main 1990, während es derartige Bücher über die Samson-Raphael-Hirsch-Schule bisher nicht gegeben hat. Im Philanthropin befindet sich außerdem eine mit Hilfe des Frankfurter Jüdischen Museums erarbeitete Dauerausstellung zu seiner Geschichte. All das fehlte bisher über die Samson-Raphael-Hirsch-Schule.

Das vorliegende Buch möchte ein möglichst großes Publikum und natürlich auch die noch lebenden ehemaligen Schülerinnen und Schüler an die Samson-Raphael-Hirsch-Schule erinnern. Es geht deshalb nicht um eine wissenschaftliche Aufarbeitung, die einer Dissertation vorbehalten bleiben mag, sondern um anschauliche Informationen, die den Gegenstand der Betrachtung zunehmend deutlicher in Erscheinung treten lassen. Unter diesem Gesichtspunkt sind die hier vorgelegten Texte aus umfangreichen Materialien, die es zur Geschichte der Schule und zum Wirken ihres Gründers und seiner Nachfolger als Schulleiter gibt, ausgewählt. Die Ge-

dankenwelt von Samson Raphael Hirsch, die der Schule und ihrem Wirken zugrunde liegt, ist in ihren wichtigsten Zügen in dem Beitrag von Matthias Morgenstern dargestellt. Sie ist die Basis für die Geschichte der Schule und sollte bei der Lektüre immer im Auge behalten werden, weil sich die Dokumente in diesem Buch auf die Schulgeschichte beschränken und die Tätigkeit Samson Raphael Hirschs als Rabbiner der Israelitischen Religionsgesellschaft und seine umfangreichen publizistischen Aktivitäten nur hier und da gestreift werden können.

Die Gründung der Schule der Israelitischen Religionsgesellschaft – die 1928 den Namen „Samson-Raphael-Hirsch-Schule" erhielt – im Jahre 1853 als Alternative zu dem erheblich älteren Philanthropin wird nur verständlich auf dem Hintergrund der Emanzipation der Frankfurter Juden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der unterschiedlichen Auffassungen und Auswirkungen von Religion und Emanzipation. Im Gegensatz zu den „Reformern", die immer mehr von dem aufgaben, was traditionell zum Judentum gehörte, geht es S.R. Hirsch darum, den überlieferten Glauben zu festigen und die Einhaltung der Religionsgesetze im ganzen Leben zu sichern. Dabei sieht er nicht mehr einen sich ausschließenden Gegensatz zwischen jüdischer Religion und profaner Bildung, vielmehr setzt sein Erziehungsziel beides in Einklang. Das meint auch die oft zitierte Devise „Tora im Derech Erez". Das religiöse Prinzip der Israelitischen Religionsgesellschaft, so heißt es in dem Antrag an den Senat der Stadt Frankfurt am Main, eine eigene Schule gründen zu dürfen, „ist kein anderes, als den ächten Geist des ungeschmälerten väterlichen Glaubens Hand in Hand mit dem ächten Geist jeder wahren Bildung zu pflegen und in allen Lebenslagen zu verwirklichen".

Über die Zeit von der Gründung der Schule bis zu ihrem 75jährigen Bestehen 1928 gibt es eine Fülle von gedruckten Unterlagen. Der erste Teil des Buches konnte sich deshalb auf einen chronologischen Durchgang mit verhältnismäßig wenigen Texten beschränken. Ein Gesichtspunkt dabei war, daß Samson Raphael Hirsch mit einigen pädagogischen Texten und die nachfolgenden fünf Schulleiter mit mindestens einem Beitrag vertreten sein sollten.

Der zweite Teil veranschaulicht das letzte Jahrzehnt des Bestehens der Schule. Aus dieser Zeit gibt es nur wenige Dokumente. Das wichtigste ist die Darstellung der Schulgeschichte 1928–1939 von Meier Schüler. Sie lag bisher nur als Typoskript vor und wird hier erstmals vollständig gedruckt. Ergänzt wird diese Darstellung durch ein Porträt des letzten Schulleiters, Dr. Markus Elias, und eine Reihe weiterer Texte, vor allem Erinnerungen

ehemaliger Schüler, die überwiegend Originalbeiträge sind. Sie spiegeln den Schulalltag und die Bedeutung der Schule aus verschiedenen Blickwinkeln. Zu Wort kommen auch solche Ehemaligen, die nicht orthodox geblieben sind. Auch erinnerte Schulstreiche werden nicht verschwiegen.

Nach Abschluß des Manuskripts traf von dem letzten noch lebenden Lehrer der Samson-Raphael-Hirsch-Schule, dem heute 94jährigen Willi Wolf, ein Text ein, der in einer gekürzten Fassung noch aufgenommen werden konnte. Die Beiträge von R. Auman, E. Halpern, E. Offenbacher und M. Aumann wurden von Klaus Binder aus dem Englischen übersetzt.

Der dritte und letzte Teil des Buches enthält Analysen zur Eigenart und Bedeutung der Schule und abschließend ein Interview mit dem Historiker Mordechai Breuer über die Frage der Nachwirkung von S.R. Hirsch und seinem Modell einer spezifisch jüdischen höheren Schule seit dem Zweiten Weltkrieg, der Schoa und der Gründung des Staates Israel bis heute.

Im ersten Teil des Buches überwiegen die Dokumente, im zweiten die Erinnerungen, im dritten die Analysen. Dabei war eine säuberliche Trennung nicht beabsichtigt. Auch im ersten Teil finden sich eine Reihe von Erinnerungen, im zweiten Teil auch einige Dokumente, der dritte Teil basiert nicht nur auf Quellen zur Schulgeschichte, sondern auch auf eigenen Erfahrungen. Die Darstellung der Schulgeschichte 1928–1939 von Meier Schüler und die Erinnerungstexte ehemaliger Schüler bilden mit Absicht einen besonderen Schwerpunkt des Buches, weil es über die letzte Zeit des Bestehens der Samson-Raphael-Hirsch-Schule bisher keine größere Veröffentlichung gab.

Bei übernommenen Beiträgen wurde die Textgestalt nicht verändert. Bei Originalbeiträgen haben wir bewußt die im 20. Jahrhundert übliche Rechtschreibung beibehalten. Bei hebräischen Wörtern folgen wir der modernen deutschen Schreibweise, wie z.B. Tora, Talmud, Schabbat, Pessach, Aguda, Agudat Israel. So finden unterschiedliche Schreibweisen in älteren und neuen Texten ihre Erklärung.

Die Quellen übernommener Beiträge sind gleich nach dem Text angegeben. Wo es zweckmäßig schien, sind kurze Erläuterungen beigefügt. Texte ohne Quellenangabe sind Originalbeiträge. Texte ohne Angabe des Autors stammen vom Bearbeiter des Bandes. Daten über das Leben der Verfasser bringt der Anhang „Zu den Autoren". Deren Veröffentlichungen werden nicht vollständig, sondern in Auswahl genannt. Auch das Literaturverzeichnis beschränkt sich auf eine für die Samson-Raphael-Hirsch-Schule relevante Auswahl.

Die Anzahl der erhalten gebliebenen und für Abbildungen geeigneten Fotos ist verhältnismäßig gering. Die Suche nach einem Kollegiumsfoto blieb ohne Erfolg. Abbildungen der Schulleiter außer dem letzten, Dr. Markus Elias, finden sich in den Festschriften von 1903 und 1928. Lehrerfotos gibt es einige aus der letzten Zeit der Schule, eine Auswahl wäre jedoch willkürlich gewesen. Deshalb bringen wir Porträtfotos nur von Prof. Dr. Meier Schüler, dem Verfasser der Schulgeschichte 1928–1939, und Dr. Markus Elias, dem letzten Schulleiter. Mit Jacob Rosenheim und Isaac Breuer weisen wir auf zwei Ehemalige der Samson-Raphael-Hirsch-Schule hin, die in ihrer Zeit geistige Führer des orthodoxen Judentums waren. Die letzten beiden Abbildungen dokumentieren Beispiele für das Fortwirken der Samson-Raphael-Hirsch-Schule in New York und in Jerusalem.

Für ihre Hilfe bei der Herstellung der Druckvorlage bin ich Frau Christine Wern, Herrn Dr. Johannes Wachten und Herrn Michael Lenarz, Mitarbeitern des Jüdischen Museums der Stadt Frankfurt am Main, zu Dank verpflichtet. Herzlich bedanken möchte ich mich hier noch einmal bei allen Beiträgern für ihre freundliche Mitarbeit. Für wichtige Hinweise beim Zustandekommen des Buches danke ich dem Direktor des Jüdischen Museums, Herrn Georg Heuberger, und Herrn Prof. Dr. Mordechai Breuer, Jerusalem, dem auch das Interview über das Nachwirken der Samson-Raphael-Hirsch-Schule zu verdanken ist.

Möge das Buch die Erinnerung an die Frankfurter Samson-Raphael-Hirsch-Schule und ihren Begründer beleben und wachhalten.

„Tora im Derech Erez": Das pädagogische Konzept Samson Raphael Hirschs im Rahmen seiner nationaljüdischen Strategie

Von Matthias Morgenstern

Wohl keine Frage ist in der aktuellen kulturpolitischen Debatte im Judentum und im Staat Israel so umstritten wie die nach der angemessenen Balance von jüdischem und nichtjüdischem Bildungsgut in der Schule. Es ist für die Diskussion dieses Problems von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß eines der originellsten pädagogischen Vermittlungs- und Integrationskonzepte aus dem 19. Jahrhundert, die *Tora im Derech Erez*-Pädagogik Samson Raphael Hirschs, heute bei vielen aus historischen Gründen als diskreditiert gilt. Mit Blick auf Hirschs in Anlehnung an eine Wendung aus

den Sprüchen der Väter formulierte Devise („Thora-Studium mit bürgerlicher Geschäftstätigkeit"[1]) sprach Gershom Scholem in einem vielzitierten Aufsatz in der zionistischen *Jüdischen Rundschau* schon im Jahre 1934 von einer „grauenhafte(n) Akkomodationstheologie". Zu seiner Ablehnung des Bildungsprogramms des Frankfurter Rabbiners – Scholem nannte es ein „Vehikel" der Assimilation, das die jüdische Substanz in Deutschland demoralisiert habe – gesellten sich Spott und Hohn, wenn er den geistesgeschichtlichen Ort der orthodox-jüdischen Integrationspädagogik „an der Ecke" lokalisierte, „wo Joseph Karo, Friedrich Schiller und Jehuda Halewi sich begegnen sollten", wo es aber ziemlich „windig" zugegangen sei.[2] Der Vorwurf galt einer Synthese von jüdischer und bürgerlicher Bildung, die, wie Scholem vor dem Hintergrund der politischen Entwicklung in Deutschland meinte, im Hinblick auf ihre Verwurzelung in der deutschen Bildungsideologie des 19. Jahrhunderts einer Illusion aufgesessen sei. Zugleich war Hirschs Programm – der Jerusalemer Gelehrte hatte dies richtig erkannt – aber auf einzigartige Weise mit einem konsequenten gemeindepolitischen Separatismus verbunden. Was die zionistische Polemik gegen die in der Frankfurter orthodoxen *Israelitischen Religionsgesellschaft* (IRG) angeblich drohende Individualisierung und Loslösung von der jüdischen Gesamtverantwortung, die Verbürgerlichung sowie die Konfessionalisierung oder gar Assimilation des Judentums nicht wahrhaben wollte, war aber die Tatsache, daß Hirschs Bildungsparole im Kontext einer Strategie der jüdischen Selbstbehauptung stand und keinesfalls ein Zugeständnis an die nichtjüdische Umgebung und die von ihr ausgehenden Auflösungserscheinungen im traditionellen Judentum war. Für den Frankfurter Rabbiner, dem zu Unrecht nachgesagt worden ist, er sei kein systematischer Denker gewesen, handelte es sich dabei um ein umfassendes Konzept, das Elemente einer auf der Tora aufgebauten populären Religions-, Geschichts-, Natur-, vor allem aber auch einer jüdischen Sozial- und Gesellschaftslehre miteinander verband. In seiner Bildungsideologie ging es nun in besonderer Weise darum, den genannten Gefahren der Moderne im Hinblick auf die Erfordernisse der jüdischen *Gemeinschaft* zu begegnen. Es ist in diesem Zusammenhang daher kein Zufall, daß Hirsch in seinen pädagogischen Schriften pointiert immer wieder auf den Begriff der jüdischen „Nation"[3]

[1] So Hirschs Übersetzung von Sprüche der Väter 2,2 (vgl. S.R. Hirsch, Israels Gebete, Jubiläumsausgabe 1987, S. 437).

[2] G. Scholem, Politik der Mystik. Zu Isaac Breuers „Neuem Kusari", in: Jüdische Rundschau vom 17. Juli 1934, S. 1.

[3] Jeschurun, 13. Jg., 5627 (1866/67), S. 258 f.

zurückgriff. Zum Verständnis des umfassenden *nationaljüdischen Abwehrcharakters* seines Tora im Derech Erez-Programms, der auch von seinen neueren Interpreten immer wieder verkannt wurde[1], ist ein Rückblick auf die Geschichte des jüdischen Bildungswesens in der Neuzeit hilfreich, in deren Verlauf der Frankfurter Rabbiner meinte, eine jüdisch-orthodoxe Antwort auf die Herausforderungen der Moderne gefunden zu haben.

Die revolutionären Veränderungen im jüdischen Schulwesen begannen mit dem Toleranzedikt Kaiser Josephs II. vom 13. Oktober 1781, in dem es, ganz im Geist der Aufklärung, unter anderem darum ging, den Juden den Weg zur bürgerlichen Elementar- und zur höheren Bildung freizumachen. Im März 1782 wandte sich darauf ein Schüler Moses Mendelssohns, Hartwig Wessely (Naphtali Herz Weisel), mit einem offenen Brief unter dem Titel *Divrei Shalom Ve'Emeth* (Worte des Friedens und der Wahrheit) an die jüdischen Gemeinden, in dem er dazu aufforderte, die neuen bildungs- und kulturpolitischen Möglichkeiten zu nutzen.[2] Die Tatsache, daß sich mit dem Kaiser erstmals ein christlicher Regent in jüdische Erziehungsbelange eingemischt hatte, wurde von den Rabbinern freilich keineswegs mit Beifall aufgenommen. Seit der Staat die Erziehung und das Schulwesen als seine eigene Angelegenheit zu betrachten und durch die Einführung der allgemeinen Schulpflicht die Bereiche von Kultur und Bildung zu monopolisieren begann, waren Kollisionen zwischen dem religiösen Pflichtbewußtsein der Eltern und ihrer Treue zum Staat und den behördlichen Anordnungen vorprogrammiert. Zudem fielen die pädagogischen Reformbemühungen in eine Zeit, in der der Abfall von der traditionellen Gesetzesfrömmigkeit in den Augen der Toratreuen immer bedrohlichere Ausmaße annahm. Im Zuge der durch die Französische Revolution ausgelösten Entwicklungen in Europa sollten einige der jüdischen Reformer nun auch versuchen – und dies zum Teil mit Gewalt und mit Hilfe der christlichen Obrigkeit –, ihre Vorstellungen auf der Ebene des jüdischen Kollektivs durchzusetzen und die Konservativen in den Gemeindevorständen zu majorisieren. Die von den Ideen Weisels inspirierten jüdischen Reformschulen, die nun in Berlin (1778), Breslau (1791) und Seesen (1801) entstanden, stießen daher auf den erbitterten Widerstand der traditionellen jüdischen Bildungselite. Wie nicht anders zu erwarten, hatte ihre Einrede

[1] Vgl. zuletzt Jacob Haberman, Kaufmann Kohler and his Teacher Samson Raphael Hirsch, in: Leo Baeck Institute Yearbook 1998, S. 73–102, hier S. 76. Ähnlich Max Joseph, Stichwort „Samson Raphael Hirsch", in: Jüdisches Lexikon, Band II, Berlin 1927, Sp. 1622.

[2] Vgl. Julius Carlebach, The Foundations of German-Jewish Orthodoxy, in: Leo Baeck Institute Yearbook 1988, S. 67–91, hier S. 71.

nicht nur mit der Sorge um die Zukunft und die Qualität des Torastudiums zu tun, sondern basierte auf grundsätzlich neuerungsfeindlichen Erwägungen.[1] Auch in Frankfurt am Main entstand im Jahre 1793 eine nach modernen Grundsätzen geführte Schule, die während der Belagerung der Stadt durch die Franzosen im Jahre 1796 in Flammen aufging, zuvor vom Rabbiner der Gemeinde, Pinchas Halevi Horovitz (1731–1805), aber noch mit dem Bann belegt worden war. Der vom Reichskammergericht am 9. Mai 1796 bestätigte Lehrplan der Schule, der neben dem Toraunterricht als profane Fächer auch Schreiben, Rechnen, Deutsch und Französisch enthielt, kam in der späteren Zeit freilich selbst den radikalen orthodoxen Reformgegnern „recht harmlos vor"[2]: In der 1853 von Hirsch gegründeten Realschule wurde im Prinzip nichts anderes unterrichtet. Die Frontlinien im Streit zwischen Orthodoxie und Reform um ein gleichermaßen zeit- wie sachgerechtes jüdisches Schul- und Bildungswesen, von denen her Scholems Polemik erst zu verstehen ist, sollten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts erst neu herausbilden. Es handelte sich hier um einen Prozeß, an dem Samson Raphael Hirsch und seine Frankfurter „Austrittsgemeinde" wesentlichen Anteil hatten.

Schon in Hirschs „Neunzehn Briefen" aus dem Jahre 1836 tritt die pädagogische Grundausrichtung seiner Lehre deutlich hervor. In diesem pseudonym veröffentlichten Erstlingswerk forderte er dazu auf, die Tora „nicht für philologische und antiquarische Untersuchungen", sondern „als Jude", das heißt im Hinblick auf die in ihr enthaltene praktische „Unterweisung und Zurechtweisung" Gottes, zu lesen.[3] In Abwehr der von fremden Voraussetzungen ausgehenden Anfragen und Zumutungen postulierte er ein „sich selbst begreifendes Judentum"[4], das dazu imstande sei, alle Bildungsinhalte von der Tora aus harmonisch miteinander zu verknüpfen, als Vorbild nannte er Jehuda Halevi, der mit seinen „Geistesforschungen rein im Judentum" gestanden sei und es geistig „aus sich selber" aufgebaut habe.[5] In einem Gutachten, das er im Jahre 1844 anläßlich einer in Braunschweig stattfindenden Konferenz von Reformrabbinern verfaßte, faßte

[1] Vgl. z.B. die Sprüche der Väter 6,6, wo es – nach der Übersetzung Hirschs – heißt, daß die Tora durch die „Beschränkung ... in bürgerlichen Angelegenheiten" erworben werde (Israels Gebete, 1987, S. 523).

[2] Raphael Breuer, Samson Raphael Hirsch und seine Schule, in: Nahalath Zwi, 2. Jg., 1931/32, S. 104–120, hier S. 106 und 110.

[3] Ben Usiel (= Samson Raphael Hirsch), Neunzehn Briefe, Frankfurt am Main 1889[2], S. 7.

[4] A.a.O., S. 108.

[5] A.a.O., S. 100.



Samson Raphael Hirsch als junger Rabbiner in Oldenburg.

Hirsch seine pädagogische Antwort auf die Herausforderungen der Moderne dann erstmals mit dem *Tora im Derech Erez*-Motiv zusammen. In diesem Text geißelte er zunächst den Abfall der Neuerer vom Religionsgesetz und bestritt, daß sie dazu autorisiert seien, auch nur die kleinste traditionelle Sitte abzuschaffen oder zu verändern. Zudem führe die Reform zu einer Spaltung des Judentums, da es ein anderes Judentum als das der sinaitischen Tora, wie sie sich für die Jetztzeit gültig in Joseph Karos Gesetzbuch des Schulchan Aruch kodifiziert finde, nicht gebe. Der Erfolg der Anpassungen an den Zeitgeist beruhte, so Hirsch, zunächst auf der Leichtfertigkeit und dem bösen Willen der führenden Köpfe der Reform, daneben aber vor allem auf der Unkenntnis der jüdischen Quellen bei der jüdischen Jugend und dem Unverständnis des wahren Judentums. Nachdem das Bildungskonzept der traditionellen Talmudakademien (Jeschiwot) in Westeuropa an sein Ende gekommen sei, müsse man dem Abfall von der Tora daher mit einem pädagogischen Abwehrplan entgegentreten: „Deshalb wol-

len wir wieder Anstalten errichten, in welchen Thora, allgemeines Wissen und Gottesfurcht ihre einheitliche Pflege finden, damit wieder eine Elite in Israel erstehe, die Thora in reiner Absicht lernt, erfüllt und durchdrungen von dem Geist der Mizwos (Gebote) und ihrer Ausübung, mit weisem Verständnis der Zeit und dessen, was sie fordert. Wollet nicht von der Aneignung allgemeinen Wissens für den Bestand der Thora fürchten, wenn Ihr Leute, die sich für Gelehrte halten, der Thora entfremdet seht. Die wahre Wissenschaft liebt die Thora und kommt ihr zur Hilfe. Die nächste Folge jeder wahren Wissenschaft ist Demut und Gottesfurcht, Gottesfurcht aber ist der Schlüssel und die Hüterin der Pforte, die zur Thora führt."[1]

Nachdem mit diesen Worten das Programm der orthodoxen Bildungssynthese der Sache nach bereits eingeführt war, folgte nun ein ausdrücklicher Bezug auf das Motiv aus den *Sprüchen der Väter.* Hirsch forderte die Einrichtung von Lehrerseminaren, „welche die Söhne Israels Thora und Derech Erez lehren" und auf diesem Wege „Heilung für all unser Weh bringen" würden.[2] Nur beides gemeinsam könne der Sünde der Generation ein Ende setzen. „Das ist's doch, was wir blutenden Herzens erleben, wie unsere in Gottvertrauen und Heiligkeit erzogenen Kinder, sobald sie in ein Geschäft oder Profession eintreten, sich auf Schritt und Tritt von dem Einfluß der Zeit bedroht sehen, der sie vom geraden Wege abzubringen sucht, ihren priesterlichen Beruf ihnen entreißt und die Reinheit ihres Herzens durch ein unlauteres Erwerbs- und Genußstreben trübt."[3] Bereits wenige Wochen nach Beginn seiner Tätigkeit in der Frankfurter Israelitischen Religionsgesellschaft brachte Hirsch dieses pädagogische Konzept in einem Brief an den Gemeindevorstand und dann in einer Ansprache anläßlich der Grundsteinlegung der IRG-Synagoge am 30. September 1852 erneut zur Sprache.[4] In Hirschs Sicht handelte es sich um ein Bildungsprogramm, das die *gesamte Gemeinde* – und nicht nur die erst im Folgejahr gegründete Schule! – *von Anfang an* in *allen ihren Bestrebungen* leiten sollte.[5] In einer Einladungsschrift zur Abschlußprüfung der Schule im Jahre 1867 unter

[1] S.R. Hirsch, in: Nahalath Zwi, 1. Jg., 1930/31, S. 79.

[2] Ebd.

[3] A.a.O., S. 79 f.

[4] Vgl. H. Schwab, The History of Orthodox Jewry in Germany. Translated by Irene R. Birnbaum, London 1950, S. 41.

[5] Vgl. S.R. Hirsch, in: Gesammelte Schriften, herausgegeben von Justizrat Dr. Naphtali Hirsch, Band IV, Frankfurt am Main 1908, S. 362 sowie den Bericht in der *Allgemeinen Zeitung des Judenthums* vom 17.10.1853, S. 540. Es ist für den Stellenwert, den die pädagogische Aufgabe für Hirsch hatte, bezeichnend, daß die Eröffnung seiner Realschule noch vor der Einweihung der Synagoge stattfand.

dem Titel „Von den Beziehungen der allgemeinen Bildungselemente zu der speciell jüdischen Bildung" brachte Hirsch sein Konzept von dem „innigen Zusammenhang der jüdisch-nationalen Bildung mit den Aufgaben der allgemeinen menschlichen und bürgerlichen Bildungszwecke"[1] dann auch für die breite Öffentlichkeit zur Entfaltung.

Der zentrale Beleg für die Verwurzelung von Hirschs Bildungsprogramm in seiner Frankfurter Gemeindearbeit – und damit auch in seinem für viele so anstößigen gemeindepolitischen „Separatismus" – findet sich aber in einem Brief an den Würzburger Rabbiner Seligmann Bär Bamberger (1807–1878) auf dem Höhepunkt des Frankfurter Austrittskampfes im Frühjahr 1877. In dem offenen Briefwechsel zwischen den beiden Rabbinern ging es um die praktischen Auswirkungen des am 28. Juli 1876 vom Berliner Landtag verabschiedeten „Austrittsgesetzes", das den preußischen Juden erstmals das Verlassen der reformerisch dominierten Gemeinden gestattet hatte. Mit Blick auf die Frankfurter Situation hatte Bamberger diese Möglichkeit des öffentlichen Rechts mit einem für Hirsch vollkommen unerwarteten halachischen Gutachten und etwas von oben herab relativiert und das Unterlassen des Austritts für religionsgesetzlich erlaubt erklärt. Hirsch warf seinem Kollegen am 27. März 1877 daraufhin vor, mit seiner Intervention die Existenz seiner seit Beginn der fünfziger Jahre bestehenden separatorthodoxen Religionsgesellschaft in Gefahr zu bringen. Diese sei „ein weithin leuchtendes, Begeisterung und Nachahmung weckendes Beispiel für die Neuerstehung und treue Bewährung des alten ewigen Judenthums ... geworden." Die Errungenschaften seiner Gemeinde seien, so Hirsch weiter, „der thatsächliche Beweis für die Rettung und Heilung in sich tragende Wahrheit des Prinzips, wie dies die Religionsgesellschaft bei ihrer Gründung als leitende Devise" auf ihre Fahnen geschrieben habe. Sein Würzburger Gegner, der das Verbleiben in der reformorientierten jüdischen Hauptgemeinde erlaubt hatte, sei dem *Tora im Derech Erez*-Konzept „nicht ganz hold"; dabei sei es das zu „‚Wahrheit und Friede', zu Heilung und Genesung aus allem Siechthum und allen religiösen Wirren der Gegenwart führende einzig wahre Prinzip"[2].

Der Sinn dieser Thematisierung der unterschiedlichen Bildungsauffassungen innerhalb der deutsch-jüdischen Orthodoxie gerade im Zusam-

[1] Jeschurun, 13. Jg., 5627 (1866/67), S. 253 f.

[2] S.R. Hirsch, Offener Brief an S. Ehrwürden Herrn Distriktsrabbiner S. B. Bamberger in Würzburg, Frankfurt am Main 1877, S. 22.

menhang des gemeindepolitischen Streits ist wiederholt in Frage gestellt worden. Auch war Hirschs separatistische „Radikalität" in der Austrittsfrage für die meisten Interpreten schwer mit seiner angeblichen bildungspolitischen Kompromißbereitschaft zu vereinbaren. Doch ist der Briefwechsel Hirschs mit Bamberger der Schlüssel zum Verständnis auch seiner Bildungsideologie. Denn die Nennung des Tora im Derech Erez-Prinzips war hier keinesfalls eine bloße Stichelei, mit der die wissenschaftlich-kulturelle Qualifikation des Gegners in Zweifel gezogen werden sollte. Hirsch lag vielmehr daran, die organisatorische Unabhängigkeit der IRG, um die es im Austrittsstreit ging, im Zusammenhang mit seiner Bildungsprogrammatik zu verstehen. Damit gab sich seine Tora im Derech Erez-Forderung als ein dreifaches Abwehrkonzept zu erkennen, das erstens auf die Stärkung des Selbstbewußtseins und der Tora-Observanz seiner orthodoxen Gemeindeglieder, zweitens gegen die Reformbestrebungen des zeitgenössischen liberal-jüdischen Establishments und drittens gegen den von der nichtjüdischen Umgebung drohenden Säkularisierungsdruck und die Gefahr der Assimilierung bezogen war. Dieser dreifachen Herausforderung des 19. Jahrhunderts suchte Hirsch durch sein Konzept der *Rationalisierung* der Tora, der umfassenden *Partizipation* des jüdischen Bürgers am gesellschaftlichen und ökonomischen sowie am gemeindlichen Leben, der *Universalisierung* der Tora und schließlich der *Neukonstitution* der jüdischen Gemeinschaft auf dem Boden der Tora zu begegnen.

Das Stichwort der *Rationalisierung* steht in diesem Zusammenhang zunächst für eine kritische Analyse der Fehler der Toratreuen in der Vergangenheit. Denn den Zustand des Niedergangs der überlieferten Religion lastete Hirsch nicht nur den willkürlichen und repressiven Maßnahmen des reformorientierten jüdischen Establishments und der christlichen Obrigkeit, sondern auch der Weltfremdheit der traditionellen rabbinischen Bildungselite an. Die Rabbiner der voremanzipatorischen Zeit – zu denen in gewisser Hinsicht auch Bamberger zu rechnen war – hatten sich nach Meinung Hirschs Spitzfindigkeiten und praxiswidrigen Streitereien hingegeben und darüber ihre toragemäße Pflicht zur Leitung der Gemeinde vernachlässigt. Die in den Talmudakademien der früheren Jahrhunderte üblichen Auslegungsmethoden waren, so Hirsch, einer Zeit angemessen, in der die Loyalität zum Religionsgesetz unter den Juden nicht in Frage stand. In der jetzigen Situation aber war mit der Herausstellung talmudischer Finessen niemandem mehr gedient. Nun ging es darum, die religiöse Grundversorgung zu sichern und jegliche Bildung in den Dienst einer für den jüdischen Bürger verständlichen und handhabbaren Apologetik zu stellen.

Was Hirsch im Auge hatte, war die Schaffung eines den Zeitumständen Rechnung tragenden, in sich konsequenten und für den *common sense* einsehbaren popularphilosophischen Systems zur Verteidigung und erneuerten Motivierung der Gesetzesobservanz. In einem im Sinne Jehuda Halevis auf die religiöse Praxis – und nicht auf dogmatische oder metaphysische Konstruktionen – ausgerichteten pädagogischen Konzept sah er die Möglichkeit für eine grundlegende Besserung und Heilung einer verfahrenen Situation, die in seiner Sicht auf der Unmündigkeit und Hilflosigkeit der Gemeindeglieder beruhte. Die Festigung der orthodoxen Stellung im Kampf gegen den Verfall des traditionellen Judentums ließ sich durch die verstärkte Fixierung auf das Religionsgesetz und die Betonung der innergemeindlich-halachischen Rationalität und damit der Nachvollziehbarkeit und Überprüfbarkeit der religionsgesetzlichen Vorgänge und Forderungen erreichen. Das Lamento der Verbürgerlichung und des „Mizwot-Individualismus" wurde diesem durchaus intersubjektiv zu nennenden Anliegen daher in keiner Weise gerecht. Sein Raisonnement richtete sich dabei nicht an die Adresse gelehrter Spezialisten, sondern an den gesunden Menschenverstand des sich in wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht emanzipierenden und Transparenz und Partizipation einfordernden Bürgers. Ihm wollte er, durchaus unter Umgehung traditioneller hierarchischer Autoritäten, einen direkten, eigenständigen und praxisorientierten Zugang zu den geistigen Quellen des Judentums verschaffen. Ihm wollte er einen eigenverantwortlichen Umgang mit dem jüdischen Erbe ermöglichen und den in der Tora enthaltenen Pflichten einen neuen Sinn geben. Seine deutsche Pentateuchübersetzung und seine Bibelkommentare mitsamt der Zeitschrift Jeschurun gaben ihm dafür ein Werkzeug in die Hand. Auch seine eigenwillige Auslegungsmethode der Bibel mit den hebräischen Lautverwandtschafts-Etymologien und die positivistischen Adaptationen an den naturwissenschaftlichen Kenntnisstand der Newtonschen Ära waren an diesem Ziel orientiert. Sein Versuch, die Gesetzesobservanz anstelle auf das Herkommen auf Einsicht und Zustimmung zu begründen, war von dem Bewußtsein getragen, daß die religionsgesetzlichen Bestimmungen das jüdische Volk nicht spalten, sondern einen sollten. Esoterische Zugänge zur jüdischen Wahrheit, aber auch jede Betonung partikularer Lokalbrauchtümer („Minhag Frankfurt"), ließen sich mit diesem Interesse nicht in Übereinstimmung bringen.

Es war dieses Ziel einer internen Unterstützung und Kräftigung der Gesetzesobservanz, das eine *Standardisierung* und intersubjektive *Rationalisierung* der Tora nahelegte. Die sich aus diesem Programm ergebenden erwei-

terten *Partizipationsmöglichkeiten* für den jüdischen Bürger waren sowohl auf den Bereich des gesellschaftlichen und ökonomischen Lebens als auch auf die Angelegenheiten der jüdischen Gemeinde bezogen. Wenn Hirsch anstelle der alten Talmudgelehrten, die angesichts der Herausforderungen der Zeit versagt hatten, die Heranbildung einer *neuen* religiösen Elite anstrebte, so hatte er dabei die in der jüdischen Literatur bewanderten und urteilsfähigen berufstätigen „Laien" im Auge. Diese sollten den Fortbestand des traditionellen Judentums sichern. Die obsolet gewordenen Jeschiwot sollten daher durch Tora im Derech Erez-Einrichtungen ersetzt werden. Auf dem Gebiet des jüdischen Wissens stand er der sich herausbildenden Professionalisierung durchaus ablehnend gegenüber. Deren hintersinnige Abzwekkung, so sein Verdacht, lag darin, reformerisch gesinnte „Experten" mit dem Status wissenschaftlicher Überlegenheit auszustatten. Im Gegensatz zu Bamberger verstand Hirsch sich selbst auch nicht als einen Talmudgelehrten des alten Typs; er war Gemeindeführer und Publizist, dem es auf die praktische Wirksamkeit seines Tuns ankam. Vor diesem Hintergrund wird auch die herablassende Art verständlich, mit der der Würzburger Raw auf die Darlegungen Hirschs im Austrittsstreit reagierte. Bamberger versagte seinem Kollegen die Anerkennung als Talmudist und Halachist und beurteilte seine Kompetenz als eine Gelehrsamkeit minderen Ranges. Hirsch, dem in *dieser* Hinsicht jeder sportliche Ehrgeiz abging, war hingegen der Überzeugung, daß die Beschäftigung mit der Tora um ihrer Ausübung im Alltag und der praktischen Wirksamkeit in der Gemeinde willen geschehen und nicht zu einer Übung akademischer Akrobatik werden sollte. Die Rabbiner hätten, wie Hirsch einmal schrieb, „ihren höchsten Ruhm darin zu finden ..., alle ihre Genossen von klein bis groß zu ‚Theologen' zu bilden, daß die Gemeinde Gottes allesamt ‚ein Reich von Priestern' werde"[1]; das Rabbinatsamt sollte eine dienende und lehrende, nicht aber eine gesetzgebende Funktion haben und als seine „vorwiegendste Aufgabe anerkennen, sich überflüssig zu machen"[2]; es sollte seinen Träger nicht zum Mitglied in einer besonderen Gelehrtenkaste machen.

Dieser „laizistische" und zugleich auf das Praktische gerichtete Zug seiner „Gemeindetheologie" hielt ihn davon ab, die Bildungsanforderungen so zu erhöhen, daß nur eine intellektuelle Minderheit sie würde erfüllen können. Auch sein auffallendes Desinteresse an den Problemen der Rabbinerausbildung und seine Distanz zum von Esriel Hildesheimer gegründe-

[1] S.R. Hirsch, Die Religion im Bunde mit dem Fortschritt, in: Gesammelte Schriften, herausgegeben von Justizrat Dr. Naphtali Hirsch, Band III, Frankfurt am Main 1906, S. 511.

[2] Ebd.

ten Berliner Rabbinerseminar finden so ihre Erklärung. Wenn sich Hirsch mit der Einrichtung einer Realschule zufriedengab und darüber hinaus nicht die Einrichtung eines Gymnasiums anstrebte, hing das natürlich zum einen mit den unmittelbaren wirtschaftlichen Interessen seiner Gemeindeglieder in einer an kommerziellen Bedürfnissen ausgerichteten Stadt zusammen. Zum andern galt Hirschs ideologisches Interesse aber auch ganz grundsätzlich der Integration seiner Gemeindeglieder in das bürgerliche Wirtschaftsleben. Er sah es daher nicht als seine Aufgabe an, seine Schüler zur Bildungselite einer Gelehrtenrepublik zu erziehen. Das Gottesgesetz „weihet den, der es lehret, und weihet den, der es übet, einerlei, ob es durch den Schuhmacher oder Schneider, den Kaufmann oder Gelehrten vertreten wird".[1] Die Tatsache, daß die Ämter in der Frankfurter IRG grundsätzlich auf dem Wege freier Wahlen vergeben wurden, paßte zu diesem politisch bewußten und modernen Gepräge, das in der Konzeption Hirschs eine wichtige Rolle spielte. Die demokratischen Prinzipien fanden ihren rechtsförmigen Ausdruck in den auf die Kompetenzen der „Generalversammlung" der Gemeinde bezogenen Bestimmungen. In ihnen war vorgesehen, daß die Gemeindevollversammlung in den durch das Religionsgesetz vorgeschriebenen Bahnen frei und „nach Stimmenmehrheit"[2] entscheiden würde. Zwei Generationen später stellten diese Gesichtspunkte einen entscheidenden Impuls für die entstehende orthodoxe Konkurrenzbewegung zum Zionismus, die Agudat Israel, dar, die nicht zufällig den entscheidenden Anstoß zu ihrer weltweiten Organisierung aus Frankfurt bekam. Nicht ohne Bedeutung ist auch, daß in Hirschs Nachfolge wichtige orthodoxe Führungspersönlichkeiten im 20. Jahrhundert (wie der in Frankfurt gebürtige Jacob Rosenheim, der erste Präsident der Agudat Israel) nicht traditionell oder akademisch gebildete Rabbiner, sondern „Laien" waren.

Die vielleicht revolutionärste Neuerung auf dem Boden des toratreuen Judentums gelang Hirsch im Hinblick auf die Rolle der Frau. Sein Konzept der *Universalisierung des Lernens* und der religiösen Zuständigkeit und Verantwortung führte ihn dazu, anläßlich der Gründung seiner Realschule gleichzeitig auch für den Unterricht der Mädchen Sorge zu tragen. Aus diesem Grunde nahm er, gegen das Herkommen, in den unteren Klassen sei-

[1] Ebd.

[2] Statuten der Israelitischen Religionsgesellschaft vom 21.2.1875, S. 4. Auf der anderen Seite war aber vorausgesetzt, daß die Beschlüsse der Gemeindeorgane ihre Gültigkeit erst nach einer halachischen Konformitätsprüfung und einer entsprechenden rabbinischen Erklärung erlangen sollten.

ner Anstalt zeitweise sogar gemischte Klassen hin. In einer Situation der verschärften Auseinandersetzung mit den Kräften der Assimilation und Reform konnte die Aufwertung der Mädchenerziehung zunächst pragmatisch mit der Notwendigkeit begründet werden, die geistige Widerstandskraft der Betroffenen zu stärken, die dereinst als junge Mütter das Judentum an die Nachgeborenen weiterzugeben haben würden. Daneben kam es aber auch zu einer betont religiösen Motivierung und Akzentsetzung, die Hirsch in schöpfungstheologischem Zusammenhang von der „völlige(n) Gleichheit und paritätische(n) Selbständigkeit" der Geschlechter sprechen ließ.[1] Wenn in seinen Ausführungen zu Genesis 5,1–2 von der „Bildung" des Menschen in der „Ähnlichkeit Gottes" die Rede ist, so scheint neben der anthropologischen Einsicht von der schöpfungsmäßig gegebenen Geschlechterpolarität auch eine Anlehnung an den in etymologischer Hinsicht aus der Imago-Vorstellung geschöpften deutschen Bildungsbegriff gegeben.[2]

Wichtiger als diese terminologische Übereinstimmung aber war sein Konzept der *Universalisierung der Tora,* das in dem scheinbar grenzenlosen kosmologischen, anthropologischen und epistemologischen Optimismus seines Bildungsprogramms die Entsprechung fand. Wiederum ist der Sprachgebrauch Hirschs bezeichnend. In seiner Auslegung zu Genesis 5,2 ist davon die Rede, daß die Gottähnlichkeit nichts „Übernatürliches" sei, das dem Menschen durch die Kultur erst „angebildet werden müßte". Der wahre „Naturzustand" des Menschen, so Hirsch weiter, sei vielmehr seine Gottähnlichkeit: „in seinem wahren Naturzustand ist er geistig wach und sittlich rein Gott ähnlich." Die Voraussetzung dieser Annahme war für Hirsch die Vorstellung von einer schöpfungsmäßigen Einheit von Gotteslehre und Kosmos, einem ursprünglichen universalistischen Aufeinander-Bezogensein von Tora, Mensch und Geschichte. Dieses Weltbild, das von einem Beobachter einmal als „monistisch"[3] bezeichnet worden ist, schloß

[1] Zu Gen. 2,18.

[2] Vgl. Rudolf Lennert, Stichwort „Bildung: Zur Begriffs- und Geistesgeschichte", in: Theologische Realenzyklopädie, Band 6, S. 569. In seinem Pentateuchkommentar übersetzt Hirsch das „zu unserm Bilde" aus Gen. 1,26 mit „in einer unser würdigen Hülle". Die Ausführungen zum Bildungsbegriff im Kommentar zu Gen. 14,14 scheinen direkt daran anzuschließen, wenn es heißt, durch Bildung, die „nicht im Predigen, Moralisieren und Konfirmieren", sondern „in der praktischen Einführung und Eingewöhnung in die Erfüllung der Lebenspflichten" bestehe, bekomme „der junge Mensch ... ein geistiges Gewand, in dem er sich bewegen soll."

[3] Vgl. Noah H. Rosenbloom, Religious and secular co-equality in S.R. Hirsch's educational theory, in: Jewish Social Studies 4, 1962, S. 232 ff.

die Geringschätzung „weltlichen" Wissens aus, denn ein Abglanz der Herrlichkeit der Tora ließ sich überall dort wiederfinden, wo Forschung und Wissenschaft mit ehrlichem Bemühen der *einen* Wahrheit auf der Spur waren.[1] Von diesen erkenntnistheoretisch ungemein optimistischen Voraussetzungen aus erstrebte er die harmonische Verknüpfung aller Bildungsinhalte in seinem in gleicher Weise anthropologischen wie israeltheologischen Ideal „Mensch-Israel"[2], das dem Postulat einer prinzipiellen Interdependenz der göttlichen Offenbarungsweisen in der Tora, der Natur und der Geschichte entsprechen und ein Pendant zu seiner Tora im Derech Erez-Devise sein sollte.

Aus diesem Grunde handelte es sich bei den Bereichen von „Tora" und „Derech Erez" bei Hirsch auch nicht um quantitativ gegeneinander abzugrenzende oder auch nur abgrenzbare Bildungsareale, deren Kombinierung eine prinzipiell zweifelhafte Angelegenheit mit Kompromißcharakter war oder – durch die Ausweisung eines mehr oder weniger großen „religionsgesetzlich neutralen" Raumes – der Opportunität unterlag. Die Meinung, daß ein bestimmter Pädagoge oder Bildungspolitiker zu einer bestimmten Zeit „zu weit" gegangen sei und, gleichsam auf dem Verhandlungswege, mit Blick auf den Stundenplan immer Modifikationen oder Arrondierungen möglich seien, entsprach nicht seinen Vorstellungen. Daher machte er zu keinem Zeitpunkt Anstalten, die „religiösen" und „weltlichen" Fächer im Curriculum seiner Realschule in ein wie auch immer geartetes Gleichgewicht zu bringen. Er unterließ auch jeden Versuch, das numerische Verhältnis der Unterrichtsstunden, das sich wegen der strenger werdenden staatlichen Anforderungen nach und nach zuungunsten der jüdischen Fächer verschob, näher zu begründen.[3] Ausschlaggebend war für Hirsch, sich einem Verständnis von Pädagogik zu widersetzen, das die Bildung zu einem Additionsverfahren zweier ansonsten unverbundener Bereiche degradierte.

Die von dieser Zusammenschau aus möglich werdende Verbindung von bürgerlicher Bildung und gesetzeskonformer Lebensführung war für Hirsch mit Blick auf die christliche Umwelt im Sinne einer Erweiterung des

[1] So Hirsch vor allem auch in seiner Rede anläßlich einer Feier in der Realschule am Vorabend des 100. Geburtstags Friedrich Schillers am 9. November 1859; vgl. Gesammelte Schriften, herausgegeben von Justizrat Dr. Naphtali Hirsch, Band VI, Frankfurt am Main 1912, S. 308–321.

[2] Vgl. Mordechai Breuer, Jüdische Orthodoxie im Deutschen Reich. 1871–1918, Frankfurt am Main 1986, S. 73.

[3] Vgl. Noah H. Rosenbloom, a.a.O., S. 238.

orthodoxen Lebensraumes zu begreifen. Die Demonstration dieser Möglichkeit, die Tatsache, daß die orthodoxe Erneuerungsbewegung in Frankfurt nicht von einem „jargonsprechenden" Ghettojuden, sondern von einer Bewegung von Männern ausging, die auf der Höhe der Zeit standen und deren Anführer auf ein Universitätsstudium zurückblicken konnte, war für seine Anhänger in einem emphatischen Sinne „Heiligung des göttlichen Namens". Ein Bild von der Auseinandersetzung, in der sich die Orthodoxie wußte, gibt ein von dem langjährigen „Laienvorsitzenden" der IRG, Emanuel Schwarzschild, kolportiertes Zitat eines Vorstandsmitgliedes der Frankfurter Reformgemeinde, der den Vorstellungen von der Berufung eines gebildeten und zugleich toratreuen IRG-Rabbiners mit folgenden Worten entgegengetreten sei: „Wenn ihr einen Polaken haben wollt, so wollen wir euch einen solchen, mit einem grossen Bart selbst, aus der Ukraine kommen lassen, aber einen gebildeten Mann um keinen Preis."[1] Für das in Frankfurt vertretene pädagogische Konzept war „Bildung" ein Mittel zur Ermöglichung der kulturellen Partizipation in der nichtjüdischen Gesellschaft und darüber hinaus zur Erlangung gesellschaftlicher Anerkennung. Welch weitgehende Schlußfolgerungen sich für Hirsch aus der Entfernung der Schranken zum christlichen Bürgertum und der positiven Bewertung seiner Kultur ergaben, sollte in einem Kommentar zur Einführung der Überarbeitung eines für jüdische Schulen bestimmten deutschen Lehrbuchs in der Frankfurter Realschule deutlich werden. Hirsch schrieb dort, der jüdische Knabe solle sich selbst über die Schilderung eines Weihnachtsabends freuen können: „Ist's nur ein *jüdischer* Knabe, ist sein Elternhaus ein *jüdisches* Haus ..., wie wird er sich freuen, daß ... auch von diesem jüdischen Geiste bereits ein wenngleich nur schwaches und getrübtes Echo Antheil auch nichtjüdischer Häuser und Kinder geworden."[2] Wie die durch den Kursivdruck angedeutete Kautele deutlich macht, zielte Hirschs pädagogische Hauptsorge aber nach innen; „Bildung" war für ihn ein Mittel zur Abwehr des viel gefährlicheren innerjüdischen reformorientierten Gegners.

Ein in seinen Schriften gern angeführtes Zitat Friedrich Schillers brachte den gemeinten Zusammenhang treffend zum Ausdruck: „Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren. Was sie willenlos

[1] Emanuel Schwarzschild, Die Gründung der Israelitischen Religionsgesellschaft zu Frankfurt am Main und ihre Weiterentwicklung bis zum Jahre 1876. Nach seinen Erinnerungen geschildert von E. Schwarzschild, Frankfurt am Main 1896, S. 15.

[2] Vgl. Jeschurun, 4. Jg., 1858, S. 398.

ist, sei Du es wollend – das ist's."[1] Diese Zeilen enthielten für Hirsch beides: den Hinweis auf die göttlichen Spuren im Bereich des natürlichen (und ebenso geschichtlichen) Seins wie den Appell an die vom Sollen und Wollen her zu bestimmende differentia specifica des Judentums. Dieses Sollen und Wollen, auf das sich seine Erziehungsanstrengungen letztlich richteten, war für ihn aber auf die jüdische Gemeinschaft bezogen, die nach seinem Verständnis ein Kollektiv zur Erfüllung der durch das Gottesgesetz auferlegten Pflichten war. Hirsch ging es *nicht vorrangig* um die *individuelle* Gesetzestreue und religiöse Lebensführung – eine solche konnte er auch Bamberger und der sich unter dem Dach der reformierten Frankfurter Großgemeinde formierenden Gemeindeorthodoxie nicht absprechen –, sondern um die Wiederherstellung der durch die Tora vorgesehenen Institution der jüdischen Kehilla. Durch die Gründung der Israelitischen Religionsgesellschaft, die sich in ihren Statuten auf die durch Joseph Karo kodifizierten sinaitischen Normen berief, war nach Hirschs Überzeugung die legitime Nachfolgerin der durch den Abfall von der Tradition zerstörten alten Frankfurter Gemeinde entstanden. Aus diesem Anspruch ergab sich für ihn mit Notwendigkeit, daß jeder Jude der Stadt religionsgesetzlich dazu verpflichtet war, sich der IRG – und ausschließlich ihr – anzuschließen und mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln zur Erfüllung ihrer Aufgaben beizutragen. Deren Charakter vom zionistischen Standpunkt aus als „bloße Religionsgemeinde" („Religionsgesellschaft") zu beklagen, bedeutete – abgesehen vom Anachronismus dieser Forderung! – in seinen Augen gerade, ein unjüdisches *Religions*verständnis zu decouvrieren. Der Wille von Juden, in ihrer Mitte das sinaitische Gesetz wirksam werden zu lassen, hob ihren Kreis im Sinne der jüdischen „Religionsnation" unverkennbar über eine konfessionell-religiöse Gemeinschaft nach dem westeuropäischen Modell hinaus. So stehen die drei von Gershom Scholem apostrophierten Gestalten in jeweils charakteristischer Weise für die drei unterschiedlichen Aspekte von Hirschs nationaljüdischem Abwehr- und Erziehungsprogramm: *Friedrich Schiller* für den universalistischen Anspruch auf das Wahre, Schöne, Gute und die „Heiligung des Namens" im Sinne optimistischer Lebens- und Weltbejahung, *Jehuda Halevi* für die jüdische Selbstvergewisserung im Sinne eines „sich selbst begreifenden Judentums" und *Joseph Karo* für die Verwurzelung nicht nur des Einzelnen, sondern auch der jüdisch-nationalen Gemeinschaft in der „sinaitischen" Gesetzlichkeit.

[1] Vgl. a.a.O. und S.R. Hirsch, Gesammelte Schriften, Band VI, Frankfurt am Main 1912, S. 312.

DIE HÖHERE SCHULE DER ISRAELITISCHEN RELIGIONSGESELLSCHAFT, AB 1928 „SAMSON-RAPHAEL-HIRSCH-SCHULE“

A. DIE ENTWICKLUNG DER SCHULE VON 1853 BIS 1928

1. Übersicht über die Schulgeschichte 1853–1928[1]

Am 29. August 1851 trägt Rabbiner S.R. Hirsch dem Vorstand der Israelitischen Religionsgesellschaft (IRG) seinen Wunsch vor, Jungen und Mädchen Unterricht zu erteilen. Noch vor Ablauf eines Jahres regt er die IRG an, eine eigene Schule zu gründen.

Am 5. Juli 1852 wird eine Kommission gewählt und mit den Vorarbeiten beauftragt. Ein Gesuch der IRG an den Senat der Stadt Frankfurt am Main wird zusammen mit Lehrplänen für eine Realschule und eine höhere Mädchenschule eingereicht. Bereits am 22. Dezember 1852 ist der Antrag genehmigt.

Konstituiert wird die Schule durch einen von der IRG gewählten, aus fünf Personen bestehenden „Schulrat", dem u. a. Freiherr Wilhelm Carl von Rothschild und Emanuel Schwarzschild angehören.

Kern des Programms der Schule ist ein ausgewogenes Verhältnis von jüdischen und profanen Fächern und als Prinzip deren „Vereinigung und Durchdringung". Diese Zielvorstellung wurde im Verlauf der gesamten Schulgeschichte, auch wenn sie von Anfang an in der intendierten Weise nicht realisiert werden konnte, immer wieder hochgehalten und propagiert.

Am 1. April 1853 wurde die Schule der Israelitischen Religionsgesellschaft mit 55 Jungen und 29 Mädchen unter der Leitung von S.R. Hirsch in der Schützenstraße 14 eröffnet. Das Schulgebäude stand direkt neben der Synagoge der IRG, die erst ein Jahr später fertiggestellt ist – ein Zeichen dafür, welche Bedeutung einer eigenen Schule von der IRG beigemessen wurde. Die auf sechs Klassen geplante Schule beginnt zunächst mit den vier unteren Klassen. In den Klassen 6 bis 4 sind die Jungen und Mädchen noch beisammen, ab Klasse 3 wird nach Geschlechtern getrennt. Für den Unterricht standen außer dem Schulleiter fünf Lehrer und eine Lehrerin für weibliche Handarbeiten zur Verfügung.

[1] Zusammengestellt aufgrund der Jahresberichte und der Festschriften der Schule.

Nach Ablauf eines Jahres fand die erste öffentliche Prüfung der Schüler mit gutem Erfolg statt. Solche öffentlichen Prüfungen, die später eine ganze Woche dauerten, gab es in Frankfurt am Main bis 1893.

Mit der Schule von S.R. Hirsch trat die Entwicklung der modern-orthodoxen jüdischen Schule insofern in eine neue Phase ein, als er mit ihr seine Bildungsideologie, die Verknüpfung von jüdischer mit weltlicher Bildung, verwirklichen wollte. Sie war keine Armenschule, sondern für alle sozialen Schichten offen, eine vollwertige höhere Schule für Jungen und Mädchen in verschiedenen Klassen, aber unter einer Leitung. Dieses neue Modell einer jüdischen Schule wurde in kurzer Zeit zum Muster für andere orthodoxe Gemeinden.

Die Zahl der jüdischen Unterrichtsstunden (Tora, Religion, hebräische Sprache), die nach dem 1852 von S.R. Hirsch aufgestellten Lehrplan fast die Hälfte der Gesamtstundenzahl erreichen sollte, hat allerdings nie mehr als ein Drittel betragen. Talmud wurde auch nur in den oberen Klassen mit solchen Schülern behandelt, die man dazu für befähigt hielt. In den jüdischen Fächern wurde von den Schülern, im Gegensatz zum Philanthropin, eine Kopfbedeckung, die Kippa, getragen.

1855 wird die Schule bereits von 86 Schülern und 41 Schülerinnen besucht; 1857 sind es 119 Jungen und 74 Mädchen. 1862 besteht die Schule aus zwei Elementarklassen für Jungen und Mädchen, vier Realklassen für Jungen und vier Realklassen für Mädchen. Die Schülerzahl ist nun auf 259 angewachsen, 156 Jungen und 103 Mädchen. Die Zahl der Lehrer beträgt 14, darunter vier wissenschaftliche Lehrer und drei Lehrerinnen für weibliche Handarbeiten.

Die weitere Entwicklung macht es notwendig, das Nachbarhaus, Rechneigrabenstraße 3, für die Schule hinzuzuerwerben. In dieses Gebäude werden die Mädchenklassen verlegt. Da zu dem Haus ein großer Garten gehörte, konnte ein Spielplatz eingerichtet werden, der durch einen Zaun in der Mitte Jungen und Mädchen voneinander trennte. Der Spielplatz mußte allerdings 1872 für eine Erweiterung der Synagoge wieder abgegeben werden.

Der erste große Einschnitt in der Geschichte der Schule ergibt sich infolge der Annexion Frankfurts durch Preußen im Jahre 1866. Bis dahin wurde die Schulaufsicht von einer gemischten Kirchen- und Schulkommission großzügig gehandhabt, und die Schule hatte viel Freiheit, ihren Weg selbst zu bestimmen. Das änderte sich mit der Umstellung auf das preußische Schulsystem. Seitdem mußte die Schulleitung um jede Stunde jüdischen Unterrichts kämpfen.

1867 wird die Schule dem Provinzial-Schulkollegium in Kassel unterstellt und als Realschule II. Ordnung anerkannt. Sie besteht seitdem aus drei Anstalten: einer dreiklassigen Vorschule, der aus sieben Klassen bestehenden Realschule (mit Prima, Ober- und Untersekunda) und der aus acht Klassen und einer Selekta bestehenden höheren Töchterschule.

Nachdem der preußische Lehrplan übernommen werden mußte, beginnt Französisch in der Sexta, Englisch in der Quarta. Auch die unteren Klassen werden nach Geschlechtern getrennt. Die Mädchenschule ist seitdem selbständig organisiert, bleibt aber weiterhin mit der Realschule für Jungen unter einer Schulleitung.

Mit erfolgreichem Abschluß der Realschule erwerben die Jungen das „Einjährige", d.h. sie brauchen statt der in Preußen sonst üblichen dreijährigen nur eine einjährige Militärdienstzeit abzuleisten.

Nach Gründung des Deutschen Reichs werden die Schulen durch das preußische Schulaufsichtsgesetz von 1872 einer noch strengeren staatlichen Aufsicht mit der Tendenz zur Vereinheitlichung unterworfen. Die Toleranz gegenüber den besonderen Belangen der jüdisch-orthodoxen Schulen nimmt seitdem ständig ab. Die Zahl der hebräischen Wochenstunden muß auf zehn zurückgenommen werden, davon sechs für den Bibel-, vier für den Talmudunterricht in den höheren Klassen.

Die von S.R. Hirsch durchgeführten Prüfungen der Schüler der Talmudklassen, die sich jeden Schabbat zu diesem Zweck in der Schule einfinden und über das in der Woche Gelernte Rechenschaft ablegen mußten, fallen weg.

1877 legt S.R. Hirsch aus Gesundheitsgründen das Direktorat nieder. Für seine Tätigkeit als Schulleiter hat er nie ein Entgelt weder beansprucht noch erhalten. Nachfolger wird sein ältester Sohn Dr. Mendel Hirsch, der bereits als Lehrer an der Schule tätig war.

1878 wird die Schule als vollberechtigte Realschule (statt II. Ordnung) anerkannt. Nach und nach wurden alle Klassen, die noch zweijährige Lehrgänge hatten, zu solchen mit einjährigem Lehrgang umgewandelt, so daß die Mädchenschule ab 1879 bis 1902 aus neun Klassen und einer Selekta bestand.

Für ein neues Schulgebäude in der Straße Am Tiergarten westlich des Zoos wird 1879 der erste Spatenstich getan. Wilhelm Carl von Rothschild hat der IRG für den Hausbau 300 000 Mark geschenkt. 1881 wird das neue Schulgebäude, damals eines der stattlichsten und modernsten in Frankfurt, feierlich eröffnet. Die Festrede hält Dr. Mendel Hirsch. Ansprachen halten auch Rabbiner S.R. Hirsch und Oberbürgermeister v. Miquel.

Im Frühjahr 1881 fordert Rabbiner Hirsch seine Gemeinde auf, für die Kinder jüdischer Einwanderer aus dem Osten eine Volksschule zu errichten. Am 1. Juni 1882 wird diese Schule unter Leitung von Dr. Mendel Hirsch im frei gewordenen Schulgebäude in der Schützenstraße eröffnet. 1891 erhält sie durch eine Spende des Vorstandsmitglieds der IRG Selig Goldschmidt ein eigenes Gebäude am Röderbergweg.

1881 wird die Schule der IRG aufgefordert, den Lehrplan für die höhere Töchterschule vorzulegen; einige Jahre später erhält sie die Weisung, daß sie sich nach dem Normallehrplan der höheren Mädchenschulen in Berlin zu richten hat.

Der Unterricht über die fünf Bücher Mose wird unter dem Einfluß von Mendel Hirsch dahingehend umgestellt, daß nicht mehr verschiedene Kommentatoren beigezogen und diskutiert werden, sondern nur noch der Pentateuch-Kommentar von S.R. Hirsch zugrunde gelegt wird. Von ihm verspricht man sich in Frankfurt eine „Wiederbelebung jüdischen Geistes und jüdischen Lebens".

1882/83 treten die preußischen Normallehrpläne für die Realschule in Kraft. Es ergeben sich Verschiebungen von Stundenzahlen in mehreren Fächern. Veränderungen im Lehrplan fanden 1886 auch für die Mädchen und 1891 nochmals für die Jungen statt. Sie wurden damals als Einschnitte empfunden, waren aber aus heutiger Sicht nicht von wesentlicher Bedeutung. Die Selekta der Mädchenschule wurde vorübergehend in eine „wissenschaftliche" und eine „Handelsabteilung" geteilt. Einschneidender für die jüdische Schule war, daß ab 1885 der Unterricht im rabbinischen Schrifttum reduziert wurde.

Die Zahl der Schülerinnen und Schüler stieg in der Schule der IRG ständig weiter an, während sie im Philanthropin ab 1883 abnahm. 1887 fällt, darin den anderen preußischen Realschulen folgend, auch in der Realschule der IRG das siebte Schuljahr weg.

Am 31. Dezember 1888 stirbt Rabbiner S.R. Hirsch, der bis zuletzt die Entwicklung der von ihm gegründeten Schule begleitet hat. Sein Nachfolger als Rabbiner der IRG wird Dr. Salomon Breuer, der 1891 in Frankfurt eine Jeschiwa, d.h. eine Talmud-Schule für junge Männer, die eine intensive jüdische Bildung erwerben und z.B. Rabbiner werden möchten, eröffnet.

1893 wird die Schule der IRG von 545 Schülerinnen und Schülern besucht. Am 28. März 1900 stirbt Dr. Mendel Hirsch, nachdem er die Schule 23 Jahre lang geleitet hat. Im April 1901 übernimmt Dr. Gerson Lange die Schulleitung.

Ein Erlaß im Jahre 1900 stellt die Reifezeugnisse aller neunstufigen höheren Schulen in bezug auf die Studienberechtigung und die Zulassung zu Staatsprüfungen gleich. Seitdem konnten die Eltern der Schüler, die an einer Universität studieren wollten, ihre Kinder die jüdische Realschule bis zum Abschluß besuchen lassen. Diese Schüler gingen anschließend meist auf die Oberstufe eines Realgymnasiums oder einer Oberrealschule über, um dort die Reifeprüfung ablegen und damit die Studienberechtigung erwerben zu können.

1903 feiert die Schule ihr 50jähriges Bestehen und gibt eine gedruckte Festschrift heraus. In diesem Jahr beträgt die Zahl der Schüler 359, die der Schülerinnen 258. Die Schule besteht aus sechs Realschulklassen und drei Vorschulklassen sowie neun Klassen und einer Selekta der höheren Mädchenschule. Die Zahl der ordentlichen Lehrkräfte beträgt 24 zuzüglich zwölf Hilfslehrkräfte. Rabbiner Dr. Salomon Breuer nennt die Schule in seiner Ansprache zur Feier des 50jährigen Bestehens „gleichsam die Seele unserer Gemeinde", sie habe sich zu einer „mustergültigen Anstalt" entwikkelt.

Am 27. August 1907 wird die neue Synagoge der Israelitischen Religionsgesellschaft an der Friedberger Anlage eröffnet. Sie war nicht nur das größte jüdische Gotteshaus in Frankfurt, sondern auch das prächtigste und eindrucksvollste.

Zum 100. Geburtstag des Schulgründers im Jahre 1908 findet in den Räumen des Neuen Kaufmännischen Vereins eine große Schulfeier statt, zu der Rabbiner Dr. S. Breuer die Festrede hält.

Nach der Einführung eines obligatorischen zehnten Schuljahres werden die Mädchenklassen 1906 als „öffentliche höhere Mädchenschule" anerkannt. Die Zahl der Stunden in Religion (Hebräisch) wird von sechs auf fünf reduziert. An die Stelle der Selekta tritt eine „Frauenschule", die ab 1912 die Bezeichnung „Oberlyzeum" erhält. Gleichzeitig erhält die Mädchenschule die Bezeichnung „Lyzeum".

Die ständige Aufwärtsentwicklung der Schule wird durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs jäh unterbrochen. Der geplante Ausbau der Jungenschule zu einer Vollanstalt mit Abitur kommt nicht zustande. Lehrkräfte werden einberufen, die Stundenzahl muß vermindert, Klassen müssen zusammengelegt werden. Jede Woche werden verschiedene Sammlungen von Metall und anderen Rohstoffen und solche für die Soldaten an der Front und in den Lazaretten durchgeführt. Die Schüler werden zu „vaterländischen Hilfsdiensten", z.B. zu Erntearbeiten eingesetzt. Am Ende des Ersten Weltkriegs hat die Schule 66 Ehemalige an Gefallenen zu beklagen.

In der Weimarer Republik werden Schulreformen durchgeführt. Die Klassen wählen Vertrauensschüler als Bindeglied zwischen der Klasse und dem Klassenlehrer. Elternbeiräte werden demokratisch gewählt, um die Schule in allgemeinen Fragen zu beraten. Der Elternbeirat veranlaßt z.B. die Einführung elektrischer Beleuchtung in der Schule, später die Anstellung eines Schularztes und einer Schulpflegerin. Es gibt Klassen- und Schulelternabende und wöchentliche Sprechstunden der Lehrer für die Eltern.

Die infolge des Krieges schwieriger gewordenen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse machen es notwendig, daß die Schule ihre Erziehungsaufgaben erweitert. Sie wirkt z.B. mit bei der Verkehrserziehung, im Kampf gegen Krankheiten und bei der Sexualerziehung. Ab 1920 kommt ein Schularzt zweimal wöchentlich in die Schule, um die Kinder zu untersuchen und gesundheitlich zu beraten. Dabei unterstützt ihn die Schulpflegerin. Ab 1920 vermittelt sie erholungsbedürftige Kinder in in- und ausländische Heime. Auch ein Schulzahnarzt nimmt seine untersuchende und beratende Tätigkeit auf. Schulausflüge, die früher nur einmal jährlich stattfanden, werden nun öfter durchgeführt. Zusätzlich zu den zwei Turnstunden werden zwei Pflichtstunden für Turnspiele obligatorisch. Sie finden meist im Ostpark statt.

1923 ist die Zahl der Schüler auf 766 (Realschule 274, Vorschule 137, Lyzeum 355) angewachsen und hat damit ihren Höchststand erreicht. Die einschneidendste Veränderung für die Schule nach dem Ersten Weltkrieg ist der Abbau der Vorschulklassen aufgrund des „Reichsgrundschulgesetzes" von 1920. Es bestimmt, daß alle Kinder die vierjährige Grundschule besuchen müssen. In der Schule der IRG wird es ab 1924 wirksam.

Am 4. März 1923 wird in der Schule eine Gedenktafel für die 66 ehemaligen Schüler enthüllt, die im Krieg gefallen sind.

Eine Schulbücherstiftung nimmt 1923 unter Leitung von Prof. Dr. Caro ihre Arbeit auf und entlastet die Eltern vom Kauf der Schulbücher. Weitere Stiftungen stellen Mittel für die Anschaffung von Büchern für den Unterricht im Hebräischen und für jüdisch-hebräische und neusprachliche Fachliteratur zur Verfügung.

Nach 22 Jahren Schulleitung stirbt Dr. Gerson Lange am 24. September 1923. Sein Nachfolger wird Dr. Elias Fink, der dem Kollegium bereits als Lehrer angehörte.

Der Abbau der drei Vorschul- und unteren Lyzealklassen ab 1924 ist 1926 beendet. Er hat nicht nur eine beträchtliche Verringerung der Schülerzahl, sondern auch der Zahl der Lehrkräfte zur Folge: Ostern 1927 be-

steht das Kollegium nur noch aus 17 planmäßigen und neun Hilfslehrkräften. Die grundschulpflichtigen Kinder von Eltern der IRG besuchen nun die vier untersten Klassen der Israelitischen Volksschule, die zum Teil in Räumen der ehemaligen Vorschule untergebracht sind.

Ab Ostern 1925 sind die „Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen Preußens" („Richertsche Richtlinien") in Kraft. Das Kollegium begrüßt diese neuen Lehrpläne, die ein Zusammenwirken aller Fächer mit dem Ziel der Persönlichkeitsbildung der Schüler zur Forderung erheben und leitet aus ihnen eine Stärkung der Sonderstellung des Hebräischen ab. „Wir handeln ganz im Sinne der neuen Lehrpläne, die den Gedanken der Konzentration mit aller Entschiedenheit vertreten, wenn wir im Geiste von S.R. Hirsch die Synthese zwischen jüdischer Lehre und profaner Kultur herstellen", heißt es in der Festschrift von 1928 (S. 22). Mehrere Lehrer nehmen an Lehrgängen zur Durchführung der Lehrplanreform teil.

1926 stirbt Rabbiner Dr. S. Breuer. In einer Feierstunde werden seine Verdienste als Gründer der Frankfurter Jeschiwa besonders hervorgehoben.

1928, im 75. Jahr ihres Bestehens, ist die Schule der IRG die größte jüdische Schule in Frankfurt. Nach ihrem Gründer erhält sie den Namen Samson-Raphael-Hirsch-Schule.

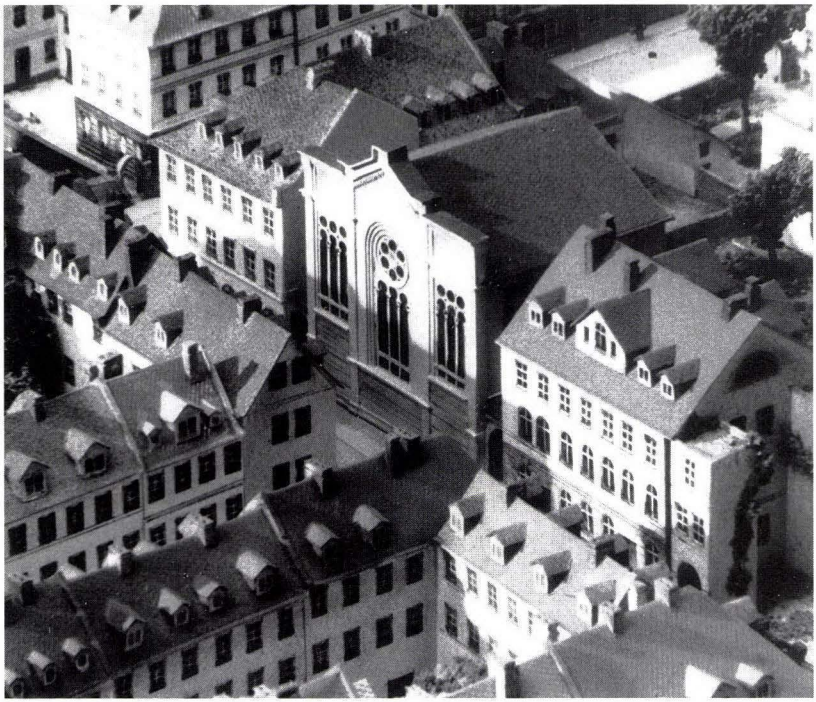
2. Die Anfänge der Schule (1853–1881)

Eingabe an den Senat der Stadt Frankfurt am Main zur Errichtung einer Schule (1852)

praes. d. 18. Oktober 1852

An Einen Hohen Senat der freien Stadt Frankfurt.
Gehorsamste Vorstellung und Bitte von Seiten des Vorstandes der Israelitischen Religionsgesellschaft.
Dahier.
Die Erlaubniß zur Errichtung einer Unterrichtsanstalt für Knaben und Mädchen betr.

Hoher Senat
Der gehorsamst unterzeichnete Vorstand der Israelitischen Religionsgesellschaft erlaubt sich das gütige Wohlwollen eines Hohen Senats für eine An-



Die Synagoge der Israelitischen Religionsgesellschaft, 1852–1854 mit finanzieller Hilfe der Rothschilds in der Schützenstraße errichtet. Links daneben das Gebäude der 1853 eröffneten Schule. Nach einem Modell im Museum Judengasse, Frankfurt am Main.

gelegenheit in Anspruch zu nehmen, die mehr als irgend eine andere die ganze Existenz und Fortentwickelung unserer religiösen Gesellschaft bedingt, ja, die ganz eigentlich das Ziel und den wichtigsten Strebepunkt unserer Vereinigung bildet.

Alle Glieder unserer Religionsgesellschaft sind von der tiefsten Überzeugung durchdrungen, daß unser ganzes Streben nur dann erst einen fruchtbaren Boden gewonnen haben werde, wenn die Erziehung unserer Jugend, die Heranbildung unseres kommenden Geschlechtes im ungetrübten Geiste des von unserer Religionsgesellschaft vertretenen religiösen Prinzips gesichert sein wird.

Dieses Prinzip ist kein anderes, als den ächten Geist des ungeschmälerten väterlichen Glaubens Hand in Hand mit dem ächten Geiste jeder wahren Bildung zu pflegen und in allen Lebensbeziehungen zu verwirklichen.

Eine Schule daher, die mit dem entschiedensten Ernste und mit gleich aufrichtiger Sorgfalt und Hingebung die jüdisch-religiöse Bildung unserer Jugend leitet und zugleich derselben alle dem Gebildeten für das Leben nöthigen Kenntnisse lehrt, ist uns das nächste und höchste Lebensbedürfniß, dem wir nunmehr unsere besten und vollsten Kräfte widmen möchten.

Daß wir in den bestehenden Schulen unserer Vaterstadt keine solchen unseren Zwecken entsprechende Anstalt besitzen, bedarf vor der weisen Einsicht eines Hohen Senats keiner näheren Erörterung, und so glauben wir vertrauensvoll unsere gehorsamste Bitte vortragen zu dürfen:

Ein Hoher Senat wolle unserer Religionsgesellschaft die hohe Genehmigung zur Errichtung einer Unterrichtsanstalt für Knaben und Mädchen gütigst ertheilen.

Ein Hoher Senat hat mit so gütigem Wohlwollen uns die Befriedigung unserer religiösen Bedürfnisse zu gestatten geruht, und betrachtet die Fürsorge für die sittlich religiöse Jugenderziehung zu sehr als das Wichtigste und erste dieser Bedürfnisse, als daß wir nicht einer wohlgeneigten Gewährung unsrer Bitte entgegensehen dürften.

Eines Hohen Senats
treu gehorsamster Vorstand
der Israelitischen Religionsgesellschaft
[eigenhändige Unterschriften:]
Selig Moses Schwarzschild, Philipp Abraham Cohen,
Wolff Jacob Bass, Herz Jacob Weiller und Ludwig Moses Rapp

(Erste Eingabe der IRG an den Senat der Stadt Frankfurt am Main zur Errichtung einer Unterrichtsanstalt für Jungen und Mädchen. Original im Frankfurter Stadtarchiv, Acta Senatus A 170, Nr. 10, fasc. III. Faksimile in der Festschrift der SRHS von 1928, nach S. 176.)

Samson Raphael Hirsch: Die Religion im Bunde mit dem Fortschritt (1854)

Wenn demnach Civilisation und Bildung auch in *unseren* Bestrebungen als gewissenhaft zu pflegendes Moment hervortritt, wenn wir mit der Devise unserer Gesellschaft: „Jafeh Thalmud Thora im Derech Erez“[1], dieses unzweideutig bekundet, und damit eben nur dieselbe Grundlage gelegt, die auch unsere weisen Altvordern normgebend ausgesprochen, – was wollen wir demnach, und was scheidet uns noch von den Bekennern der „Religion im Bunde mit dem Fortschritte“?

Eine ganze Kleinigkeit.

Sie wollen *die Religion im Bunde mit dem Fortschritte* – und wir haben gesehen, wie dieses Prinzip von vornherein die göttliche Wahrhaftigkeit dessen, was sie Religion nennen, negiert – wir aber wollen den *Fortschritt im Bunde mit der Religion.*

Ihnen ist der *Fortschritt* das Absolute und die Religion das dadurch Bedingte. *Uns* ist die *Religion* das Absolute und der Fortschritt das durch sie Bedingte.

Ihnen gilt die Religion nur insofern sie mit dem Fortschritte besteht. *Uns* gilt der Fortschritt nur insofern er mit der Religion besteht.

Das ist der ganze Unterschied. Aber in diesem Unterschiede gähnet Kluft.

Das uns von den Vätern überkommene Judentum ist uns eine Gottesstiftung, Gottes Wort, Gottes unantastbares, keinem menschlichen Urteil zu unterwerfendes, keiner menschlichen Rücksicht unterzuordnendes Heiligtum. Es ist das von Gott für alle Geschlechter des Hauses Jakobs hoch aufgestellte, noch nimmer erreichte, in aller Zukunft anzustrebende Ideal. Es ist der große Bau, für den mit allen Kräften und Mitteln in allen Zeiten und Lagen zu leben und zu sterben, jeder Jude und jede Jüdin geboren wird. Es ist die große Gottesoffenbarung, aus welcher alle unsere Empfindungen ihre Wärme, alle unsere Entschlüsse ihre Billigung, alle unsere Handlungen Kraft und Halt, Boden und Richtschnur zu finden haben.

Alle Vergleichungen hinken. Das Judentum ist keine Religion, und die Synagoge ist keine Kirche, und der Rabbiner ist kein Priester. Das Judentum ist kein Zubehör zum Leben, Jude sein ist kein Teil der Lebensaufgabe,

[1] „Schön ist das Studium der Tora, verbunden mit weltlicher Beschäftigung.“ (Sprüche der Väter 2,2)

Judentum umfaßt das ganze Leben, Jude sein ist die Summe unserer Lebensaufgabe, in der Kirche und der Küche, auf dem Acker und im Gewölbe, im Bureau und auf der Kanzel, als Vater und Mutter, als Sohn und Tochter, als Diener und Meister, als Mensch, als Bürger, mit Gedanken und Gefühlen, mit Worten und mit Taten, mit Genuß und Entbehrung, mit der Nadel und dem Grabstichel, mit der Feder und dem Meißel Jude sein, – ein *ganzes* von Gottesgedanken getragenes, dem Willen Gottes gemäß vollendetes *Leben – das heißt Judentum.*

(S.R. Hirsch: Die Religion im Bunde mit dem Fortschritt. Frankfurt am Main 1854. In: Gesammelte Schriften, herausgegeben von Justizrat Dr. Naphtali Hirsch, Band III, Frankfurt am Main 1908, S. 502 f.)

Samson Raphael Hirsch: Von den Beziehungen der allgemeinen Bildungselemente zu der speziell jüdischen Bildung (1867)

Hat aber das Judenthum, für welches wir unsere Jugend heranbilden, die Berührung mit den geistigen Elementen jeder wahren andern Bildung nicht zu scheuen, so ist eine gleichzeitige Ertüchtigung unserer Jugend auf den Gebieten der allgemeinen Bildung nicht nur eine von den Anforderungen des einstigen bürgerlichen Berufes gebotene Nothwendigkeit, und schon als solche von religiöser Pflicht getragen; ist nicht nur für das Verständnis der Zeitgenossenschaft und der Verhältnisse, unter denen und mit welchen ihr einstiger Lebensberuf zur Verwirklichung kommen wird, ein höchst heilbringendes Angebinde, und somit ein auch schon vom jüdisch religiösen Standpunkt warm zu befürwortendes Desiderium: sie ist vielmehr zu gleicher Zeit eine sehr wesentliche Bereicherung an Einsicht und Umfang für die jüdisch religiöse Bildung selbst, und somit von dem jüdisch religiösen Momente selbst um seiner selbst willen in hohem Grade anzustreben und zu pflegen.

Daß ein großer Theil der von Bildungsanstalten des höheren bürgerlichen Lebens, und auch von unserer Anstalt als solcher, gepflegten Unterrichtszweige von dem Standpunkt des einstigen bürgerlichen Berufes mit Nothwendigkeit gefordert werden, bedarf um so weniger eines Nachweises, als hierüber keine Divergenz der Meinungen stattfindet, ein Freund menschlicher Bildung vielmehr bedauern dürfte, daß dieser Gesichtspunkt

der sogenannten praktischen Nützlichkeit und Nothwendigkeit nicht selten nur allzusehr bei Würdigung der Unterrichtsgegenstände für die Jugend betont zu werden pflegt, und die reine Freude am Wissen und dessen geistigem und sittlichem Gewinnst für die humane Bildung überhaupt zu verkümmern Gefahr läuft. Nur dies möchten wir der einen Seite gegenüber zu erinnern nicht unterlassen, wie die Ertüchtigung für die einstige redliche bürgerliche Selbstständigkeit ein auch von jüdisch religiösem Standpunkte heiliges Pflichtgebot ist, dessen Vernachlässigung abseiten des Vaters bei seinem Kinde geradezu als Anleitung zur Unrechtschaffenheit getadelt wird, somit selbst aus dem Gesichtspunkte des einstigen bürgerlichen Berufs die allgemeine Ausbildung unserer Jugend gewiß mit religiöser Gewissenhaftigkeit zu pflegen wäre.

Daß aber, abgesehen von der unmittelbaren Ertüchtigung für den einstigen bürgerlichen Beruf, eine Erkenntniß auch aller derjenigen Elemente, aus welchen das ganze Völkerleben der Gegenwart erblüht, somit die Einführung in alle diejenigen Zweige des Wissens, die eine solche Erkenntniß ermöglichen, für die jüdische Jugend aller Zeiten und für die unsrige insbesondere, von höchster, mit dem religiösesten Ernst zu würdigender Nothwendigkeit sei, dürfte kein denkender, sich der jüdischen Aufgabe bewusster Jude irgendwie in Abrede stellen wollen. Wären wir selbst nicht so glücklich, unsere Zeit als die Morgenröthe einer zunächst in reinerem Rechtsbewusstsein sich bethätigenden Humanität begrüßen zu dürfen, die auch die Söhne des jüdischen Volkes zur aktiven Betheiligung an allen humanen, socialen und politischen Bestrebungen des Völkerlebens ladet; trüge selbst unsere Berührung mit dem allgemeinen Kulturleben noch wie zu Zeiten der Väter mehr den passiven Character: von welcher eminenten religiösen Wichtigkeit wäre nicht selbst dann die Fürsorge, unsere Jugend auf die Höhe der Einsicht zu führen, die sie in den Stand setzt, alle die persönlichen, socialen, politischen und confessionellen Verhältnisse, unter denen und in Beziehung auf welche sie, sei es aktiv oder passiv, ihre jüdisch menschliche und bürgerliche Pflichtaufgabe zu lösen haben werden, in Wahrheit und Gerechtigkeit zu würdigen, – von welcher eminenten religiösen Wichtigkeit, sie durch Kenntniß vor Ungerechtigkeit und Vorurtheil zu schützen, sie durch Kenntniß zu einer gerechten, alles Gute und Edle im Kulturleben ihrer Zeit mit Begeisterung ergreifenden Beurtheilung des europäischen Kulturlebens zu führen, in dessen Strömung sie selbst ihre eigene Aufgabe zu lösen haben! Nur Kenntniß schützt vor Vorurtheil, nur Kenntniß vor eigenem Unrecht in Beurtheilung und Behandlung der Menschenbrüder; Unkenntniß ist nach jeder Richtung hin die Mutter des

Wahns und des Vorurtheils. Wollte Gott, es würde auch in nichtjüdischen Schulen die heranzubildende Jugend mit jüdischem Wissen, jüdischem Leben, jüdischen Verhältnissen und Zuständen auch nur annähernd also bekannt, wie in jüdischen Schulen die Jugend mit Geist und Bestreben der nichtjüdischen Welt vertraut wird! Daß, wie die jüdische Jugend aus Literatur und Geschichte die Heroen des Geistes und der That nichtjüdischer Vergangenheit und Gegenwart hochachten und verehren lernt, also auch das Geistes- und Thatenleben der jüdischen Welt der nichtjüdischen Jugend zu gleicher Würdigung nahegelegt würde! Das Menschlichste und Göttlichste im Menschen würde die Brücke der Achtung und Liebe bauen zwischen Mensch und Mensch, achten würde der Geist den Geist, und lieben das Herz lernen das Herz, und vor dem leuchtenden und erwärmenden Strahl der Erkenntniß würde die Nacht des Vorurtheils immer mehr schwinden von der Erde.

Wenn aber so die praktische Lebensaufgabe des Juden die gründliche Einführung unserer Jugend in alle Gebiete der allgemeinen Bildung selbst vom jüdisch religiösen Standpunkte als eine mit hingebendstem Ernste zu erfüllende Aufgabe erscheinen läßt, so ist die auf dem Gebiete der allgemeinen Bildung zu haltende Geistesernte für die theoretische Gewinnung der jüdisch religiösen Erkenntniß selbst von nicht geringerer Bedeutung. Die ganze, aus dem jüdisch religiösen Schriftthum zu schöpfende Welt- und Lebensanschauung ist in nicht geringerem Maße durch eine möglichst gründliche Einsicht in das Wesen und die Entwickelung der natürlichen und socialen Dinge und Erscheinungen bedingt, und jede Kenntniß, die den Geist nach irgend welcher Richtung bereichert, gereicht der zu gewinnenden jüdischen Welt- und Lebensanschauung zu nicht geringer Bereicherung.

Die hohe Bedeutung, die die jüdisch nationale Geistesarbeit für die Zwecke der allgemeinen Bildung in formaler und realer Beziehung einnehme, haben wir im vorjährigen Programm nachzuweisen versucht. Diese Bereicherung der allgemeinen Geistesbildung durch die aus dem jüdischen Schriftthum zu schöpfende Erkenntniß wurzelt, wie wir dort angedeutet, vorzüglich darin, daß dieses Schriftthum weniger dogmatisch theologischen, als vielmehr gesetzlich anthropologischen Inhalts ist, somit die Gegenstände der allgemeinen menschlichen Erkenntniß auch in erster Linie die Gegenstände seiner Belehrungen bilden. Diese Gemeinsamkeit der Objekte lässt schon von vorn herein auch nach der Seite hin, die wir heute betrachten, die gewinnbringende Bedeutung ahnen, die auch die Resultate des allgemeinen Erkenntnißstrebens für das besondere Gebiet der jüdisch religiösen Erkenntniß haben müssen.

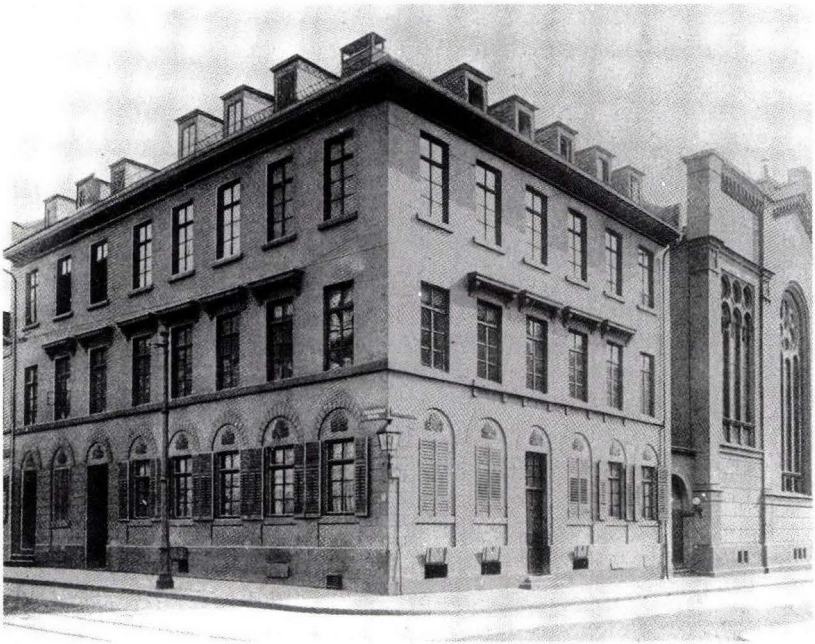
Bei der Veranlassung dieser Blätter sehen wir ganz ab von der Vertrautheit, die ein ernstes Studium der jüdischen Wissenschaft auf den mannigfachen Gebieten menschlicher Erkenntniß voraussetzt. Jeder, dem z. B. die rabbinische Literatur auch nur nach ihrem allgemeinen Inhalte bekannt ist, weiß, welche bedeutende Theile der Mathematik und Astronomie, der Botanik und Zoologie, der Anatomie und Medizin, der Jurisprudenz und Moralphilosophie ihre Verhandlungen berühren, und wird den Gewinnst nicht gering anschlagen, den eine Vertrautheit auf diesen allgemeinen Gebieten dem Jünger der talmudischen Wissenschaft zu bringen vermag. Uns beschäftigt hier nur jenes Maß jüdischen Wissens, das das Gemeingut aller jüdisch gebildeten Männer sein soll, und dessen Pflege einen wesentlichen Bestandtheil der unserer Anstalt überwiesenen Aufgabe des Jugendunterrichts bildet. Wir haben zu zeigen, wie sehr dieser speciell jüdische Unterricht durch die Elemente der allgemeinen Bildung gefördert wird, denen unsere Anstalt mit gleich hingebendem Ernste ihre jugendbildenden Kräfte zuwendet.

Den Gewinnst formaler Geistesbildung, den überhaupt ein jeder Unterricht jedem andern Unterrichtsgegenstande zu Gute kommen lässt, der daher auch nothwendig aus dem allgemein bildenden Unterrichte dem speciell jüdischen zufließen muß, glauben wir, als selbstverständlich, kaum noch besonders nachzuweisen zu dürfen. Wir beschränken uns darauf, den realen Beitrag und die sachliche Förderung des Näheren anzudeuten, die das specielle Gebiet unseres jüdischen Unterrichts aus den Händen unserer allgemeinen Jugendbildung empfängt, und möchten die Bedeutsamkeit dieser Geistesspenden in dem Beitrag zu veranschaulichen versuchen, den uns die mathematischen und naturwissenschaftlichen, historischen und literarischen Elemente der allgemeinen Jugendbildung in dieser Beziehung zu gewähren vermögen.

(Samson Raphael Hirsch: Von den Beziehungen der allgemeinen Bildungselemente zu der speziell jüdischen Bildung. In: Einladungsschrift zu der öffentlichen Prüfung … Frankfurt am Main 1867, S. 12–17)

Samson Raphael Hirsch: Lehrer und Schüler (1869)

Wo die Schule als eine Pflanzstätte mit verschiedener Entwicklungsfähigkeit begabter jugendlicher Seelen begriffen wird, und wo der Lehrer sich als *moreh*, als geistigen „Befruchter", und seinen Unterricht als *thora*, als gei-



„Unterrichtsanstalten der Israelitischen Religionsgesellschaft", Ecke Schützen- und Rechneigrabenstraße, rechts daneben die Synagoge.

stige „Befruchtung" begreift, wo überall in jedem Zögling der „künftige" Mensch angeschaut wird: da werden eben die Schwachen, die Minderbegabten, ein ganz vorzügliches Augenmerk der Schule und der Lehrer, und da wird die ganze Haltung des Unterrichts, der Lehrer und des Klassenlebens eine solche sein, daß eben die Schwachen und Minderbegabten Ermuthigung und Selbstvertrauen gewinnen und nicht, aus Scheu Einfältiges zu fragen oder Unrichtiges zu antworten, Frage und Antwort, und damit die Möglichkeit der Belehrung unterdrücken. Ist doch das, was Schule und Lehrer eben diesen Schwachen leisten, vor Gott und jedem einsichtigen Beurtheiler der wirkliche und eigentliche Gradmesser ihrer Leistungen. Nur zu sehr verdunkeln, wie in der großen Welt, so auch in der kleinen, der Schule, oft die Glücklichen, Reicherbegabten, ihre bescheidener ausgestatteten Genossen, und nur schüchtern und zaghaft wagt neben ihnen der Minderbegabte einen geistigen Anlauf. Rasch und mühelos gelingt jenen Glänzendes, wo diese des Zusammennehmens aller geistigen und sittli-

chen Energie bedürfen, um auch nur ein bescheidenes Ziel zu erreichen. Der sich als „Moreh" begreifende Lehrer wird aber die in der treuen Mühe des Minderbegabten sich bethätigende sittliche Willenskraft der glänzenden, aber mühelos errungenen Leistung gegenüber vollgiltig in die Wagschale legen, wird in ihr eine Kraft erblicken und pflegen, die oft eine viel werthvollere Bildungsgediegenheit für die Zukunft verspricht, als von denen erreicht wird, die eben in ihrer glücklichen Begabung die sittliche Kunst der Anstrengung nicht lernen und den süßen Lohn erfolgreicher Mühe nicht kosten; er wird Allen gerecht, hier die Leistung wie dort den Willen ehrend anerkennen, und beide zum gegenseitigen Austausch ihrer Vorzüge ermuntern. Wie der Gärtner in Gottes Menschheit-Garten wird er Geduld, sich auch an kleinen Erfolgen erfreuende Geduld, unermüdlich üben, wird, der verschieden sich entwickelnden jugendlichen Menschen-Natur eingedenk, die Eigenthümlichkeit eines jeden seiner Schüler studiren und möglichst individuell seine Zöglinge behandeln, Allen aber in erster Linie gerecht zu sein sich bemühen, Keinem gegenüber sich eine Ungeduld, eine Heftigkeit verzeihen, und wissen, daß, wenn der Erfolg des Unterrichtes wesentlich durch den Respekt bedingt ist, den der Lehrer bei den Schülern genießt, nicht minder wesentlich dieser Erfolg von der Achtung abhängt, die der Lehrer seinen Schülern zollt, von der Schonung und Pflege des sittlichen Ehrgefühls – wir meinen hier nicht des zum Wetteifer spornenden Ehrgeizes – die er in weiser, gerechter, besonnener Behandlung seiner Schüler zu üben versteht, und so der Forderung unsrer Altmeister genügt, die dem Lehrer die Achtung seiner Schüler wie die eigene an's Herz legen.

(Samson Raphael Hirsch: Pädagogisches und Didaktisches aus jüdischen Sprach- und Spruchgedanken. In: Einladungsschrift ... Frankfurt am Main 1869, S. 9 f.)

Samson Raphael Hirsch: Von dem pädagogischen Werthe des Judenthums (1873)

Soll nun eine Institution überhaupt für die Zwecke der Jugendbildung sich fruchtbar erweisen können, so muß zuerst das Gebiet, das sie beherrscht, in den Gesichtskreis des kindlich und jugendlich zum Bewußtsein erwachenden Menschengeistes gehören. Die Objekte, die sie deutet und über welche sie Wahrheiten grundlegend lehrt, müssen dieselben sein, an deren Erkenntniß und Verständniß überhaupt der jugendliche Geist sich zu üben

hat. Die Wahrheiten, die sie lehrt, müssen die Fassungskraft der Jugend nicht übersteigen und müssen gleichzeitig sich ganz in derselben denkgerechten Bahn bewegen, in welcher die gesunde Entwicklung des Denkvermögens der Jugend überhaupt angestrebt wird. Je mehr ferner eine solche Institution dem ganzen Aufblühen der jugendlichen Seele homogen entgegen kommt, je heiterer sie den spielenden Versuchen der erwachenden Psyche zulächelt, je mehr sie mit deren Freude an der Freude selbst eine Freude hat, je mehr sie der Heiterkeit des Kindes, dem Frohsinn des Knaben, der Begeisterung des Jünglings Heiterkeit, Frohsinn und Begeisterung hinzubringt und je weniger das Gegentheil von allem Diesen ihrer Natur gemäß ist: um so geeigneter wird eine solche Institution erscheinen, auf die Geistes- und Characterbildung der Jugend wohlthätig einzuwirken und als willkommene Gehülfin dem pädagogischen Bemühen zur Seite zu treten.

Betrachten wir unter diesen Gesichtspunkten die Institution des Judenthums, so ist es ja eben das ganze Gebiet des realen irdischen Seins und nur dasselbe, innerhalb dessen sich seine Erkenntnißlehren bewegen. Die Erde in der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer unorganischen Formen und ihres unter dem Himmelsstrahl aufblühenden organischen Lebens; der Mensch in der ganzen Hoheit seines Seins und Könnens und Sollens in Mitten dieser Erdwelt, und alle die leiblichen, geistigen und sittlichen Vermögen, in deren Entfaltung die Erdwelt seine Welt, in welcher sie die Menschenwelt wird, sein Gepräge tragend, in den Dienst seiner Zwecke umwandelt, gehoben; das ganze Leben des Denkens und Wollens, Schaffens und Handelns, Genießens und Leidens, das sociale, Familien- und volksgesellschaftliche Leben, das daraus erblüht und die geschichtlichen Entwicklungen, in denen es sich entfaltet, mit einem Worte, eben die Welt der Natur, des innern und äußern Menschen und der Geschichte, in deren Verständniß mit immer fortschreitender Klarheit und Tiefe jeder Menschen bildende und erziehende Unterricht den jungen Menschen einführen, ihn zum Begreifen dieser Welt und ihrer Beziehungen zu ihm und seiner Beziehungen, Stellung und Bestimmung in ihr anleiten will, eben dieses ganze physische, geistige und sittliche Sein der hieniedigen Welt ist es ja, welches auch den Gegenstand der Belehrungen des Judenthums bildet. In die Welt der von Himmel und Erde umspannten irdischen Existenzen führt es seine Jünger hin und fügt ihnen zu dieser ganzen Welt der Erscheinungen *nur einen einzigen transcendentalen* Begriff, den Gedanken: „Gott" hinzu, und zwar wiederum nicht Gott in seiner von Menschengedanken unfaßbaren, von Menschenwort unaussprechlichen Wesenheit an sich, sondern Gott in seiner Beziehung zur Welt, auf daß sie die Welt und sich aus Gott begreifen, und

Gott in seiner Beziehung zur Welt und zu sich denken lernen, und so erst die Welt um sie und die Welt in ihnen unter dem Begriff jener Einheit sich zusammenfasse, der erst die ganze Mannigfaltigkeit der äußern und innern Erscheinungswelt zu einem Kosmos gestaltet, zu der Verwirklichung eines Einheitsgedankens, der von dem denkenden Menschengeiste nachgedacht werden will und der ihm sein irdisches Universum und die innere Welt seines Denkens und Wollens zu einem Schauplatz gottentstammter und gottverwandter Erscheinungen adelt.

Es ist kein außerweltliches, überirdisches, jenseitiges – für den Menschengeist meist und für den jugendlichen Geist gewiß – unfaßbares Gebiet, für welches die Institution des Judenthums das Bewußtsein der zum Denken erwachenden Menschenseele in Anspruch nimmt, und es sind keine dunkeln, ahnungsvollen Vorstellungen, keine von dem Menschenverstande unconstruirbare Gedanken, die sie dem jugendlichen Menschengeiste entgegenträgt, alle ihre Lehren wenden sich in allererster Linie an den Verstand und wollen nur durch klares Verständniß auf's Gemüth, den Quell der Entschließungen und des Wollens Einfluß üben. Es steht auch nicht eine einzige ihrer Lehren im Widerspruch mit dem heitern, sinnlich geistig strebenden und dieses Strebens sich freuenden Leben der sich bewußt entfaltenden jungen Menschenseele.

(Samson Raphael Hirsch: Von dem pädagogischen Werthe des Judenthums. In: Einladungsschrift ... Frankfurt am Main 1873, S. 4 f.)

Moritz A. Loeb: Schulerinnerungen (1908)

I. Quarta

In der Quarta herrscht große Aufregung. Ursache: Die *Eisbahn* auf dem Röderspies ist eröffnet, ein Ereignis, auf das alle Quartanerherzen in diesem unverantwortlich milden Winter seit Monaten bisher vergeblich warteten.

„Und heute ist erst Dienstag; bis zum Sonntag, wo wir zum erstenmal einen freien Nachmittag haben, kann schon wieder Tauwetter sein", meint unser Primus.

„Ja warum hast Du denn Herrn Dr. Hoffmann das nicht gesagt, daß wir den ganzen Winter noch nicht zum Schlittschuhlaufen gekommen sind?" bemerkt vorwurfsvoll ein anderer.

„Sei doch nicht so dumm! Natürlich habe ich ihm das gesagt, aber er meinte, das ginge ihn nichts an!"

Tiefbetrübt hören wir alle diese Kunde, lacht doch der helle Sonnenschein gar so verführerisch zum Fenster herein und zaubert uns das Bild der Eisbahn mit allen ihren Reizen vor Augen.

„Wißt ihr was," ruft da ein Dritter, „wir gehen zum *Direktor* und bitten ihn um einen freien Nachmittag!"

„Jawohl, jawohl, wir gehen zum Direktor!" schallt es von allen Seiten.

Als die stürmische Begeisterung, die dieser treffliche Vorschlag hervorgerufen, sich gelegt hat, erhebt sich natürlich die Frage, *wer* der Bote sein soll. Neue Verlegenheit, unser Primus lehnt entschieden ab; seinem Beispiele folgen eine ganze Reihe anderer. Es wird mein Name genannt. Ich will ebenfalls ablehnen, aber da erhebt sich allseitiger Widerspruch, die vox populi entscheidet einstimmig, daß ich zu senden sei. Da die Pause gleich zu Ende sein muß, schieben mich 20 Hände sanft zum Klassenzimmer hinaus und bald stehe ich vor der Türe des Direktorzimmers. Ich lausche, kein Ton läßt sich hören. Es dämmert die Hoffnung in mir auf, daß der Direktor vielleicht abwesend und so meine Mission schnell zu Ende sein könne. Ich fasse mir also ein Herz und klopfe kräftig an und – ein ebenso kräftiges „Herein!" ertönt als Antwort! Jetzt ist der Rubikon überschritten; es gibt kein Zurück mehr! Befangen bleibe ich an der Türe stehen. Die kleine gebeugte Gestalt des großen Mannes an dem niederen Schreibtische richtet sich empor, die glänzenden Augen wenden sich zu mir und mit gewinnendem Lächeln ertönt es:

„Nun, Loeb, was bringst Du uns Gutes?"

Da ist der Bann gebrochen. In fliegender Hast berichte ich von diesem jammervollen Winter, der uns noch nicht ein einzigesmal zu den Freuden des Eislaufs kommen ließ. Jetzt sei die Eisbahn eröffnet, aber wer könne wissen, ob sie bis zum nächsten Sonntag, dem ersten schulfreien Nachmittag halten werde. Im Namen der ganzen Klasse bitte ich daher, uns einen Nachmittag für den Eislauf frei zu geben.

Mit keinem Worte hat der Direktor meinen Redefluß unterbrochen; als ich geendet habe, schwebt noch das gleiche gewinnende Lächeln um seine Lippen: „Weißt Du, mein Sohn, ich vermute, daß nicht nur die Quarta, daß auch die anderen Klassen gern an dem Eislauf teilnehmen werden. Da muß ich doch erst mit euren Lehrern Rücksprache nehmen. Aber ich denke es wird sich machen lassen!" Damit bin ich entlassen. Hoffnungsfroh kehre ich in die Klasse zurück, wo der Unterricht inzwischen schon begonnen hat. Doch, wenn ich auch über den Erfolg meiner Mission nichts berichten durfte, meine Mienen sagten genug. Die Hoffnung, die ich hegte, trog nicht: der nächste Nachmittag wurde uns freigegeben.

Der schnelle Erfolg meines Bittganges ermutigte zu baldiger Nachahmung. Wie oft bin ich dann noch den gleichen Weg von unserem Klassenzimmer zum Direktor gepilgert; handelte es sich einmal um eine botanische Exkursion, so mußte ein andermal irgend eine nur vorübergehende Sehenswürdigkeit den Vorwand für einen schulfreien Nachmittag abgeben. Daß der große Mann die wahren Motive unseres brennenden Interesses für Botanik und für all die anderen schönen Dinge durchschaute, ist selbstverständlich; daß er es aber nie auch nur mit einer Andeutung versuchte, uns das fühlen zu lassen, läßt einen Schluß darauf zu, wie entwickelt sein Zartgefühl gewesen sein muß.

Ebenso kann der Umstand, daß alle diese zahlreichen Bitten stets schlanke Gewährung fanden, als Zeugnis dafür dienen, daß S.R. Hirsch sich bei all dem tiefen Ernste, der ihn beseelte, ein feines Verständnis für die kindliche Psyche und eine herzliche Liebe für seine Schüler bewahrt haben muß.

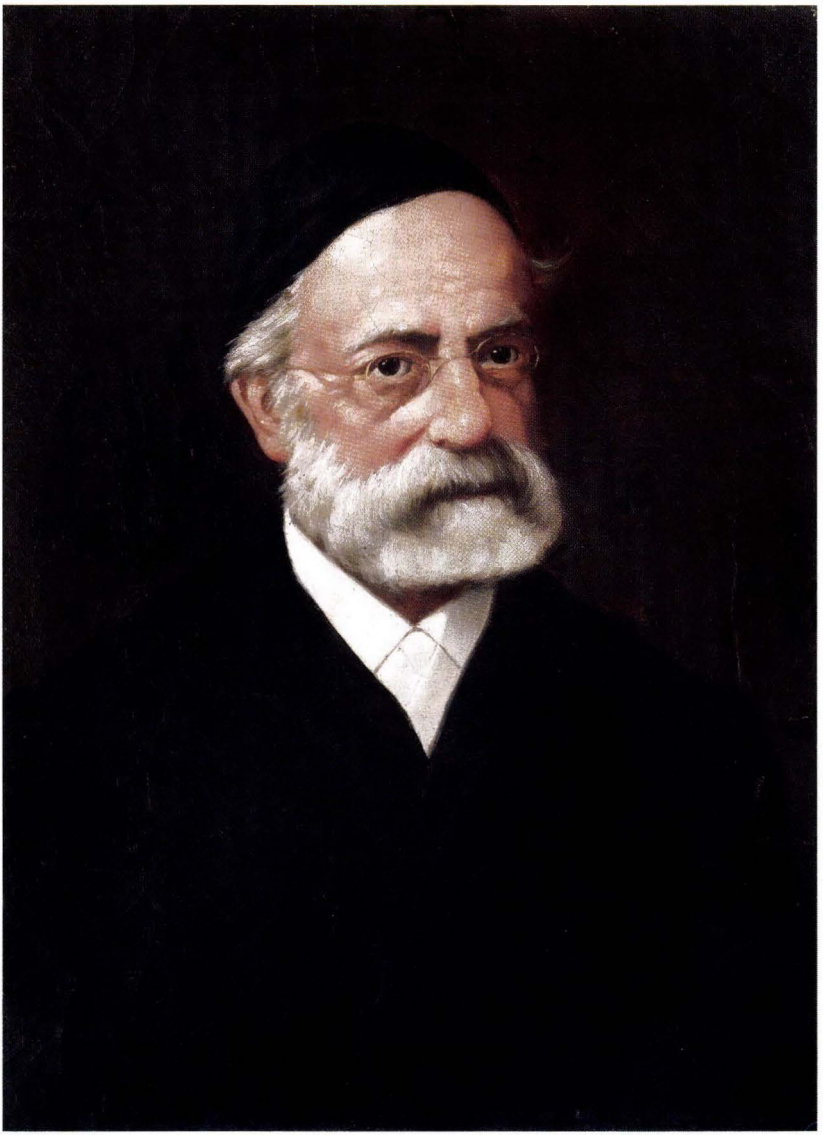
II. Unter-Sekunda

Das Ziel so manchen sehnsüchtigen Wunsches war erreicht. Diese Sehnsucht, sie galt nicht nur dem Umstande, daß man hier mit „Sie" angeredet wurde, nein, uns lockte noch ein Höheres; Unter- und Ober-Sekunda durften, mit der Prima vereinigt, dem Unterricht anwohnen, den Samson Raphael Hirsch persönlich erteilte und der dem „Geiste der jüdischen Gesetzeslehre" galt.

Wenn wir mit unseren 12 und 13 Jahren auch noch kein volles Verständnis haben konnten für die Bedeutung des Mannes, den das gesetzestreue Judentum Deutschlands als seinen Regenerator feiert, so war aus dem, was wir von unsren Eltern hörten, von dem, was wir aus seinen Predigten und Schulreden in uns aufnehmen konnten, doch eine Ahnung aufgedämmert, daß uns hier nicht nur ein mit immensem Wissen begabter Lehrer, ein gefeierter Schulmann, sondern eine *historische Persönlichkeit* gegenübertreten sollte. So konnten wir es denn kaum erwarten, bis der Stundenplan die erste Stunde bei S.R. Hirsch aufwies. Aber endlich kam sie doch.

Pünktlich mit dem Glockenschlage taucht die uns so wohlvertraute Gestalt im Rahmen der Thüre auf. Wir schnellen alle ehrfurchtsvoll in die Höhe, doch eine leichte Handbewegung läßt uns wieder Platz nehmen.

Mehr als drei Dezennien sind seitdem vergangen, und doch steht jene *erste* Stunde bei Samson Raphael Hirsch noch in allen Einzelheiten mit plastischer Deutlichkeit vor meinem geistigen Auge. Stuhl und Katheder verschmähend, stand Hirsch, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, vor uns;



Samson Raphael Hirsch, Ölgemälde. Privatbesitz.

seine leuchtenden Augen schienen auf jeden von uns gerichtet; seine Stimme, voll sonoren Wohllautes, tönte klar und vernehmlich durch den großen Raum, der die drei Klassen aufnahm [hebräisch]: „Ha-chodesch hasä lakhäm rosch chodaschim, rischon hu lakhäm lechodsche ha-schana", „Diese Mondeserneuung sei *euch* Anfang von Neumonden; er sei euch der erste unter den Monaten des Jahres."

Mit diesem Verse wurde die Stunde eingeleitet. Um uns in das Verständnis dieses und der folgenden Verse einzuführen, entrollte Hirsch uns zunächst ein grandioses Bild des geistigen Tiefstandes, den Israel in Aegypten – dank 400jähriger Knechtschaft – eingenommen hatte. Was wir damals nicht wissen konnten, inzwischen haben wir es erfahren, daß dies Gemälde kein Phantasieprodukt war, sondern eine geniale Zusammenfassung alles dessen, was im jüdischen Schrifttum die Tradition uns aus dem Leben des jüdischen Volkes in Aegypten aufbewahrt hat.

Auf der so gewonnenen Grundlage weiterbauend, suchte Hirsch uns die überragende Bedeutung des Auszuges aus Aegypten für die historische und geistige Entwicklung des Judentums klar zu legen. Die Bestimmungen für die Festsetzung des Neumondes durch die Gesamtrepräsentanz des jüdischen Volkes gaben ihm Gelegenheit, uns zu zeigen, wie die jüdischen Festtage keine Verherrlichung alljährlich wiederkehrender Naturvorgänge seien, die an irgend welche Erscheinungen des Sternenhimmels sklavisch gebunden sind, sondern, wie schon in der Art der Festsetzung von Neumond und Festtag das freie Verhältnis zwischen Gott und dem Volke Israel zum Ausdruck komme.

Die Bedeutung des *Chomezverbotes* für Pesach führte zunächst zu einer ausgiebigen Erörterung der Begriffe Freiheit und Knechtschaft. Noch tönt bei der Erinnerung in meinen Ohren jene feurige Dithyrambe auf die Freiheit, die wir damals zu hören bekamen und die uns heute verständlicher ist als damals, weil wir wissen, daß Hirsch das Sturmjahr 1848 als praktischer Politiker miterlebte. In wie lichtvoller Weise wußte er uns klarzumachen, daß *ein* Merkmal vor allem zwischen *Herrn* und *Knecht* unterscheide: die freie Verfügung über die *Zeit;* wie der gleiche Unterschied zwischen Chomez und Mazzoh[1] walte, um uns für alle Zeiten einzuprägen, daß Israel aus der ägyptischen Knechtschaft nur erlöst worden sei, um ganz in den Dienst seines Schöpfers zu treten.

In dem ganzen Winter, in dem wir das Glück des persönlichen Unterrichtes durch den großen Meister genossen, sind wir über dieses zwölfte

[1] Gesäuertes und ungesäuertes Brot.

Kapitel des zweiten Buches nicht hinausgekommen; aber es handelte sich ja hier auch nicht um eine bloße Texterklärung. Der Text war nur die Basis, auf der Hirsch vor unseren Augen das Gebäude des Judentums erstehen ließ, uns dabei Ein- und Ausblicke nach allen Seiten eröffnend.

Wohl war das Ganze kein Unterricht wie er sonst diesen Altersklassen erteilt wird; aber ich darf uns das Zeugnis ausstellen, daß wir alles taten, um diesen Unterschied auszugleichen. Die gespannteste Aufmerksamkeit herrschte von Beginn bis zum Schlusse der Stunde; eine Störung durch irgend eine disziplinwidrige Handlung wäre gänzlich undenkbar gewesen.

Dazu kam die krystallne Klarheit des Vortrages, wie sie diesem Meister der Rede bei seiner souveränen Beherrschung des Stoffes eigen war.

So war es ein wirklicher Schmerz für uns, als Altersbeschwerden und Krankheit Samson Raphael Hirsch zwangen, seinen Unterricht an der Schule einzustellen. Wir verloren ihn als Lehrer, aber wir haben ihn seitdem wiedergefunden als – *Lehrer für ganz Israel.*

(Moritz A. Loeb: Schulerinnerungen. In: Samson Raphael Hirsch-Jubiläums-Nummer. Hrsg. von der Redaktion des „Israelit" zum 25. Siwan 5668. Frankfurt am Main (1908), S. 24–26)

Hermann Schwab: Der Raw (1923)

Es war an einem Sommermorgen vor vierzig Jahren, als wir Kinder in den „Anlagen" spazieren geführt wurden, jenem grünen Gürtel, der die alte Stadt Frankfurt a. M. umgibt. Wir waren nicht weit von der „Schönen Aussicht" am Mainufer entfernt, wo Samson Raphael Hirsch lebte, als mich mein zwei Jahre älterer Bruder am Arm packte und flüsterte: „Der Raw – !"

Wir blieben stehen. Von einer seiner Enkelinnen begleitet, ging Samson Raphael Hirsch, leicht gebeugt, aber mit festem Schritt, an uns vorüber. Er zog seinen Hut vor den zwei kleinen Jungen, die ihn mit Neugier anstarrten. In seinen dunklen Augen leuchtete ein freundliches Lächeln auf, als er die zwei Mitglieder der dritten Generation seiner Gemeinde ansah. Niemals habe ich die freundliche Geste des Rabbiners vergessen, dessen ehrwürdige Figur schon von frühester Kindheit an ein Teil meines Lebens gewesen ist.

Er war nach Frankfurt gekommen, als mein Vater selbst noch ein kleiner Junge war, so hatte man mir erzählt. Die Synagoge unserer Gemeinde, der sogenannten „Religionsgesellschaft", erstand zu Anfang der 1850er Jahre,

aber etwa zwanzig Jahre später rief der Raw seine „Kehilla" auf, für die wachsende Gemeinde das Haus neu zu bauen.

Über dem Haupteingang war in goldenen Lettern die Inschrift: „Beth Tefillah Jeshurun", wobei das Wort Jeshurun mit zwei „Wawim" geschrieben war, was der Rabbiner als Ausdruck der Demut und der Frömmigkeit deutete. Die Synagoge war nicht nur das geistige Heim der Gemeinde, sondern ihr stolzer Besitz, und nur wenig Mitglieder ließen je einen Gottesdienst aus.

Der Gründung der Synagoge folgte die einer Schule, und es war der Raw, der zuerst alle Funktionen selbst übernahm. Er war Verwaltungsbeamter, Rektor und Lehrer in einer Person. Viele junge Lehrer, die er auswählte, sind später als Kapazitäten bekannt geworden, wie David Hoffmann, der Leiter des „Berliner Rabbinerseminars", Samuel Dessau in Fürth oder Abraham Sulzbach, der jüdische Historiker und Schriftsteller.

Mein Vater, der im Jahre 1846 geboren ist, war einer der ersten Schüler dieser Schule. Oft erzählte er uns von seinen Schultagen, wo der Unterricht noch bis abends 7.00 Uhr dauerte und die Schlußprüfungen, die eine Woche lang währten, vor der Öffentlichkeit stattfanden. Die Besucher wurden gebeten, ein Thema zu stellen, worüber dann ohne jede Vorbereitung ein Aufsatz geschrieben werden mußte.

Jeden Morgen stand ein Mitglied des Schulausschusses am Eingang zur Schule, um sich davon zu überzeugen, daß alle Kinder den Anforderungen von Sauberkeit und Ordnung entsprachen, die von den Schulbehörden gestellt wurden.

Zu den schönsten Erinnerungen, die mein Vater an seine Schulzeit hatte, gehörte Schillers 100. Geburtstag am 10. November 1859. Mein Vater war einer der drei Schüler, die die Schulfahne mit der Inschrift „Thora im Derech Eretz" tragen durften, als sich alle Schulen zur Enthüllung des Schiller-Denkmals auf dem Roßmarkt in Frankfurt versammelten. Am gleichen Tag wurde der Geburtstag auch in der Schule gefeiert und der Rabbiner, in seiner Eigenschaft als Rektor, hielt eine seiner zündenden Reden, die mit dem Segen begann: „Segen und Preis dem, der von seiner Weisheit dem Sterblichen verliehen."

Dann zitierte er Schillers Gedichte über die menschliche Größe und die hohen Ziele der Menschheit, deren Wurzeln in den Schriften unserer Weisen zu finden sind. Er schloß: „Aber von Zion spricht man: Jegliches Große ist da geboren ..."

Nun will ich von meinen eigenen Erinnerungen sprechen. Es war etwa im Jahr 1885, und es war mir nur noch vergönnt, die letzten drei Jahre des



Die Synagoge der Israelitischen Religionsgesellschaft an der Friedberger Anlage, errichtet 1907. Ölgemälde von Emil Freund, 1911.

Lebensabends unseres Raw zu sehen. Er stand vor uns, umgeben von der Liebe und der Bewunderung seiner Gemeinde, und wiederum wurde uns eingeprägt, daß er der Gründer einer neuen Epoche in der Geschichte der deutschen Judenheit ist. Daß dies die Tat eines Genies wäre, und wir waren stolz und glücklich, daß er *unser* Rabbiner war.

Wir lauschten seiner volltönenden Stimme, wenn er zur Thora gerufen wurde, wenn er das Gebet für den Kaiser sprach, oder wenn er dem „Baal Tekiah"[1] in der feierlichen Stunde des Rosch Haschanah die Schofartöne zurief. Wenn er an Simchat Thora, dem dreifachen Ruf folgend, als „Cha-

[1] Schofarbläser.



Grabsteine von Samson Raphael Hirsch (rechts) und seiner Frau (links) auf dem Jüdischen Friedhof an der Rat-Beil-Straße, Frankfurt am Main

tan Thora“[1] die Stufen zum Almemor[2] emporstieg, dann verschwand all unsere Schüchternheit vor seinem freundlichen Lächeln.

Und seine Predigten – ! Wir Knaben standen rund um die Kanzel. Der „Schammes“, ebenfalls ein alter Mann, schloß sorgfältig ihre rückwärtige Tür, die mit einem Sitz ausgestattet war, den der Raw jedoch nie benutzte. Er stand immer aufrecht, in der Hand einen kleinen T'nach[3]. Und es machte uns gar nichts aus, daß wir nicht alles verstanden, was er sagte. Nur manches verstanden wir, vor allem die Ansprachen an die Barmizwah-Knaben, und bei dieser Gelegenheit machten wir immer eine besondere Anstrengung, so dicht wie möglich an die Kanzel heranzukommen. Doch der „Schammes“ hielt uns mit einer schweigenden, aber drohenden Bewegung zurück.

Eine Predigt jedoch verstand ich ganz, und ich habe sie nie vergessen. Es war am Jom Kippur 1888, wenige Minuten vor Anbruch der Nacht. Mehr als tausend Männer und Frauen standen in Schweigen. Die Majestät des

[1] Vorleser des letzten Toraabschnitts im Jahreszyklus.

[2] Vorlesepult.

[3] Hebräische Bibel.

scheidenden Tages erfüllte die Synagoge, und von den Gas-Kandelabern strahlte ein matter Lichtschein zur Decke, die in Schatten gehüllt war. Von dem Platz meines Vaters aus, in der Mitte der Synagoge, konnte ich die Kanzel sehen und es hieß, daß der Raw predigen würde. Ich lief vor zur Kanzel, und diesmal war außer mir kein anderer Junge da. Der Raw stand in „Kittel" und Tallit. Ich sah sein schimmerndes weißes Haar unter der weißen Kappe, während seine Augen schweigend durch den Raum wanderten. Schließlich begann er zu sprechen.

Er sprach das letzteAmen des letzten Kaddisch. Er mahnte die Kehillah, es nie zu vergessen. „Wann immer im neuen Jahr eine Stunde der Furcht oder Sorge kommen möge, wenn gute Absichten und Versprechen dahinschwinden, dann, meine Brüder und Schwestern, saget: ‚Amen' und der Jom Kippur mit all seinem Segen wird zu euch zurückkehren. Saget ‚Amen', meine Brüder und Schwestern!" Noch einmal klang seine Stimme in tiefer Bewegung von der Kanzel. Gestützt von dem Schammes stieg er die Stufen hinunter und ging zu seinem Platz. Der Ton des Schofars klang durch die Synagoge. Es war die letzte Predigt des Raws gewesen.

Im Monat Tewet des gleichen Jahres ging sein Leben zu Ende. Am Abend des 27. verließ mein Vater das Haus, und meine Mutter sagte uns, daß der Raw sehr krank wäre. Die Gemeinde hatte sich versammelt, um Tehillim[1] zu sagen. Am nächsten Morgen hörten wir, daß der Vater erst spät nachts nach Hause gekommen war, und obwohl wir Ferien hatten, wagten wir nicht, laut zu sprechen. Über unserem Haus lag Schweigen. Als wir in den trüben Dezembermorgen hinaustraten, erfuhren wir dann, daß der Raw gestorben war.

Ein Kind weiß wenig von Leben und Tod, aber plötzlich fühlte ich genau, daß der Raw nun für immer von uns gegangen war. Vierundzwanzig Stunden später standen die Schüler unserer Schule zwischen Tausenden, die von Frankfurt und anderen Städten Deutschlands gekommen waren, vor dem Haus des Rabbiners. Die Menge war von tiefer Trauer erfüllt. Es gibt nicht viele Stunden im Leben eines Menschen wie diese. Als der Sarg langsam heruntergetragen wurde, da hatten alle, die draußen warteten, das Gefühl, daß vor ihren Augen ein Licht ausgelöscht worden war, um aufs neue entzündet zu werden im Reich der Unsterblichkeit.

(Hermann Schwab: Erinnerungen eines alten Frankfurters. In: Frankfurter Jüdisches Gemeindeblatt Nr. 6/7/8, 1969, S. 7 f.)

[1] Psalmen.

Victor Löwenthal: Erinnerung an Wilhelm Carl von Rothschild (1924)

Unsere Schule (in der Schützenstraße) war in einem alten Wohnhaus untergebracht und erwies sich mit der Zeit als unzulänglich; sie lag neben der Synagoge der Israelitischen Religionsgesellschaft und wurde im Volksmund „Fromme Schul" genannt im Gegensatz zum Philanthropin, der Realschule der großen Gemeinde, wo der hebräische Unterricht ohne Mützen auf dem Kopf erteilt wurde.

Der Israelitischen Religionsgesellschaft kam aber Hilfe durch den zu ihr gehörenden frommen Baron Willi Rothschild, der auch in ihrer Synagoge Plätze zur Verfügung hatte, die er aber nicht benutzte, da er eine eigene Synagoge, auch einen eigenen Rabbiner sich hielt. Bei Gelegenheit der Verheiratung einer seiner Töchter schenkte er 300 000,00 Mark für einen Schulneubau. Zum Dank dafür brachte die Schule ihm einen Fackel-, respektive Lampionzug. Auch wurden Schüler in Omnibussen nach seinem in dem prachtvollen Grüneburgpark gelegenen Schloß gebracht, wo wir in der Vorhalle Aufstellung nahmen, auch mit Konfekt beschenkt wurden.

Jetzt nach 60 Jahren konnte ich mir die Stelle ansehen, wo es uns vergönnt war, die Grüneburg zu betreten. Jetzt, wo die Rothschilds hier ausgestorben, hat der noch lebende Schwiegersohn, Herr Goldschmidt von Rothschild, den Park an die Stadt abgetreten. Der größte Teil mit dem Schloß ist dem Palmengarten zur Pflege und Verwaltung übergeben worden, der andere Teil wird als Baugelände verwertet, ein großer Teil ist schon bebaut. So hatte ich Gelegenheit, den prachtvollen Park mit seinen schönen Anlagen und wertvollen Baumbeständen zu sehen und zu bewundern; auch schönes Getier wie Goldfasanen verschönten den Park, der jetzt von jedermann mit einer kleinen Eintrittsgebühr betreten werden kann. So ändern sich die Zeiten.

(Victor Löwenthal: Lebenserinnerungen und anderes. Masch. Mskr., Frankfurt am Main, 1924, S. 18a)

3. Von der Einweihung des Neubaus bis zur 75-Jahr-Feier (1881–1928)

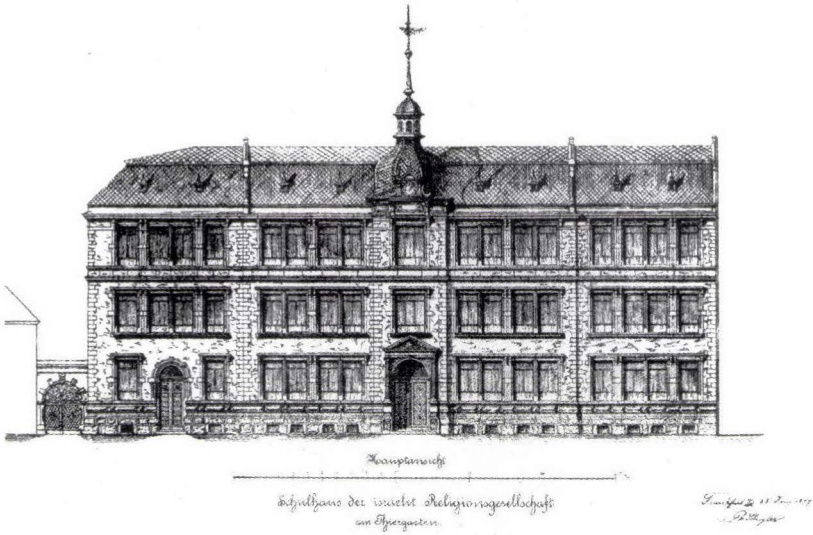
Mendel Hirsch: Das neue Schulhaus am Tiergarten (1881)

Die stetig steigende Schülerzahl und der innere Ausbau der Schule [...] machte die Erbauung eines neuen, entsprechenden Schulhauses zu einem immer dringenderen Bedürfnisse.

In voller Würdigung desselben machten Freiherr und Freifrau *W. C. von Rothschild* 1877 der Religions-Gesellschaft die großherzige Zuwendung von M. 300 000 zu diesem Zwecke, den Mehrbetrag sowie die Kosten des Bauplatzes leistete die letztere. Dieselbe erwarb den südlichen Theil des Militärlazarett-Grundstückes am Tiergarten für M. 112 000, ein Areal von 3 645 qm (45 000 Quadratfuß), dessen andauernd freie Lage gesichert ist und welches nach Lage und Größe die Befriedigung aller hinsichtlich der Orientierung der Klassenzimmer und der Größe der gesonderten Spielplätze zu stellenden Anforderungen ermöglichte.

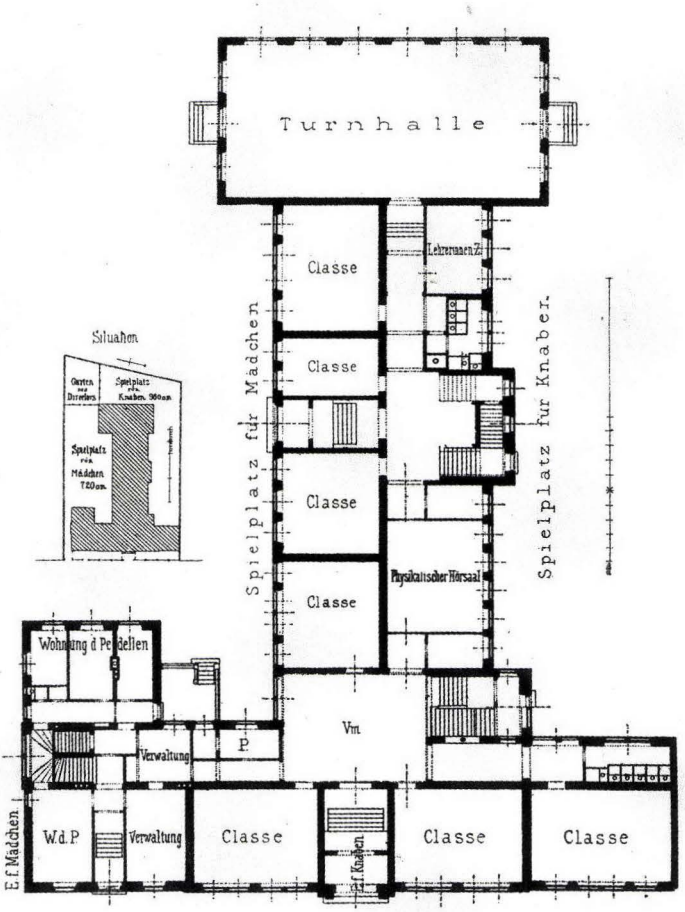
An der Konkurrenz für Beschaffung der Baupläne beteiligten sich 38 hiesige Architekten. Die technischen Mitglieder des Preisgerichtes waren die Herren Architekt *Bluntschli,* Eisenbahn-Bauinspektor *Hottenrott*, Bauinspektor *Rügemer* und Geh. Sanitätsrat Dr. *Varrentrapp*. Preisgekrönt wurden die Pläne der Architekten *Strigler* und *Lieblein*, dem ersteren wurde die Ausarbeitung des definitiven Planes und die architektonische Leitung des Baues übertragen. Bei der Submission wurde der Bau von Herrn *Franz Brofft* für M. 324 000, die Einrichtung der gemischten Luft- und Wasserheizung von *E. Staudt & Comp.* für M. 22 000 übernommen. Am 20. November 1879 fand der erste Spatenstich statt, Herbst 1880 war der Bau unter Dach und sollte zum Herbst 1881 seiner Bestimmung übergeben werden.

Das Schulhaus, dessen östlicher Teil für die Knaben, dessen westlicher für die Mädchen bestimmt ist, enthält in drei Stockwerken außer den für die drei Schulen nötigen 18 Klassenzimmern, dem Amtszimmer des Direktors, denZimmern für Lehrer und Lehrerinnen, den für die Bibliothek, die Sammlungen und Apparate nötigen Räumen, zwei Reserve- und zwei Kombinationsklassen; in der Mitte zwischen beiden Teilen befinden sich die von Knaben und Mädchen gemeinschaftlich zu benutzenden Räume: der physikalische Lehrsaal mit Kabinetten, der Sing- und der Zeichensaal. Diese von jeder einzelnen Klasse nur wenig benutzten Räume sind die einzigen, die nach Norden liegen, während sämmtliche Klassenzimmer Ost-



„Schulhaus der israelit. Religionsgesellschaft am Thiergarten“, Architekturzeichnung von 1877.

resp. Südseite haben. Nach Westen liegt kein Zimmer. Außerdem ist ein chemisches Laboratorium für die Schüler vorgesehen. Die Turnhalle ist unmittelbar angebaut und vom Mädchenhause zu erreichen, während die Knaben über den Hof gehen müssen. Der südliche Teil des vorderen Flügels enthält im Parterre das Verwaltungszimmer und die Pedellenwohnung, in den oberen Stockwerken die Wohnung des Direktors. Der Bau wurde in allen seinen Teilen seiner Bestimmung entsprechend in einfacher und konstruktiv solidester Weise durchgeführt; in letzterer Beziehung ist hervorzuheben: sämmtliches Gebälke ist aus Eisenbalken mit feuersicherer Ausmauerung hergestellt, drei massive bis zum Dachgebälk führende Steintreppen sind vorhanden, die Dachböden selbst haben feuersichere Abdekkung erhalten. Das Haus erscheint hierdurch, sowie durch seine klare, übersichtliche Gliederung im Inneren und Äußeren, in seiner ganzen Anlage, mit seinen hohen geräumigen Klassenzimmern mit breiten, bis an die Decke reichenden Fenstern und möglichst schmalen Pfeilern als ein seiner Bestimmung in hohem Grade entsprechendes.



Grundriß vom Erdgeschoß der Realschule der Israelitischen Religionsgesellschaft.

(Mendel Hirsch: Die Einweihung des neuen Schulhauses am Tiergarten. In: Einladungsschrift … Frankfurt am Main 1882, S. 5 f.)

Stoffplan der Prima (1883)

Ordinarius: Dir. Hirsch

Hebräisch. Geist der jüdischen Gesetzeslehre. Hirsch: Kommentar zum Pentateuch III. S. 461–507, S. 515–525, S. 527–540, S. 570–595.
1 St. *Hirsch.*

Lektüre. Die wöchentlichen Haftorot. Jesaias Kap. 40 bis Kap. 66. Hosea. Gelesen und erläutert, der Inhalt für Berichtigung und Bereicherung der Welt- und Lebensanschauung verwertet. Vorbereitung auf die Festzeiten.
4 St. *Hirsch.*

Talmud. (1. Talmud-Klasse.)
5 St. *Lewin.*
Tr. Chulin Fol. 103b bis Fol. 142a mit Raschi, Tosaphot, Rosch.
Zweite Abteilung mit Obersekunda.

Deutsch. Lektüre aus Hopf und Paulsiek II. 2, besonders der poetischen Stücke, und aus Schillers Gedichten der dritten Periode. Memorierübungen und freie Vorträge. Kontrolliert wurde die Lektüre von Iphigenie auf Tauris, Braut von Messina und Nathan. Stil: Monatlich ein Aufsatz. Themata: 1. Vorfabel der Iphigenie auf Tauris. 2. Die Poesie eine Völkergabe. 3. Zu welchem Zwecke lernen deutsche Schüler französisch? (Klassenarbeit). 4. Das Leben ein Kampf. 5. Gedankengang in Schillers Aufsatz „Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie". 6. Deutschlands Reichtum an Flüssen. (Klassenarbeit.) 7. Der Reim. 8. Gedankengang im Lied von der Glocke. 9. Welche Vorzüge haben Preußen die Hegemonie in Deutschland verschafft? (Klassenarbeit). 10. „Dreifach ist der Schritt der Zeit", Schiller. 11. (Klassenarbeit).
Literaturgeschichte im Anschluß an die Lektüre.
3 St. *Dr. Goldschmidt.*

Französisch. Repetition der wesentlichsten Teile der früheren Pensa. Plötz, Schulgrammatik, Lektion 69 bis zu Ende mündlich und schriftlich. Exercitien resp. Extemporalien und mündliche Übungen. Lektüre: Sommer: Souvestre, au coin du feu; Winter: Thiers, Bonaparte en Egypte, und Scribe, Bertrand et Raton.
Sommer 4 St., Winter 5 St. *Dr. Schwartze.*

Englisch. Repetition des Pensums der Obersekunda. Grammatik: Gesenius. II. Teil IV. und VII. Mündliche Übersetzung der betreffenden Übungsbei-

spiele. Wöchentliche Exercitien resp. Extemporalien. Lektüre aus Gantter's Chrestomathie, die meisten Stücke des fünften Abschnittes.
Im Sommer 3 St., im Winter 4 St. *Dr. Bender.*

Geographie. Deutschland. Repetition der fünf Erdteile.
1 St. *Dr. Goldschmidt.*

Geschichte. Römische Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte. Neuere Geschichte von 1815 bis 1871. Repetition der deutschen Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der preußischen Geschichte. Kursorische Repetitorien.
2 St. *Hirsch.*

Physik. Statik und Dynamik. Hydromechanik. Pneumatik.
2 St. *Rönnberg.*

Chemie. Leichte Metalle und ihre Verbindungen. Chemische Metallurgie, die wichtigsten Legierungen und Metallpräparate. Grundbegriffe der analytischen und theoretischen Chemie.
2 St. *Rönnberg.*

Mathematik.
a. Geometrie. Erweiterung der ebenen Trigonometrie. Lösung vielfacher Aufgaben mit Rücksicht auf die Zwecke des praktischen Lebens. Sphärische Trigonometrie. Ausgewählte Aufgaben aus der Astronomie. Repetitionen.
2 St. *Dr. Portmann.*

b. Algebra. Diophantische Gleichungen. Allgemeine Eigenschaften der Gleichungen höherer Grade. Gleichungen vom 3. Grade. Trigonometrische Auflösung der Gleichungen vom 2. und 3. Grade. Der binomische Lehrsatz. Repetitionen.
2 St. *Dr. Portmann.*

Rechnen. Arbitrage in Wechseln, Effekten und Komptanten. Kommissionsrechnungen. Conto-Corrente. Amortisation der Staatspapiere. Berechnung der Tilgungszeit, der Annuitäten und des Zeitwertes. Prolongations- und Prämiengeschäfte.
1 St. *Dr. Portmann.*

Buchhaltung. Einfache und doppelte Buchführung.
Im Sommer 1 St. *Dr. Portmann.*

Zeichnen mit Obersekunda.
2 St. *Baruch.*

Turnen mit Obersekunda.
2 St. *Knörk.*

(Einladungsschrift zu der öffentlichen Prüfung der Realschule der Israel. Religions-Gesellschaft Frankfurt a. M., welche am 9., 10. und 11. April 1883 im Schulgebäude (Am Thiergarten Nr. 52) stattfindet. Frankfurt am Main, 1883. – Die jüdischen Fächer werden an erster Stelle genannt, nehmen aber deutlich weniger als die Hälfte der Unterrichtsstunden ein. Insgesamt ein Beispiel für die große Zahl der früher für alle Schüler obligatorischen Schulfächer. Das Rechnen ist auf die Praxis von Geschäftsleuten bezogen.)

Jacob Rosenheim: Die Schulzeit (1878–1890)

Die Realschule der Israelitischen Religionsgesellschaft mit Vorschule – dies war der offizielle Titel – war im preußischen Schulsystem eine sogenannte „Realschule zweiter Ordnung", das heißt, sie umfaßte nach Absolvierung der drei Vorschulklassen (vom sechsten bis zum neunten Lebensjahre) sechs Realschulklassen, die den Namen Sexta bis Prima führten. Normalerweise würden die Schüler also die Schule nach neun Jahren, also mit vollendetem 15ten Lebensjahre – nur ein Jahr später als Volksschüler – verlassen haben. Im Hinblick jedoch auf die den Lehrplan belastenden hebräischen Disziplinen, die natürlich gewisse geringfügige Reduktionen in der Stundenzahl einzelner profaner Fächer bedingten, hatte man eine Klasse aufgesetzt, so daß die Schüler seltsamerweise nach Ablegung des sogenannten „Einjährig Freiwilligen Examens" (die Prüfung, die zum einjährigen, statt dreijährigen Militärdienstes berechtigte) noch ein Jahr länger in der Schule bleiben mußten. Man richtete demgemäß zwei Sekunden, Unter- und Obersekunda ein, und das letzte, ohne Examensfurcht zu absolvierende Prima-Schuljahr erwies sich infolgedessen als das vom jüdisch erzieherischen Standpunkt aus wichtigste.

Für die kulturgeschichtliche Würdigung des pädagogischen Wirkens Samson Raphael Hirschs und seiner Stellung in der Abfolge jüdischer Geistesgrößen ist es wichtig, das Wesen seiner Schule und ihre tatsächliche Entwicklung genauer ins Auge zu fassen. Es war kein Gymnasium, das er ins Leben rief, obgleich solche Vollanstalten, das heißt Schulen mit Vorschule und neun Jahrgängen, die ihre Schüler zum Abitur mit 18 Jahren und Hochschulstudium vorbereiteten, in Preußen natürlich längst existierten, sondern nur eine Realschule zweiter Ordnung, ohne Latein und Griechisch, wohl aber mit Französisch und Englisch als Fremdsprachen, zur



Jacob Rosenheim. Absolvent der Hirsch-Realschule. Er leitete 30 Jahre lang den „Israelit", die führende Zeitschrift der deutschen Orthodoxie, und war einer der Begründer der Agudat Israel, deren Präsident er 1929 wurde.

Vorbereitung für den kaufmännischen Beruf. Dies war kein Zufall und darf meiner Meinung nach auch nicht als bloßes Zugeständnis an die gewiß wichtigen ökonomischen Gesichtspunkte betrachtet werden. Es kommt vielmehr im Charakter des Schultyps der soziale Zweck der Schulgründung zum Ausdruck. Es handelt sich für Rabbiner Hirsch darum, der Gemeinde, noch bevor eine Synagoge da war, den Nachwuchs an gut jüdisch erzogenen *Baale Battim*[1] zu sichern. Die Gemeinde war in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts in der Handelsstadt Frankfurt naturgemäß im wesentlichen eine Gemeinde von Kaufleuten. An akademische Ausbildung dachte damals noch nicht einmal eine dünne Schicht von Wohlhabenden. Der Schulzwang, dem durch Besuch einer Volksschule bis

[1] *Baal Bayit*, pl. *Baale Battim:* Familienhaupt.

Ende des 14. Lebensjahres genügt werden konnte, bestand in ganz Preußen. So bot sich für die Kinder jüdischer Eltern nur die Wahl, entweder acht Jahre völlig in einem nichtjüdischen Schulmilieu mit ein paar unzureichenden Religionsstunden aufzugehen und ihre ganze jüdische Substanz zu gefährden oder im Rahmen einer vom Staate anerkannten jüdischen Schule jüdisches und profanes Wissen nach einheitlichem Plane in sich aufzunehmen.

Für Rabbiner Hirsch war, wie wir noch sehen werden, seine jüdische Schule eine aus den tiefsten Quellen jüdischer Welt- und Lebensanschauung geschöpfte Konzeption und keineswegs ein praktischer Notbehelf oder ein vom Zeitgeist abgerungenes Zugeständnis. Aber gleichwohl kann man nicht wissen, ob Hirsch, wenn er der gleichen Lage gegenübergestanden hätte, wie unsere rabbinischen Führer im Osten bis in die jüngste Zeit hinein, aus reiner *Jirath Chet* (Besorgnis, Unrechtes zu tun) nicht genau wie sie davor zurückgeschreckt wäre, der originalen, die ganze Zeit und Kraft der Jugend beanspruchenden Thora-Kultur eine konkurrierende Schule gegenüberzustellen. Aber er hatte tatsächlich keinen *bittul Torah* (Vernachlässigung des Thorastudiums) mehr zu riskieren. Es konnte in dieser Hinsicht in Deutschland bei staatlichem Schulzwang und angesichts einer die Massen geradezu betäubenden materialistischen Zeitrichtung nicht mehr schlechter, nur noch besser werden.

Und ein zweites Moment ist zu berücksichtigen. Die Anschauungen, die unsere Pädagogen und Schulhygieniker über die Maximal-Stundenziffer einer Schulklasse hegen, waren in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch unbekannt. Man hielt damals eine Wochenstundenzahl von 50 für Jungens von 13 bis 15 Jahren für erträglich. Sonntags und mittwochs fand auch an den Nachmittagen Unterricht statt. Am Donnerstag dehnte sich der Unterricht am Nachmittag von 2 bis 7 Uhr aus. Somit ergab sich die Möglichkeit, in den oberen Klassen wöchentlich 10 Stunden *T'nach*[1] und *Meforschim*[2] und 10 Stunden wöchentlich *Gemoroh*[3] zu unterrichten neben 30 profanen Unterrichtsstunden. Mit etwa zwei Stunden *Gemoroh* täglich kann aber schon von geschickten Pädagogen eine gute Grundlage für das Weiterlernen der künftigen *Baale Battim* gegeben werden. Demgemäß war Hirschs Lehrprogramm aufgebaut.

[1] Die Heilige Schrift.

[2] Erklärer, Kommentatoren der Heiligen Schrift.

[3] *Gëmara*: Diskussionen und Kommentare der palästinensischen und babylonischen Talmudisten über die Mischnah.

Als ich 1878 zur Schule kam, hatte staatlicher Druck auf Herabsetzung der Stundenzahlen es jedoch bereits zuwege gebracht, die jüdischen Unterrichtsfächer auf 15, später auf 10 im ganzen zu reduzieren, so daß schließlich nur sechs *Gemoroh*- und vier *T'nach*-Stunden übrigblieben. Das Resultat war, daß, nachdem Samson Raphael Hirsch 1877 sein Direktorat aus gesundheitlichen Gründen niedergelegt und seinem Sohne Dr. Mendel Hirsch überantwortet hatte, die Mädchen, weil sie vom eigentlichen „Lernen"[1] frei waren, eine weit gründlichere Kenntnis der Thora, der Propheten und Hagiographen erwarben als die Knaben. Dr. Mendel Hirsch, Samson Raphael Hirschs ältester Sohn, eine gründlich durchgebildete jüdische Persönlichkeit, wenn auch kein eigentlicher *Talmid Chochom*[2], stellte den gesamten *Chumesch*[3]-Unterricht auf das Studium des väterlichen Kommentars um. Da die letzten drei Schuljahre gänzlich den *Newiïm acharaunim*[4] gewidmet waren, so ergab sich schließlich, daß diejenigen Kinder, die nicht gerade zu unbegabt waren, um *Gemoroh* zu lernen, während ihrer ganzen Schulzeit keinen *Posuk*[5] *Raschi*[6], geschweige denn andere *Meforschim*[7] in sich aufnahmen und erst auf Grund der durch die Beschäftigung mit der *Gemoroh* erworbenen technischen Fähigkeiten später durch Selbststudium, wenn sie den Trieb dazu hatten, sich den Zugang zu den klassischen Kommentaren erschließen mußten.

Der Kommentar Rabbiner Hirschs zu den 5 Büchern Mose, in der Tat ein monumentales Werk mit unsterblichen *chiddusche Tauroh*[8], der für den Sohn vollen Ersatz aller früheren Kommentare bedeutete, war für meine geistige Entwicklung vom siebten bis zum fünfzehnten Lebensjahre das Alpha und Omega aller jüdischen Weisheit. Schon als Neunjähriger sehe ich mich jeden Winter-Freitagabend neben meiner geliebten Mutter vor dem

[1] Unter „Lernen" wird das Studium des Talmud verstanden. Talmud: Die mündliche Lehre (im Gegensatz zur Thora, zum Gesetz), bestehend aus Mischna und Gëmara, enthält den gesamten mündlich überlieferten religionsgesetzlichen Stoff. Der Talmud ist jedoch mehr als Gesetzeskommentar. Er zeichnet die Gedanken- und Kulturwelt von über 1000 Jahren jüdischen Volkslebens auf. Männern obliegt die Verpflichtung, sich täglich mit der Gesetzeslehre zu beschäftigen, täglich zu lernen, Frauen dagegen nicht.

[2] Gelehrter, Talmudforscher.

[3] Die fünf Bücher Mose.

[4] Die letzten Propheten, das sind Jesaja, Jeremia, Hesekiel (hebr. Jecheskel) und die zwölf kleinen Propheten.

[5] Absatz, Bibelvers.

[6] *Raschi*: Abkürzung des Namens *R*abbi *S*alomo ben *I*saak (1040–1105), Verfasser des verbreiteten Bibel- und Talmudkommentars.

[7] Kommentatoren der Heiligen Schrift.

[8] Neue Einblicke (in die Thora).

aufgeschlagenen *Sefer Bereschis*[1] und *Sefer Schemaus*[2] sitzen, Blatt für Blatt gemeinsam studierend, bis die stellenweise berauschend schönen Perioden im Laufe der Jahre zum geistigen Eigentum wurden. Und als dann das *Chumesch*-Lernen[3] in der Schule unter Leitung Michael Altmanns zu *Mischpotim*[4] und zu *Tauras Kauhanim*[5] gelangte, da wußte ich bald durch das Studium des Hirsch-Kommentares mit den minutiösesten *Dinim*[6] von *Hilchaus Tumoh* und *Teharoh*[7], *Arba Schaumrin*[8], *Hilchaus Mezauroh*[9], *Maaseh Korbonaus*[10] und *Owaus Nesikin*[11] besser und vor allem klarer Bescheid als mancher *Jeschiwoh-Bochur*[12]. Daß solchergestalt weite Gebiete der jüdischen Lehre durch die systematische Behandlung und geistige Durchdringung, die sie mit Hirschs Kommentar in einer bis heute nirgends sonst, weder vorher noch nachher, erreichten Klarheit erfuhren, geistiges Eigentum manches jungen Absolventen der Realschule wurden, ist unbestreitbar. Und dennoch habe ich in späteren Jahren, als ich über die Vergangenheit nachdachte, das von Dr. Mendel Hirsch eingeführte (durch die Beschränkung der Stundenzahl vielleicht erzwungene) System der ausschließlichen Konzentration auf Samson Raphael Hirsch als eine Abschnürung von den Quellen empfunden, die nicht im Sinne Rabbiner Hirschs selber lag.

Von unvergleichlicher Größe und Wirkung war Mendel Hirschs „Propheten"-Unterricht. Drei Jahre lang, vom 13. bis zum 16. Lebensjahre, hatte ich das Glück, Jesaja, Hiob und die 12 Kleinen Propheten aus seinem Munde gedeutet und zur Berichtigung und Bereicherung der Welt- und Lebensanschauung verwertet zu hören. Die grundlegende Überzeugung vor allem, daß alles Werden und Wachsen der Menschheitsgeschichte, alle ge-

1 1. Buch Mose (Genesis), benannt nach dem ersten mit „Bereschit" beginnenden Abschnitt des 1. Buches Mose.

2 2. Buch Mose (Exodus), benannt nach der Aufzählung der Söhne Jakobs, 2. Mose 1,1 ff. (*Schemot*: Namen).

3 Die fünf Bücher Mose.

4 Gesetze; der Abschnitt 2. Mose 21, der mit dem Wort „ha-mischpatim" (die Gesetze) beginnt.

5 Die Gesetzeslehre für Priester, 3. Buch Mose (Leviticus).

6 Religiöse Gesetze.

7 Die religiösen Reinheitsgesetze.

8 Wörtl. die vier Hüter; Rechtsbegriffe, die aus vier verschiedenartigen Fällen der Aufbewahrung für Dritte abgeleitet werden.

9 Gesetze, die den Aussatz betreffen, 3. Mose 14.

10 Die Bestimmungen zur Darbringung der Opfer.

11 Gesetze, die bei Verursachung von Schäden anzuwenden sind.

12 *Bachur*, pl. *Bachurim*: Schüler einer Talmudschule.

schichtsphilosophische Weisheit in der vom Gottesgeist erfüllten prophetischen Überlieferung niedergelegt sei, war das erhabene Bewußtsein, mit der Mendel Hirschs Schüler ins Leben traten. Hätte ein gütiges Geschick dem genialen Lehrer die Gabe verliehen, den Generationen von Schülern und Schülerinnen, die er heranbildete, auch menschlich näher zu kommen, statt sie durch eine ihm angeborene, manchmal unangebrachte Ironie zu verletzen, der Prozentsatz der durch ihn für ein dauerndes Leben im Geiste der Thora Gewonnenen wäre um ein vielfaches größer gewesen.

Im talmudischen Unterricht, der auf den oberen Stufen hauptsächlich von dem bekannten jüdischen Gelehrten und Schriftsteller Abraham Sulzbach und einem aus Ungarn stammenden Gelehrten Rabbi Mosche Lewin, erteilt wurde, kam die oberste Klasse so weit, daß sie ein Stück *Gemoroh* mit *Raschi*[1] leinen[2] konnte. Allerdings – ich erinnere mich noch mit stillem Vergnügen der Situation – war es sicherlich ein Fehlgriff meines unvergeßlichen *Rebben*[3], Rabbi Mosche Lewin, den 15jährigen Realschülern, die öffentlich vor einem großen Publikum und im Angesichte Rabbiner Hirschs verhört[4] wurden, ausgerechnet die *Sugjoh*[5] *Cholow schenofloh al hachatichoh* (wenn Milch auf Fleisch tropft) aufzugeben. Glücklicherweise kam ich als kleinster, der an der Ecke saß, zuerst dran, konnte also mit dem Aufsagen der *Mischnah*[6] mit *Perusch*[7] brillieren, während das flammende Auge Rabbiner Hirschs auf uns ruhte. Die anderen mußten sich dann mit Ach und Krach durch die Wogen der *Gemoroh*-Diskussion hindurchkämpfen. An die *Talmud*-Prüfung am Sonntag schloß sich dann, originell genug, regelmäßig die Turnprüfung an, während dann die Woche hindurch Klasse nach Klasse in Anwesenheit zahlreicher Väter und Mütter in allen Fächern einer sogenannten Prüfung unterzogen wurden, die allerdings meist sorgfältig vorbereitet war. So unpädagogisch das Ganze war, trug es doch dazu bei, das Interesse für die Schule in allen Kreisen der Gemeinde lebendig zu erhalten und das Ende des Schuljahres mit einer unvergeßlichen Feierstimmung zu umkleiden.

Der sogenannte profane Unterricht, vielfach sogar die Gesinnungsfächer Deutsch und Geschichte wurden zu meiner Zeit teilweise von nichtjü-

1 Siehe S. 67, Anm. 6.

2 (Jiddisch): Vortragen der Thora (auch der Gëmara) im traditionellen Singsang.

3 (Jiddisch): Rabbi, Lehrer.

4 (Jiddisch): prüfen.

5 Thema.

6 Vergl. S. 66, Anm. 3 und S. 67, Anm. 1.

7 Kommentar.

dischen Lehrkräften erteilt, zum Teil auch von solchen jüdischen Lehrkräften, die, obgleich tüchtige Fachleute, keineswegs die Fähigkeit besaßen, jüdischen Geist im Sinne des Lehrprogramms Samson Raphael Hirschs auch im Wege des Geschichtsunterrichts oder des deutschen Aufsatzes in die Gemüter zu pflanzen. Rabbiner Hirsch selber und auch Mendel Hirsch haben in einer Reihe klassischer Abhandlungen in den sogenannten Einladungsschriften zur jährlichen Prüfung und in der Zeitschrift *Jeschurun* ewig gültige Weisheiten über jüdische Erziehung und in der Prüfung der Beziehungen der allgemeinen Bildungselemente zur Thorakultur niedergelegt. Die Auseinandersetzung zwischen jüdisch-religiöser Tradition und der allgemeinen Zeitkultur wird mit Scharfsinn und dabei aus der Tiefe des durch Bibel und Talmud geschärften religiösen Bewußtseins heraus durchgeführt, und dieser ganze Stoff speziell für die Zwecke des Jugendunterrichts gestaltet und verarbeitet. Augenscheinlich war es die Absicht der Autoren, innerhalb des Unterrichtes mindestens die oberen Klassen der Realschule und höheren Töchterschule mit den Ergebnissen dieser Auseinandersetzung vertraut zu machen und sie dadurch gegen geistige Anfechtungen zu feien. Sicherlich ist das, solange Rabbiner Hirsch selber in der Schule unterrichtete, bis zu einem gewissen Grade gelungen.

Als ich 1878 zur Schule kam, hatte sich Rabbiner Hirsch von der Schulleitung, nahezu siebzigjährig, zurückgezogen. Abgesehen von dem Propheten-Unterricht Mendel Hirschs, der aber naturgemäß nur das Gebiet der Geschichtsphilosophie erfassen konnte, nicht dasjenige der Naturwissenschaft und Naturphilosophie, war kein einziger der aktiven Lehrer imstande, dieser idealen Aufgabe der jüdischen Schule zu genügen. Naturwissenschaft lehrte ein verknöcherter nichtjüdischer Fachmann, der den gesamten Stoff ebenso trocken wie ungefährlich traktierte. Deutsch und Geschichte hörten wir bei einem hervorragenden jüdischen Pädagogen, der aber grundsätzlich jeden Versuch einer Grenzüberschreitung nach der apologetischen Seite hin als Hochverrat an seinem Fach betrachtet haben würde. Vielleicht ist durch dieses an sich beklagenswerte Manko praktisch nicht allzuviel verloren worden, denn man darf füglich bezweifeln, ob Kinder von 14, 15, selbst 16 Jahren im Durchschnitt reif genug sind, um die eigentlichen Grundprobleme des Konfliktes zwischen Wissenschaft und Weltanschauung bei pädagogisch noch so geschickter Zubereitung mit Nutzen zu erfassen und zu verarbeiten.

Tatsache ist, daß von den Jahrgängen 1859 bis 1888 (dem Todesjahr Hirschs) im großen Ganzen nur diejenigen der Fahne des orthodoxen Judentums treu blieben, die das Glück hatten, ihre Nachschulzeit, die Jahre

zwischen ihrem 15ten und 25ten Lebensjahre, in dem Milieu der Frankfurter orthodoxen Gemeinde verbringen zu dürfen. Von denen jedoch, die frühzeitig in die Welt hinaus kamen, hat leider der weitaus größere Teil trotz der Jüdischen Realschule dem praktischen Judentum Valet gesagt, wobei es natürlich unmöglich ist festzustellen, inwieweit dabei geistige Kämpfe oder äußerliche Versuchungen, das Ringen um die wirtschaftliche Existenz, maßgebend waren.

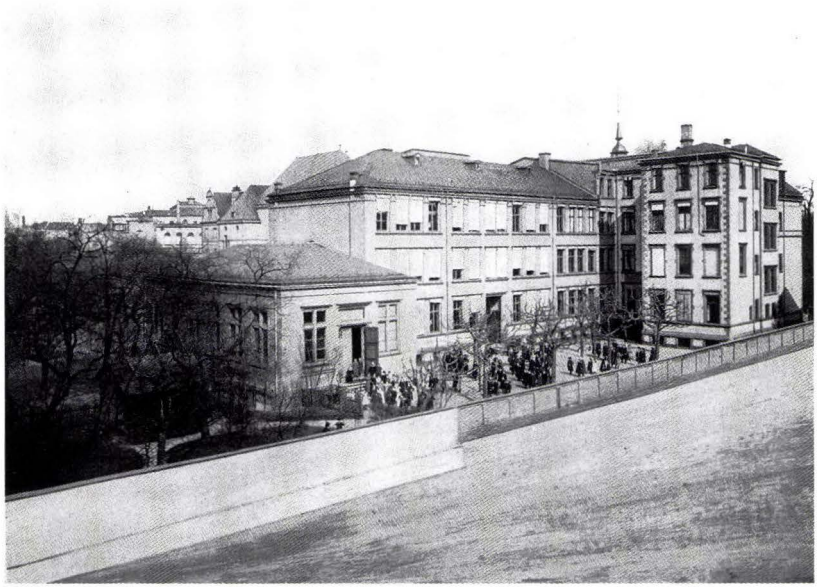
Ich habe später festgestellt, daß bei denen, die die Schule zwischen 1890 und 1903 – dem 50jährigen Schuljubiläum – verließen, der Prozentsatz der Treugebliebenen beträchtlich höher war, was zweifellos mit dem Wechsel der Zeitstimmung, der beginnenden Abkehr von Materialismus und Realismus, zusammenhing. Das bestätigt zugleich die Auffassung, die Rabbiner Hirsch von der kaum lösbaren Aufgabe hegte, die ihm in den 50er und 60er Jahren gestellt war. Ein Mitglied des Schulrats jener Zeit, Max Bier, der an den Abenden, nach getaner Arbeit, mit Rabbiner Hirsch am Ufer des Mains ein Stündchen zu spazieren pflegte, überlieferte mir eine in dieser Hinsicht höchst bedeutsame Äußerung des Mannes, der vielfach als Verkörperung eines sorglosen *Thora-im-Derech-Erez*[1]-Programms angesehen wird. Hirsch äußerte damals: „Wenn man die geistige Atmosphäre ins Auge faßt, die unsere Jugend heute umgibt und die aus jedem Zeitungsfeuilleton in ihre Seele dringt, um sie zu vergiften, müssen wir jede einzelne Seele, die wir durch unsere Schule für *Tauroh* und *Jiroh*[2] wecken, als ein *Ness*[3] betrachten".

Die Schlußfolgerung, die meines Erachtens aus diesem Rückblick auf die Schulzeit gezogen werden muß, ist die Erkenntnis, daß die ganze „Jüdische Realschule zweiter Ordnung" eine Halbheit war, die ihr hochgestecktes Ziel bei noch so großer Genialität ihrer Leiter nicht erreichen konnte. Während eine Volksschule den Blick ihrer Zöglinge von den höheren Problemen hinweg ganz aufs Praktische legt, die jüdische Vollschule (Oberrealschule, Realgymnasium oder Gymnasium) ihre Schüler wenigstens noch in den entscheidenden Jahren der geistigen Auseinandersetzung (16. bis 19. Lebensjahr) durch Milieu und Belehrung zu beeinflussen vermag, war die Realschule wirklich nur reines Stückwerk, eine Aussaat von

[1] „Bildung vereint mit der Thora", von S.R. Hirsch ausgegebenes Losungswort, weltliche Bildung und Pflege der Zeitkultur in jüdische Welt- und Lebensanschauung zu integrieren. Vgl. Mischna, Sprüche der Väter 2,2a: Schön ist das Studium der Thora, verbunden mit weltlicher Beschäftigung.

[2] Jüdische Lehre und Gottesfurcht.

[3] Wunder.



Realschule und höhere Töchterschule der Israelitischen Religionsgesellschaft, Am Tiergarten, Seitenansicht mit Turnhalle und Spielplatz der Mädchenschule, Foto vor 1903.

Keimen. Alles kam darauf an, inwieweit der einzelne Schüler beim Verlassen der Schule den Trieb in sich fühlte, weiter zu lernen und an seiner jüdischen Selbstvervollkommnung zu arbeiten.

Es ist aufs tiefste zu bedauern, daß es Rabbiner Hirsch nicht gelang, seiner Realschule von vorneherein, wie es seinem Ideal entsprach, eine *Jeschiwoh*[1] anzugliedern. Nur wenige Eingeweihte wissen, daß Rabbiner Hirsch in einem Entwurf einer Gemeindesatzung, den ich selber gelesen habe und den er bei der Gründung oder in den ersten Jahren nach der Gründung der Religionsgesellschaft verfaßte, die Errichtung einer solchen *Jeschiwoh* vorsah. Anscheinend war es natürliche Scheu vor der Veröffentlichung eines vielleicht allzu kostspieligen und weitausschauenden Zukunftsprogramms, welche damals die Aufnahme dieses Postulats einer jüdischen Erziehung in das Gemeindestatut verhinderte. Es sollte erst ein halbes Jahrhundert spä-

[1] Talmudhochschule.

ter unter einer gänzlich veränderten kulturgeschichtlichen Konstellation verwirklicht werden.

Im Frankfurt des Jahres 1886, zu der Zeit, da ich die Schule als 15½ jähriger „Abiturient" mit einer feierlichen öffentlichen Abschiedsrede über die Beziehungen der einzelnen Lehrfächer zur Charakterbildung verließ, betrachtete man die Realschule als den absoluten Gipfel jüdischer Bildung. Meine eigenen Eltern würden einen etwaigen Wunsch ihres Sohnes, noch irgendwo in der Welt eine *Jeschiwoh* aufzusuchen (ich dachte gar nicht daran), als vollkommenen Wahnsinn angesehen haben. So vollständig war in den Kreisen der sogenannten Neu-Orthodoxie Westeuropas, die gänzlich auf den Schultern Samson Raphael Hirschs stand, die alte *Jeschiwoh*-Tradition in Vergessenheit geraten, die doch noch 50 Jahre vorher, in Süddeutschland zum mindesten, lebendig gewesen sein dürfte. Hinter dieser Erscheinung steckte aber doch noch ein tieferes Krankheitssymptom, auf das noch kurz hinzuweisen ist.

Von einem jüdischen Professor, der aus frommem, ostjüdischem Hause stammte, mußte ich, noch als Jugendlicher, einmal das boshafte Wort hören, meine Weltanschauung sei kein Judentum, sondern „Hirschtum". Der diese Worte prägte, hatte gewiß keinerlei moralisches Anrecht, die Sache der jüdischen Tradition zu vertreten, mit der er selbst gänzlich gebrochen hatte. Aber etwas Wahres lag in dem Vorwurf insofern, als die überwältigende Genialität und innere Geschlossenheit der Hirsch'schen Auffassung, wie sie in allen seinen Schriften und mündlichen Äußerungen zum Ausdruck kam, leicht zu einer gewissen Abschnürung seiner Schüler von dem breiten Strom der originalen Quellen des biblischen und rabbinischen Judentums führen konnte. Samson Raphael Hirsch selber hat das niemals gewollt. Er hat sein Werk gewiß nicht als den Abschluß der biblischen und rabbinische Exegese und philosophischen Durchforschung angesehen, sondern sich bescheiden eingeordnet in die Kette der jüdischen Geistesheroen, in den lebendigen Strom der jüdischen Geistestradition der Zeiten. Aber die grenzenlose Verehrung, die der Sohn dem großen Vater entgegenbrachte, hat nach meiner Beobachtung in den Jahren 1878 bis 1890 recht nahe an die Grenze jener „Abschnürung von den Quellen" herangeführt und würde noch gefährlichere Konsequenzen gezeitigt haben, wäre es Mendel Hirsch vergönnt gewesen, der Nachfolger seines Vaters im Rabbinat zu werden.

(Jacob Rosenheim: Erinnerungen 1870–1920. Hrsg. Heinrich Eisemann und Herbert N. Kruskal. Frankfurt am Main 1970, S. 15–25)

Salomon Breuer: Ansprache zur Amtseinführung von Dr. Gerson Lange (1901)

Hochverehrter Herr Direktor!
Namens des Schulrates habe ich die Ehre, Sie auf das herzlichste zu begrüssen und Ihnen zu dem neuen Amte, in welches Sie nunmehr seitens unseres Herrn Königlichen Provinzial-Schulrats eingeführt worden sind, unsere aufrichtigen Glückwünsche zu überbringen. Es ist eine schwere verantwortungsvolle Aufgabe, der Sie sich mit dem heutigen Tage unterziehen. Sind die Schwierigkeiten und die damit verbundene Verantwortlichkeit, die in der Leitung jedes, namentlich eines umfangreichen Schulwesens liegen, an sich schon gross, so treten diese in der Leitung unserer Unterrichtsanstalt, die hinsichtlich der religiösen Erziehung ein besonderes Ziel verfolgt, in erhöhtem Masse hervor. Jedoch das Bewusstsein, dass das Ziel bereits gesteckt, der Zweck bereits klar gezeichnet, ja dass dieses Ziel, dieser Zweck seit dem Bestehen unserer Unterrichtsanstalt zu jeder Zeit gottlob glücklich erreicht worden ist, wird die Erfüllung Ihrer Aufgabe Ihnen wesentlich erleichtern.

In klaren Zügen hat der verewigte Begründer dieser Unterrichtsanstalt in dem vor nahezu einem halben Jahrhundert erschienenen Prospekt den wissenschaftlichen und religiösen Standpunkt, Zweck und Ziel derselben dargelegt. Es heisst daselbst unter Anderem:

„Zweck dieser von uns zu errichtenden Anstalt ist: Unsere Jugend beiderlei Geschlechts mit demjenigen Unterrichte vollständig zu versorgen, dessen sie für ihren künftigen Beruf als Menschen, Bürger und Juden bedarf. Die Anstalt wird daher den Gesammtjugendunterricht umfassen, und beide Zweige, den sozialen und religiösen, mit gleichem Ernst und gleicher Sorgfalt pflegen. Sie basiert auf dem alten, im Judenthum sanctionierten Grundsatze, dass soziales Wissen und Leben und religiöses Wissen und Leben, sich nicht nur nicht gegenseitig ausschliessen, sondern sich gegenseitig bedingen, sich gegenseitig ergänzen und vollenden, und erst in inniger Vereinigung und Durchdringung das Heil erzeugen, das überhaupt auf Erden anzustreben sei. – Das soziale Wissen und Leben findet erst im religiösen seinen Boden und seine Weihe; das religiöse erst in dem sozialen seine Betätigung und Verwirklichung. – Bildung ohne Nihilismus, Religion ohne Fanatismus ist ihre Devise, gebildete Juden und Jüdinnen, religiöse Bürger und Bürgerinnen dem Staate zu erziehen ihre Aufgabe, das Gebiet der echten, wahren, humanen Bildung und des echten unverkürzten väterlichen Glaubens daher ihr Boden, die Gewinnung endlich des Geistes für die

Wahrheit, des Herzens für die Gottesfurcht und zugleich die Entwickelung, Übung und Ertüchtigung aller Kräfte und Fähigkeiten für die einstige, pflichtgetreue Erfüllung des Berufes ihre ernsteste, angelegentlichste Sorge."

Es war eine ernste, schwere Zeit für das gesetzestreue Judenthum, als dieser Prospekt in die Welt hinausgesandt wurde. Die jüdische Reformbewegung, die der alten jüdischen Gesetzestreue immer mehr den Boden entzog, hatte namentlich in den Kreisen der jüdischen Bevölkerung Frankfurts die grössten Verheerungen angerichtet. Bildung mit Nihilismus war die Devise. Gebildete Juden und Jüdinnen, religiöse Bürger und Bürgerinnen dem Staate zu erziehen, war als Thorheit verschrieen. Die Prinzipien, die die neue Schule auf ihre Fahne geschrieben, mussten daher naturgemäss auf den denkbar grössten Widerstand stossen. Der weitaus grössere Teil unserer jüdischen Brüder stand ihnen feindlich gegenüber, ja selbst den treuesten Gesinnungsgenossen waren sie zum Teil fremd. Da galt es schwere Kämpfe zu bestehen, da galt es, festgesessene Vorurteile zu bannen, und wenn wir all der Verlästerungen und Verspottungen, denen wir zu jener Zeit ausgesetzt waren, gedenken, so kommt uns jene geschichtliche Thatsache, die die heilige Schrift verzeichnet, unwillkürlich in den Sinn. Als dem Patriarchenpaare Abraham und Sara die Freudenbotschaft einer Nachkommenschaft mitgeteilt wurde, da heisst es: Wer es hörte, spottete, lachte, und siehe da, Jizchak ward doch geboren und die an sein Dasein geknüpften göttlichen Verheissungen hatten sich zum Segen der Allmenschheit verwirklicht.

Als seinerzeit die Botschaft durch die jüdischen Kreise ging, dass die Religionsgesellschaft eine Unterrichtsanstalt ins Leben rufe, deren Boden das Gebiet der echten, wahren humanen Bildung und des echten, unverkürzten väterlichen Glaubens sei, und die ihre Aufgabe zunächst darin erblicke, gebildete Juden und Jüdinnen, religiöse Bürger und Bürgerinnen dem Staate zu erziehen, da konnten sich die Wenigsten eines lächelnden Spottes nur mit Mühe erwehren. Die Meisten aber lachten und spotteten laut. Und siehe da! Dank der gütigen Vorsehung ist dieses grosse heilige Werk der Jugenderziehung doch ins Leben getreten, und hat mit voller Kraft einer segensreichen Thätigkeit die kühnsten Erwartungen verwirklicht. Trotz aller Anfeindungen und Verspottungen wuchs und gedieh es unter der stetigen Anerkennung auch der staatlichen Behörden von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, und schwang sich zu einer mustergültigen Anstalt empor zum Heil unserer Gemeinde, zum Segen des ganzen gesetzestreuen Judentums, und wir können wohl sagen, zum Nutz und Frommen unseres geliebten deut-



Realschule und höhere Töchterschule der Israelitischen Religionsgesellschaft, Am Tiergarten, Vorderansicht, Foto vor 1903.

schenVaterlandes. Unsere Gemeinde, die anerkanntermassen des Rufs einer Muttergemeinde Israels sich erfreut, deren Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen zumeist aus dieser Anstalt hervorgegangen sind, legt das beredteste Zeugnis hierfür ab. Es wäre eine nicht zu rechtfertigende Unterlassung, wollten wir in dieser geweihten Stunde nicht des verewigten Begründers und ersten Leiters dieser Schule, unseres unvergesslichen grossen Rabbiners *Samson Raphael Hirsch* gedenken. Er war es, der mit dem Einsatz seiner eisernen Thatkraft, mit der Entfaltung seines ungewöhnlichen organisatorischen Talents, mit dem ganzen Reichtum seiner Fähigkeiten, mit den glänzenden Erzeugnissen seines Geistes, ja mit der ganzen Dahingabe seines Lebens dieser Schule nicht nur den Lebensgeist einhauchte, sondern ihr auch das Gepräge gab, das sie befähigte, sich das unbestrittene Ansehen, das sie geniesst, und die hochgeachtete Stellung, die sie einnimmt, zu erwerben. Mit gleich pietätvoller Verehrung gedenken wir auch seines Nachfolgers in der Leitung unserer Schule, des verewigten Direktors *Dr. Mendel Hirsch*. Er hat mit gleicher Aufopferung und Hingebung sein reiches Wissen in den Dienst dieser Schule gestellt, und sie zu einer immer

heilsameren Entwicklung gebracht. Was diese Beiden für das Wohl unserer Schule geleistet, geschaffen und gewirkt, und wie sie geschaffen und gewirkt haben, das wird in den Annalen unserer Schule mit unauslöschlichen Lettern verzeichnet sein.

Wenn uns dieser kurze Rückblick auf die Vergangenheit unserer Schule mit freudiger Genugthuung erfüllen darf, so wird eben dadurch die bange Sorge erklärlich, die sich unser, ja aller Derer, die mit jeder Faser ihres Herzens unserer Schule zugethan sind, bemächtigte, als vor einem Jahre nach Gottes weisem Ratschluss der Leiter dieser Schule inmitten seiner vollsten Thätigkeit uns entrissen wurde. Die eine Frage: Wo den Mann finden, der befähigt wäre, an die Spitze unserer Schule zu treten, schwebte auf unser aller Lippen. Dank der göttlichen Vorsehung, die stets ihre schützende und schirmende Hand über unsere Gemeinde gehalten, dank der hohen staatlichen Behörde, die in richtiger Würdigung und weiser Erkenntnis der eigenartigen Stellung unserer Schule ihre wirksame Unterstützung in der wohlwollendsten Weise darbot, dürfen wir nunmehr der Überzeugung Ausdruck geben, in Ihnen, hochgeehrter Herr Direktor, den Mann gefunden zu haben, dem wir die Leitung unserer Anstalt mit ungeteiltem Vertrauen, mit vollster Beruhigung überantworten können.

[...] In welchem Geiste werden Sie die Ihnen überantwortete Schule leiten, damit sie nicht hinter den anderen Schwesteranstalten zurückstehe und immer vorwärts schreite? In welchem Geiste werden Sie die Kinder erziehen, damit ihre Herzen für Gottesfurcht, Wahrheit und Menschenliebe gewonnen werden? Doch nein, ich stelle diese Frage nicht, weil ich Ihre Antwort kenne. Ihre Vergangenheit, Ihre Thätigkeit in früheren Wirkungskreisen sind uns Bürgschaft dafür, dass Sie den Fusstapfen Ihrer ruhmreichen Vorgänger folgen und den Geist, der in dieser Schule seit ihrem Bestehen gewaltet und so viel Segen erzeugt hat, auch weiter mit dem ganzen Aufwand Ihrer Kraft pflegen werden. Die gottbegnadete Wirksamkeit des verewigten Begründers und ersten Leiters dieser Schule hat im Leben des jüdischen Volkes auf weitem Erdenrund, insbesondere in unserer Gemeinde, dem Mittelpunkte seiner Thätigkeit, und an dieser heiligen Stätte der Jugenderziehung so nachhaltige Spuren hinterlassen, dass sie leicht zu finden sein werden. Diesen Spuren werden Sie folgen. Die Wege, die er vorgezeichnet, werden auch Ihre Wege sein.

Und so rufe ich Ihnen namens des Schulrats, und ich darf wohl hinzufügen, namens eines jeden treuen Mitglieds unserer Gemeinde, namens der Väter und Mütter der Ihnen anvertrauten Jugend das Psalmwort zu: Gott begleite Sie in Ihrem Dienste für die Sache der Wahrheit!

(Ansprache des Herrn Rabbiner Dr. Breuer. In: Jahresbericht der Realschule der Israel. Religionsgesellschaft in Frankfurt a.M. 1900–1901. Frankfurt am Main 1901, S. 6–9)

Gerson Lange: Rede bei der akademischen Feier zum 50jährigen Bestehen der Schule (27.4.1903)

[...] Von Jahr zu Jahr wuchs die Anzahl der Schüler und Schülerinnen, von Jahr zu Jahr wuchs auch das Ansehen der Gemeinde, die sich aus kleinen Anfängen unter denkbar ungünstigsten Auspizien entwickelt hatte, wuchs das Ansehen der Gemeinde, eben weil die Schule sich nicht von den Pfaden entfernte, die S.R. Hirsch ihr vorgezeichnet hatte und Generationen heranzog, die in seinem Sinne, erfüllt von seinen Idealen in das Leben hinaustraten. War die Schule das Kind der Religionsgesellschaft, so hat sie ihre Kindespflicht treu erfüllt, ist ihrer Mutter in Dankbarkeit und Liebe eine Stütze und Erhalterin geworden, weil sie nicht nur Wissen auf jüdisch-religiösem und allgemein menschlichem Gebiete vermittelte, sondern auch Bildung, die Tat des Menschen befruchtende und belebende Bildung zu geben bemüht war und es nie vergass, dass ihre Devise lautete [hebräisch:] *Tora im Derech Erez*, nicht jüdisch-religiöse und auch dabei allgemein menschliche oder allgemein menschliche und auch dabei jüdisch-religiöse, sondern jüdisch-religiöse und dadurch allgemein menschliche, allgemein menschliche und dadurch jüdisch-religiöse Bildung. Samson Raphael Hirsch selbst und seine Mitarbeiter haben ihren Pfad unbeirrt verfolgt, sein Sohn Direktor *Mendel Hirsch* hatte von seinem Geiste geerbt, und er und seine Mitarbeiter waren nicht minder von den hohen Aufgaben durchdrungen, die ihrer harrten, und haben nicht minder glücklich zu wirken verstanden, des ist Zeuge, wie wir erwähnten, der grosse Ruf der Synagogen-Gemeinde „Israelitische Religionsgesellschaft", deren Mitglieder nicht zu den schlechtesten Bürgern des deutschen Vaterlandes und nicht zu den schlechtesten Juden gehören, des ist aber auch Zeugin die Anhänglichkeit ehemaliger Zöglinge an die Anstalt, der sie ihre Weltauffassung verdanken, die Anhänglichkeit, die sich in dieser zahlreichen Festversammlung bekundet, und die auch in pietätvollen Werken ihren Ausdruck fand, indem eine Reihe ehemaliger Schülerinnen das Andenken ihres heimgegangenen Direktors durch Herausgabe einer Uebersetzung und eines Commentars zu dem bibl. Buche der Klagelieder nach Aufzeichnungen, die in den Unter-

richtsstunden gemacht, zu ehren gewusst haben, während andere zeigten, wie sie die Schule und ihre Lehrer ehreten, indem sie zum Andenken an ihren heimgegangenen Direktor Gedichte, die er für die Schlussprüfungen verfasst hatte, und die Zeichen seines grossen Geistes sind, sammelten und anlässlich des Schuljubiläums herausgaben. Das alles beweist es – die Schule ist bisher unter ihrem Begründer und unter dessen Sohn und Nachfolger ihrer Devise treu geblieben, wir dürfen es beim Rückblick über das vergangene halbe Jahrhundert ohne Scheu aussprechen.

Aber ein Jubiläum gilt nicht dem Rückblick in die Vergangenheit allein, es will auch den Ausblick auf die Zukunft, will, dass aus der Vergangenheit gelernt werde, dass sie gleichsam von Neuem mit höherer Weihe und grösserer Kraft durchlebt werde. So sollen und wollen wir jetzt auch in die Zukunft ausschauen. An dem Prinzip, welches die Schule bisher leitete, ist nichts, was der Vervollkommnung bedürfte, es ist das Ideal, dem sie zustrebt, und das uralt und unveränderlich ist, wie auch die Zeiten sich ändern. Zu vervollkommnen ist nur an uns, die wir die Aufgabe übernommen haben, das Werk grosser Männer fortzuführen, und die wir durch die Grundlage, die sie geschaffen, es leichter haben, dem Ideale näher zu kommen, wenn auch unsere Kraft gering ist. Wenn wir den Spuren der Vergangenheit folgen, wenn wir aus dem Beispiel eines *S. R. Hirsch* heilige Begeisterung für das grosse Werk schöpfen, das er ins Leben gerufen, so wird der Wille das ersetzen, was uns an Kraft fehlt, und wenn wieder 50 Jahre, wieder eine Jobelperiode verstrichen sein wird und nicht *wir* mehr hier stehen, sondern eine neue Generation herangewachsen sein wird, dann möge sie, – das dürfen wir hoffen, wenn wir uns durch das Beispiel unserer grossen Vorgänger ermannen – dann möge sie, den Blick auf 100 Jahre zurückschweifen lassen und Halt an dem heutigen Tage machend, nicht einen Rückschritt und nicht einen Stillstand in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts erblicken, sondern unaufhörlichen Fortschritt, unaufhörliches Weiterbauen auf Grundlagen, die grosse Männer geschaffen. Dann möge sie sehen, dass die Schule zum Heile der Gemeinde und zum Heile des Vaterlandes Juden herangezogen hat, die durch ihr Judentum Menschen, treue ihrem Gott und ihrem Könige ergebene Kinder des deutschen Vaterlandes geworden sind. Das soll unser Streben sein, ich darf es im Namen aller meiner verehrten Kollegen und Kolleginnen versichern, und diesem Streben gebe Gott seinen Segen!

(Gerson Lange: Rede bei der akademischen Jubiläumsfeier des 50jährigen Bestehens der Unterrichtsanstalten der Israelitischen Religionsgesellschaft zu Frank-

furt a. M. am 27. April 1903. In: Jahresbericht der Realschule der Israel. Religions-Gesellschaft in Frankfurt a. M. 1903–1904. Frankfurt am Main 1904, S. 14 f.)

Gerson Lange: Im ersten Kriegsjahr (1915)

In den letzten Wochen des Jahres bemühten sich die Schüler und Schülerinnen der Anstalt, die entsprechend der Verfügung des Herrn Ministers dazu aufgefordert waren, um eine Goldsammlung, die 41 000 M. brachte. Jede freie Minute benutzten sie, um überall zu Bekannten und Nichtbekannten, in der Stadt und auf den kleinen Orten in der Nähe zu gehen und Gold gegen Papiergeld zu tauschen. Es war eine Freude zu sehen, wie schon die Kleinen begriffen, um was es sich handelt, und eine noch grössere Freude zu beobachten, wie die Kleinsten, die das noch nicht verstehen konnten, nur in dem Gedanken, dass es gälte, etwas für das Vaterland zu tun, sich an der Sammelarbeit beteiligten, soweit sie es vermochten. Es ist überhaupt eine erfreuliche Erscheinung, die der Krieg gezeitigt, dass das Bewusstsein der Verantwortlichkeit des Einzelnen der Gesamtheit gegenüber auch in den Herzen unserer Jugend wieder stärker erwacht ist, die sich in den letzten Jahrzehnten mehr gewöhnt hatte, für sich zu fordern als zu leisten und durch ihre, ihren jugendlichen Kräften entsprechende Leistung sich für die grossen Aufgaben vorzubereiten, die ihrer später der Gesamtheit gegenüber harrten. Man konnte das schon in den ersten Kriegstagen beobachten. Schon die verständnisvollen Gesichter der Kinder am Tage des Wiederbeginns des Unterrichts bei der Ansprache, die ihnen den Ernst der Zeiten und die Pflichten, die einem jeden einzelnen von ihnen aus ihm erwüchsen, vor Augen führte, schon die feierliche, würdige Stimmung, die in den ersten Tagen nach Kriegsausbruch in der Schule herrschte, bewies, dass die Schüler und Schülerinnen die Bedeutung des grossen Ereignisses, das so plötzlich in unser Leben getreten, recht begriffen hatten, und dass ihr Drang nach Betätigung, der sich bald zeigte, nicht der Sucht entsprang, sich vor anderen hervorzutun, sondern ein wirkliches Bedürfnis war, etwas zu leisten. Es waren nicht die Arbeiten, bei denen man sich durch Armbinden und Abzeichen bemerkbar machen konnte, die sie übernehmen wollten, ihr Wunsch war, bei den Erntearbeiten tätig zu sein, und als sich zeigte, dass man es vorzog, die Stadtkinder von solcher, ihnen fremder Beschäftigung fern zu halten, da ergriffen sie mit Freude die Gelegenheit, die sich ihnen bot, unter Aufsicht ihrer Lehrer grosse Gelände, die mit Gemüse be-



Innenraum der Synagoge der Israelitischen Religionsgesellschaft an der Friedberger Anlage. Foto von 1907.

stellt werden sollten, umzugraben, wenn sie auch dieser Arbeit gänzlich ungewohnt waren. Vierzehn Tage lang waren der grösste Teil der Prima und viele Schüler der Sekunda täglich 6–7 Stunden damit beschäftigt, und sie oblagen mit Eifer der Arbeit, die sie übernommen hatten. Die dem Unterricht entzogene Zeit stellte nachher natürlich erhöhte Anforderungen an Lehrer und Schüler, und nur durch besondere Anstrengung konnten die Ziele der Schule dennoch erreicht werden.

Die einzelnen Ereignisse des Krieges wurden in allen Klassen zum Gegenstand der Besprechung gemacht und gaben Gelegenheit, das Gefühl der Treue für das Vaterland und die Liebe und Verehrung für dessen Oberhaupt und die Männer, die an seiner Seite die Geschicke Deutschlands lenken, zu vertiefen und die Jugend unter Hinweis auf unsere Helden im Felde und deren Pflichttreue für ihre Aufgabe zu begeistern. Von grossen Siegesfeiern durch Schulfreiheit wurde entsprechend einem Beschlusse der Direktoren-Vereinigung im allgemeinen abgesehen.

(Gerson Lange: Chronik der Schule. In: Jahresbericht der Realschule der Israelitischen Religionsgesellschaft in Frankfurt am Main. 1914–1915. Frankfurt am Main 1915, S. 14 f.)

Elias Fink: Aus der Geschichte der Schule 1915–1925

Auf Grund einer Verfügung der vorgesetzten Behörde vom Frühjahre 1915 mußte die Veröffentlichung des üblichen Jahresberichtes aus Sparsamkeitsgründen unterbleiben. Seitdem hat ein volles Jahrzehnt hindurch in der Verbindung zwischen Elternschaft und Schule eine bedauerliche Lücke geklafft, die gerade in unseren Kreisen um so schmerzlicher berühren mußte, als eben an unserer Schule alle Beteiligten, Eltern, Schüler und Lehrer, ein besonders inniges Band der Zusammengehörigkeit umschlingt. Es ist hier nicht anders als in einer Familie, wo das Ausbleiben von Nachrichten, die man gegenseitig auszutauschen gewohnt ist, ebenfalls als ein nur schwer tragbarer Verlust empfunden wird. Es war daher mit freudiger Genugtuung zu begrüßen, daß der Vorstand unserer Gemeinde durch Schreiben vom 14. Juli 1924 der vom Schulrate angeregten Herausgabe einer Schulchronik, die sich über das Jahrzehnt von 1915 bis 1925 erstrecken soll, bereitwillig zugestimmt hat. So ist uns die Möglichkeit gegeben, die alten, trauten Beziehungen zwischen Schule und Elternhaus, die der unselige Krieg und die ihm folgenden entbehrungsreichen Nachkriegsjahre so jäh unterbrochen hatten, wiederherzustellen, indem wir die bedeutsamsten Ereignisse im Schulleben des verflossenen Jahrzehnts vor dem geistigen Auge des Lesers vorbeiziehen lassen. Dieser Bericht würde aber zu einem allzu umfangreichen Buche sich auswachsen, wollten wir auf all die Schule berührenden Vorgänge in derjenigen Ausführlichkeit eingehen, die wohl am Platze gewesen wäre, wenn jedes Mal nach Ablauf eines Jahre Kunde von ihnen hätte gegeben werden können. Es wird also im wesentlichen genügen müssen, wenn von den ersten Jahren des in Betracht kommenden Zeitabschnittes nur in zusammenfassender Weise erzählt wird, um den zeitlich näheren, zugleich auch in den Verlauf des Schullebens tiefer einschneidenden Geschehnissen mehr Raum zu gönnen.

Die vielseitige und von vaterländischem Geiste beseelte Betätigung der Lehrer und Schüler im Dienste der Liebesarbeit für unsere Krieger, von der schon im Jahresberichte 1914/15 die Rede war, fand selbstverständlich auch in den folgenden Kriegsjahren ihre lebhafte Fortsetzung: nicht nur alle neun Kriegsanleihen wurden von unseren Kindern in namhaften Beträgen gezeichnet, sondern auch die Geldsammlung für rituelle Verpflegung im Felde stehender Soldaten wurde von ihnen eifrig gefördert. Alle halfen beim Ausladen von Eisenbahnwagen, beim Austria-Sammeltag, beim Marine-Opfertag, bei der Frankfurter Jugendspende und veranstalteten 1916 ein eigenes Wohltätigkeitsfest, dessen Reinertrag unseren Krie-

gern zugute kam; wie sie denn überhaupt viele Liebesgaben ihnen zugehen ließen. Zur Metallsammlung brachten sie manches Kilogramm zusammen, während unsere physikalische Sammlung alle ihre Platinschalen, -bleche, und -drähte dahingab. Aber auch viele andere für die Versorgung des Heeres notwendige Gegenstände wurden aus dem Elternhause von ihnen zusammengetragen und durch Vermittlung des Studienrats *J. Kaufmann* den verschiedenen Sammelstellen zugeführt, eine aufreibende und anstrengende Arbeit, die ihm später die wohlverdiente Auszeichnung durch das Verdienstkreuz für Kriegshilfe eintrug. Auch unser *Direktor Dr. G. Lange* und unser Turnlehrer *R. Braun* wurden in gleicher Weise ausgezeichnet. Neben diesem „Sammelhilfsdienst" entfalteten unsre Kinder ihre wenn auch nur schwachen Kräfte bei der Sammlung von Knochen, Laubheu, Buchekkern, Obstkernen, Brennesseln, bei der Vernichtung von Raupen auf den Feldern und bei der übrigen Landarbeit, wie Jäten und Umgraben behufs Anpflanzung von Gemüsen. Diese Arbeiten auf benachbarten Gutshöfen geschahen unter Beteiligung der meisten Lehrkräfte; besonders verdient machte sich hierbei *Herr Studienrat M. Baer,* der vom 6. Mai 1915 ab zum Militär eingezogen war und am 31. März 1916 auf Reklamation dem Schuldienste zurückgegeben wurde. So kehrten auch Herr Turnlehrer Braun und *Herr Hausmeister Klarmann* vor Beendigung des Krieges wieder zu uns zurück, während *Herr Studienrat Munk*, nach schwerer Verwundung im Felde mit dem eisernen Kreuze ausgezeichnet, erst zum Herbste 1917 den Unterricht wieder aufnehmen konnte.

Mit dem Sommer 1916, wo die Fliegerangriffe auch unsere Stadt zu bedrohen begannen, traten an unsere Kinder eigenartige Anforderungen auch hinsichtlich ihrer seelischen Einstellung heran; denn mitten im Unterrichte, der ihnen die ideellen Güter der Menschheit vermitteln sollte, wurden sie durch Kanonendonner an die Gefahren jener Kriegswaffe gemahnt, die rücksichtslos auch *ihr* junges, unschuldiges Leben der Todesgefahr aussetzte. Gottes gnädiger Schutz hat sie alle heil am Leben erhalten. Sie mußten öfters unsere Kellerräume als Zufluchtsstätte aufsuchen, was sich trotz der großen Zahl von kleinen Kindern jedesmal in musterhafter Ordnung vollzog.

Auch anderen, minder bedrohlichen Eingriffen seelischer Art haben sie sich willig gefügt. Als die Brenn- und Heizstoffe knapper wurden, nahmen sie in stummer Ergebung die dadurch notwendig gewordenen Maßnahmen auf sich: statt in der ungeheizten Turnhalle vollführten sie die Leibesübungen im Freien, ihre Schulfeiern wurden erheblich eingeschränkt und gekürzt, ihre Unterrichtsräume wurden weniger lange durchlüftet, denn sie



Gedenktafel für die im Ersten Weltkrieg gefallenen ehemaligen Schüler.

wurden von der benachbarten jüdischen Volksschule mitbenutzt und dienten teilweise auch einer für ausländische Kinder eingerichteten Flüchtlingsschule. Unsere Kinder waren, als weiterhin der Verbrauch auch anderer Rohstoffe eingeschränkt werden mußte, schon zufrieden, wenn sie nicht barfuß zur Schule kommen brauchten und wenigstens Holzschuhe oder Sandalen bekamen, wenn sie beim Uebergang in eine höhere Klasse statt neuer die gebrauchten Schulbücher ihrer Vorgänger benutzen durften, ihre Schreibhefte sogar in mehreren aufeinanderfolgenden Klassen ihnen dienten. Ja, sie entledigten sich opferbereit und gerne ihrer Lieblingsbücher und spendeten sie in vaterländischer Begeisterung für die Verwundeten in den Lazaretten. Schaudernd gedenken wir endlich der stillen Hingabe, mit der

diese zarten Menschenblüten eine Hungerblockade über sich haben ergehen lassen, wie sie in der Geschichte der Grausamkeit einzig dasteht. Ihre bleichen, abgezehrten Wangen haben eindringlicher als manche Klagerede die unerhörte Ruchlosigkeit eines solchen Vorgehens uns klar vor Augen geführt, ihr leider nur allzu oft stierer Blick hat alle jene Männer zu ewiger Verdammnis verurteilt, die für ein so schändliches Verbrechen an schuldlosen Kindern Verantwortung tragen. Wie ziehen es vor, über dieses so überaus traurige Kapitel moderner Kulturgeschichte hinwegzueilen, um uns den Geschehnissen zuzuwenden, die unsere Lehrkörper betreffen.

[...] Am 11. Oktober 1922 gab Herr Studienrat *Dr. Schüler* namens mehrerer Gemeindemitglieder den ersten Anstoß zur Errichtung einer Gedenktafel für die im Kriege gefallenen ehemaligen Schüler der Anstalt. Dieser Gedanke fand in allen Kreisen lebhaften Anklang, und reiche Gaben flossen bald darauf dem Elternbeirat zu diesem edlen Zwecke zu, so daß er schon ein halbes Jahr später, am Sonntag, den 4. März 1923, die Tafel dem Schulrat übergeben konnte. Dies geschah mit einer erhebenden Feier, die auf alle Teilnehmer einen tief ergreifenden Eindruck gemacht hat.

(Elias Fink: Mitteilungen aus der Geschichte der Realschule mit Lyzeum der Israelitischen Religionsgesellschaft zu Frankfurt am Main 1915–1925. Frankfurt am Main 1925, S. 3 f. und S. 9)

Karl Ochsenmann: Rede bei der Amtseinführung von Dr. Elias Fink am 14. September 1924

Hochverehrter Herr Direktor !

Von meinen Mitarbeitern im Lehrerausschuß bin ich mit dem Auftrag betraut worden, in Vertretung unseres Vorsitzenden, des Herrn *Prof. Dr. Schüler*, der zu unserer Freude bald wieder seine amtliche Tätigkeit aufnehmen wird, Ihnen, Herr Direktor, zu Ihrer offiziellen Einführung als Studiendirektor im Namen des Lehrerkollegiums der Realschule und des Lyzeums unsere herzlichsten Glückwünsche auszusprechen. Der heutige Tag bedeutet allerdings für uns nicht den Beginn einer neuen Epoche. Auch ohne die amtliche Bestätigung, die infolge der Beförderungssperre erst jetzt eintreffen konnte, auch ohne die amtliche Bestätigung haben wir Sie von Anfang an als unseren rechtmäßigen Schulleiter angesehen und anerkannt. Als Sie nach dem Heimgange des der Schule und uns leider allzufrüh entrissenen, unvergeßlichen Direktors, *Herrn Dr. Lange s. A.*, das dornenvolle Amt des



Mädchenklasse beim Kunstunterricht, 1925.

Schulleiters in aufopfernder Weise übernahmen, waren Sie uns kein Unbekannter.

In langjähriger Arbeitsgemeinschaft hatten wir Sie schätzen und ehren gelernt als einen für seine Wissenschaft begeisterten Fachmann, dem kein Fortschritt, keine Neuerung in seinem Gebiete entging: wir hatten Sie schätzen und ehren gelernt als einen hervorragenden Methodiker und Didaktiker, der sich nicht nur in der Schulpraxis bewährte, der die Früchte seines psychologischen und methodischen Denkens und Forschens seiner pädagogischen Mitwelt zum Besten gab. Ihr Werk über „die Regeldetri"[1], mit dem Preise gekrönt, hat in Fachkreisen allgemeine, rühmende Würdigung gefunden. Wir haben Sie schätzen und ehren gelernt als einen Schulmann, vorbildlich durch seine Gewissenhaftigkeit, durch seine Pünktlichkeit und Ordnungsliebe – und nicht zuletzt als einen Mann von festem, ehrlichem Charakter, als einen Menschen von vornehmer, lauterer Gesinnung. Es ist selbstverständlich bei Ihrer geradlinigen Entwicklung, bei der Konsequenz Ihres Wesens, daß Sie die guten Eigenschaften mit

[1] Dreisatzrechnung.

dem Antritt eines neuen Amtes nicht beiseite legen. Aber der Wirkungskreis des Direktors ist weiter als der des Lehrers, der Direktor ist das Herz der Schule. Das Herz kann seine Funktion nicht ausüben, wenn die Gliedmaßen mit ihrem Dienste versagen, es können die Gliedmaßen nicht arbeiten, wenn ihnen nicht immer wieder neues, frisch pulsierendes Blut aus dem Herzen zuströmt.

Jedes Mitglied eines Lehrkörpers muß von dem Bewußtsein erfüllt sein, daß nicht seine persönlichen Wünsche und Interessen im Vordergrunde stehen, daß man sich vielmehr einordnen und einfügen muß dem großen Ganzen. Und für den Schulleiter gilt es, die Eigenart der Lehrenden gebührend zu berücksichtigen, jene Eigenart, die entspringt aus der persönlichen Individualität und der Vorliebe für das Spezialfach, das man aus Neigung gewählt, dem man seine Lebensarbeit geweiht hat. Ist es doch gerade diese Eigenart, die dem Unterricht die wertvolle, persönliche Prägung gibt. Wohl kreuzen sich die aus der Eigenart hervorgehenden Regungen und Strebungen der einzelnen Glieder eines vielköpfigen Lehrerkollegiums. Sie auf einen gemeinschaftlichen Hauptnenner zu bringen oder, um in einem anderen Bilde zu reden, aus dem Parallelogramm der Kräfte die richtige Diagonale zu ziehen, das ist die künstlerische Aufgabe des Schulleiters.

Schulleiter und Lehrer sind auf Gedeih und Verderb auf einander angewiesen. Auf gegenseitigem Vertrauen beruht der gedeihliche Fortschritt der Schularbeit. Ich habe zu Ihnen das Vertrauen, daß Sie Ihr Amt nach streng sachlichen Grundsätzen führen, daß Sie nur das Beste des Ganzen wollen, und daß Sie jedem Einzelnen soweit entgegenkommen, als es sich mit dem Gesamtinteresse verträgt. Ich darf auch von uns die Versicherung aussprechen, daß wir jederzeit Ihnen treu helfend und mitarbeitend zur Seite stehen. Wir wissen, daß die Schule keine Maschinerie ist, in welcher jedes Rad nur zwangsläufig seine Bewegung ausführt. Wir fühlen uns als Glieder eines lebendigen Organismus, in dem jeder aus freier Hingabe, aus Liebe zur Sache seine beste Kraft einsetzt.

So, von gegenseitigem Vertrauen erfüllt, wollen wir Schulter an Schulter in unserem heiligen Berufe weiter arbeiten. Wenn dann noch Gottes Segen unserer Hände Werk begleitet, dann wird, um mit dem Prophetenwort der Haftorah des nächsten Sabbat zu sprechen, unserer Schule „die Sonne nicht untergehen", dann werden wir unsere hehre Aufgabe meistern können

zum Besten der uns anvertrauten Kinderschar,
zum Wohle unserer Gemeinde, der gegenüber wir eine hohe Verantwortung tragen als Hüter ihrer Zukunft,

zum Heile des Staates, der heute mehr als je aller Kräfte zum Wiederaufbau bedarf,
zum Segen des Judentums, dem wir als führende jüdische Schule im deutschen Vaterlande verpflichtet sind, auf pädagogischem Gebiete Weg bereitende Pioniere zu sein.

(Karl Ochsenmann: Rede gehalten bei der Amtseinführung [von Dr. Elias Fink] am 14. September 1924. In: Elias Fink: Mitteilungen aus der Geschichte der Realschule der Israelitischen Religionsgesellschaft in Frankfurt am Main 1915–1925. Frankfurt am Main 1925, S. 18 f.)

Marcus Lange: Die Feier zum 75jährigen Bestehen der Schule 1928

Eingeleitet wurde das Fest durch die Eröffnung einer vom 8. bis 22. April dauernden Ausstellung, zu der die Turnhalle in Anspruch genommen wurde. Hier bot sich den zahlreichen Scharen von Besuchern ein lehrreicher Überblick über Werden und Wachsen der Schule. Besondere Berücksichtigung fand dabei ihre Eigenart als Pflegestätte jüdisch-religiösen Geistes in Verbindung mit weltlicher Wissenschaft. Da sah man Lehrbücher und Materialien für den jüdischen Unterricht neben Handarbeiten und Zeichnungen aus alter und neuer Zeit, da unterrichteten statistische Darstellungen über die Entwicklung unseres Schulwerkes aus kleinen Anfängen bis zur jetzigen Ausdehnung, da erinnerten den ehemaligen Schüler die Bilder der früheren Lehrer und Kameraden an die eigene Jugend- und Schulzeit. Besonderes Interesse erregte die der Erinnerung an den Gründer unserer Schule gewidmete Ausstellung. S.R. Hirschs Leben, sein Wirken als Rabbiner und Organisator, als Religionsphilosoph, Bibelforscher und Pädagoge wurde in anschaulicher Weise vorgeführt. Es fehlten auch nicht die Werke seiner Mitarbeiter und Nachfolger. Dies alles vereinigte sich zu einer ebenso bunten wie interessanten Schau, die jeden stundenlang fesselte und in vielen den Wunsch nach dauernder Erhaltung der Schätze in der Art eines Museums rege werden ließ.

Den Auftakt zur eigentlichen Festesfeier bildete „der gemütliche Abend", der am 14. April viele ehemalige Klassengenossen, die zum Teil jahrzehntelang einander nicht gesehen hatten, zu frohem Wiedersehen zusammenführte. Die gehobene Verfassung der in solcher Jubelstimmung Vereinten war die richtige seelische Einstellung für die Begründung eines Vereins ehemaliger Schüler und Schülerinnen unserer Schule. Der zünden-

den Aufforderung des Herrn Heinrich Eisemann zur Einzeichnung in die Listen wurde sogleich von Hunderten der Anwesenden Folge gegeben. Mit dieser „Vereinigung ehemaliger Schüler und Schülerinnen der Samson Raphael Hirsch-Schule", die neben der Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls und der Pflege der Geselligkeit unter ihren Mitgliedern auch die Förderung des geistigen und leiblichen Wohles der Jugend sich zum Ziele gesetzt hat, ist uns ein wertvoller Helfer an die Seite getreten, von dessen Mitarbeit die Schule auch bei dem in die Wege zu leitenden Ausbau zur Vollanstalt kräftige Unterstützung sich versprechen darf. Schon im ersten Jahre ihres Bestehens hat die Vereinigung ihren Zweck zu erfüllen gesucht. Sie stellte durch vierteljährlichen Versand der „Mitteilungen" eine Verbindung mit den ehemaligen Schülern und Schülerinnen her, überwies eine größere Summe als Schulgeld für unbemittelte Kinder und leistete Beihilfen für die Schulspeisung, Ausflüge und Ferienaufenthalte u. a.

Hatte die Vorfeier im wesentlichen ehemalige Zöglinge der Schule zusammengeführt, so erweiterte sich am folgenden Morgen bei der akademischen Feier im Zoologischen Garten der Kreis der Teilnehmer auf mehr als 2000 Personen. Das Programm umfaßte außer 4 musikalischen Darbietungen den Vortrag einer religiösen Dichtung von Mendel Hirsch („Die zwei Laden"), die Festrede des Herrn Direktors und eine große Anzahl von Begrüßungsansprachen, die leider nur in aller Kürze hier wiedergegeben werden können. Den Ausführungen des Direktors lag der Gedanke an den tieferen Sinn der biblischen Jobelfeier zugrunde und seine Anwendung auf das heutige Schulleben. Den Reigen der übrigen Redner eröffnete Herr *Isaak M. Mainz* als einziger überlebender ehemaliger Schüler, der vor 75 Jahren in die Schule bei ihrer Begründung eingetreten war. (Auch zwei solche Schülerinnen durften wir zu unserer innigen Freude bei dieser Feier in unserer Mitte begrüßen: Frau *Mathilde Schwabacher geb. Mainz* und Frau *Bertha Hirsch geb. Schwab.)* Alle Hörer waren tief ergriffen, als der rüstige, fast 85jährige Greis von der Bühne herab in wohldurchdachten Sätzen der Schule Anerkennung für ihre bisherige Arbeit zollte und ihr vollen Erfolg auch für die Zukunft wünschte. Im Namen des Gemeindevorstandes beglückwünschte Herr *Jacob Rosenheim* die Jubilarin und gab unter dem einmütigen lauten Beifall der Versammlung den Beschluß der Verwaltung bekannt, daß die Schule zum ehrenden Gedächtnis an ihren Begründer fortab den Namen „Samson Raphael Hirsch-Schule" tragen solle. Herr *Julius Hollander,* der hierauf im Auftrage des Schulrats sprach, wünschte ihr den Ausbau zur Vollanstalt für die allernächste Zukunft. In einer die Schule wie ihren Direktor gleichermaßen ehrenden Weise sprach Herr *Studiendi-*

rektor Dr. Weinstock, der Leiter des benachbarten humanistischen Kaiser Friedrichs-Gymnasiums, von den nie getrübten freundlichen Beziehungen, in denen beide Schulen bei aller Verschiedenheit in Weltanschauung und Lehrplan zueinander stehen und die doch ein Großes, Tiefes und Ernstes verbinde: Der Dienst am Geist. Die Vereinigung der Direktoren an den hiesigen höheren Schulen, deren Vorsitzender durch Krankheit in seiner Familie am persönlichen Erscheinen gehindert war, ließ ihre Glückwünsche aussprechen durch Herrn *Studienrat Dr. Krämer,* der gleichzeitig den Philologenverein vertrat. Unter Betonung der engen Verbindung zwischen unserer Schule und der von Rabbiner Dr. Salomon Breuer [hebräisch:] s.z.l. [das Andenken an einen Gerechten gereiche zum Segen] ins Leben gerufenen Hochschule für Thorawissenschaft gratulierte Herr Dr. Joseph Breuer, der derzeitige Leiter dieser Anstalt. Es folgten noch Begrüßungen von Vertretern befreundeter Schulen: Herr *Direktor Dr. Elias* sprach für die höhere Schule in Fürth i/Bayern, Herr *Studienrat Dr. Hallemann* als Vertreter der Schwesteranstalt in Leipzig, Herr *Rektor Stern* im Namen der hiesigen jüdischen Volksschule. Für den Elternbeirat sprach Herr *Leopold Oppenheimer*, für die Vereine „Mekor Chajm" und „Liwjath Chen" Herr *Redakteur Schachnowitz* und für die „Agudas-Jisroel Jugendgruppe" und den „Esra" Herr *Rechtsanwalt Dr. Kulp.*

Ihren würdigen Abschluss fand die Feier am Abend des gleichen Tages in einem reizvollen, zwei volle Stunden ohne Pausen währenden Festspiele: „Der Geist der Schule in alter und neuer Zeit", das von dem Mitgliede des Schauspielhauses Herrn *Ben Spanier* einstudiert war und dessen musikalische Leitung in den Händen des Herrn *Max Neumann* lag.

Tiefgehend und nachhaltig ist die Wirkung dieser drei festlichen Veranstaltungen gewesen, noch lange Jahre wird die Erinnerung in den Teilnehmern weiterleben. Von dauerndem Wert ist vor allem der Inhalt der zur Jubelfeier abgefaßten Festschrift, zu der die Herren: Dr. Adler, Dr. Caro, Dr. Fink, Dr. Lange, Munk, Ochsenmann und Dr. Schüler Beiträge geliefert haben. Die Eingänge des Jubiläumsfonds wurden zum größten Teil zu einer gründlichen Herrichtung des Schulgebäudes in seiner ganzen Ausdehnung verwendet. Frische, in freundlichen Farben gehaltene Räume begrüßen uns jetzt, wenn wir das uns liebgewordene Haus betreten, und erinnern dauernd an die schönen Festtage, die wir zum Beginn dieses Schuljahres erleben durften.

(Markus Lange: Geschichte der Anstalt. In: Bericht über das Schuljahr 1928–29 der stiftischen Samson Raphael Hirsch-Schule … Frankfurt am Main 1929, S. 29–31)

Jüdischer Unterricht und Deutschunterricht (1928)

Daß die unter dem Motto [hebräisch:] *Tora im Derech Erez* wirkenden Schulen in den einzelnen Unterrichtsgebieten eine Synthese von jüdischem und profanem Wissen vorzunehmen haben, ist auch in neuerer Zeit von berufenen jüdischen Pädagogen öfters gefordert worden. Die Durchführung dieser Forderung wird erleichtert durch die Erklärung der Richtlinien: „Für den Fall, daß die Arbeitsgemeinschaft der Lehrer einen bestimmten Anschauungs- und Kulturkreis zur allseitigen Darstellung bringen will, erfordert das Hilfen und Stützen durch andere Fächer." Es sei im folgenden versucht, kurz anzudeuten, wie in allen Disziplinen eine Vereinigung der beiden Elemente hergestellt werden kann, und zwar nicht nur in dem Sinne der Erweiterung des allgemeinen Stoffgebiets durch jüdische Belange, sondern mehr noch in dem Sinne der Durchdringung des gesamten Unterrichtsstoffes mit ideal-jüdischer Weltanschauung. Diese Zusammenfassung zu einem organischen Gesamtunterricht ist ein wirksames Mittel, das für die moderne Schule geforderte Ziel der Bildung harmonischer Persönlichkeiten zu erreichen.

Über den *jüdischen* Unterricht nur ein kurzes Wort: es ist eine altbekannte Tatsache, daß ein ausgiebiger jüdischer Unterricht, der in die Tiefe geht, auch ein gründliches Maß allgemeiner Kenntnisse umfaßt. Wer auch nur eine oberflächliche Kenntnis vom Talmud hat, weiß von den Beziehungen zu Mathematik und Astronomie, Botanik und Zoologie, Anatomie und anderen Gebieten. Je zuverlässiger und weitergreifend das Wissen hierin ist, um so größer wird das Verständnis des jüdischen Schrifttums. „Die ganze aus dem jüdisch-religiösen Schrifttum zu schöpfende Welt- und Lebensanschauung ist in nicht geringerem Maße durch eine möglichst gründliche Einsicht in das Wesen und die Entwicklung der natürlichen und sozialen Dinge und Erscheinungen bedingt, und jede Kenntnis, die den Geist nach irgend welcher Richtung bereichert, gereicht der zu gewinnenden jüdischen Welt- und Lebensanschauung zu nicht geringerer Bereicherung." Namentlich aber gibt der Thnachunterricht[1] Anlaß, alles menschliche Denken und weltliche Geschehen einer Betrachtung im Lichte des Gotteswortes zu unterziehen, und zeigt, wie alles Geistige im Göttlichen wurzelt.

„Der Unterricht in den verschiedenen Sprachen muß in der Weise ineinandergreifen, daß die in der einen Sprache erworbenen Erkenntnisse für

[1] T'nach: Hebräische Bibel.

die anderen nutzbar gemacht werden" – fordern die Richtlinien. Es ist einleuchtend, daß der hebräische Sprachunterricht aus Vergleichen mit der Grammatik der neueren Sprachen in Laut- und Formenlehre, Syntax und Wortbildung Vorteil ziehen kann. Dem Grundsatz, daß „Erscheinungen, die oberflächlich als Unregelmäßigkeiten, als Ausnahmen von einer Regel aufgefaßt werden, sich als Ergebnisse einer anderen ebenso regelmäßigen Entwicklung deuten lassen" (Richtlinien), muß auch in der hebräischen Schulgrammatik Geltung verschafft werden. – „Hinter der sprachlichen Form die gestaltende geistige Kraft zu spüren", wird für das Deutsche gewünscht. Diese Forderung hat für das Hebräische niemand mit größerem Nachdrucke erhoben als S.R. Hirsch allenthalben in seinen Schriften.

Als Kernfach neben dem Religionsunterricht gilt für alle Schulen in erster Reihe das Deutsche. Der deutsche Unterricht hat das deutsche Bildungsgut zu überliefern und „die Erziehung zu vergeistigtem, willensstarkem und freudigem Deutschtum im Auge zu behalten" (Richtlinien: Deutsch „Vorbemerkung").

Die Bedeutung und der Ewigkeitswert der deutschen Kultur können in einer jüdischen Schule gelehrt und erfaßt werden wie in anderen Bildungsstätten. Es würde fast genügen, auf Hirschs Rede bei der Schulfeier unserer Anstalt anläßlich des Schillerfestes im Jahre 1859 hinzuweisen, um darzutun, mit welcher Begeisterung deutsche Kulturleistung von einem Juden im jüdischen Kreise gefeiert werden kann. Aber noch mehr. Die jüdische Anschauung blickt als Ziel der Menschheitserziehung auf den Tag, an dem alle Völker nicht etwa Juden geworden, sondern sich zur Höhe reinen Menschentums erhoben haben werden. Daß aber „durchgeistigtes" Deutschtum wesensverwandt mit reinem Menschentum ist, daß deutsche Kultur ein Wegbahner zu jenem erhabenen Ziele ist, ist unsere Überzeugung. So läßt sich denn auch eine weitreichende Gedankengemeinschaft der Meisterwerke der deutschen Literatur mit echtjüdischer Weltanschauung nachweisen, wenn auch bei der Aufzeigung der geistesgeschichtlichen Voraussetzungen, die hinter jedem großen Dichtwerk stehen, das Unterscheidende und Gegensätzliche nicht verschwiegen werden darf. Man denke – um einige Beispiele zu zeigen – an die Grundgedanken, auch an die biblischen Einflüsse in „Iphigenie" und „Faust"; an die in Lessings und Schillers Dramen verherrlichten hohen Begriffe von Menschenwürde, Ehre und Sittlichkeit, die auch unsere Ideale sind, an die Ewigkeitswerte in Schillers Gedankendichtung. Die Paarung von nationaler Gesinnung und Humanismus bei Herder und Lessing kann von uns besonders gewürdigt werden.

Der jüdische Lehrer hat aber auch die Unterschätzung und Verkennung der Bedeutung der jüdischen Offenbarungsüberlieferung seitens jener Großen nachzuweisen und in ihren Ursachen zu begründen; wie denn überhaupt selbstverständlich Vergewaltigung des Stoffes, um auf jeden Fall eine Übereinstimmung mit unseren Anschauungen herzustellen, der größte und folgenschwerste Fehler wäre. So werden wir der Romantik Verständnis für das Übersinnliche und ihre Gottahnung würdigen, ihre Gefühlsverschwommenheit dagegen ablehnen; die hohe soziale Bedeutung und der ethische Gehalt der naturalistischen Dichtung werden vom jüdischen Standpunkt aus anerkannt; die Ausartungen und die nicht selten bei dieser Literaturrichtung zu findende pessimistische Weltanschauung zurückgewiesen. Und so manche literarische Erscheinungen der neueren Zeit, die sich durch aufrichtiges Wahrheitssuchen, durch Vergeistigung der Materie und Seelensehnsucht charakterisieren, erinnern an verwandte Töne unsrer jüdisch-nationalen Literatur ältester Zeit und werden dementsprechend gewürdigt; sie werden aber, wenn sie in Haltlosigkeiten und Mystizismus ausmünden, als Zeiterscheinungen aufgefaßt und kritisiert.

Gewiß fällt der jüdischen Schule auch die Aufgabe zu, von jüdischen Schriftstellern zu sprechen; es wäre aber verkehrt, die Bedeutung eines Dichters jüdischer Herkunft eben wegen dieser Abstammung übertreiben zu wollen; oder das Werk eines nichtjüdischen Schriftstellers zu überschätzen, weil es einen jüdischen Stoff behandelt. Immerhin ist es eine lohnende Arbeit, bedeutende literarische Erscheinungen zu besprechen, in denen der Jude in einer Gestalt auftritt, die uns nicht zur Ehre gereicht. Ohne allzuviel Zeit zu verlieren, wird nachgewiesen, wie etwa Shakespeare in seinem „Kaufmann von Venedig" und vor ihm Marlowe im „Juden von Malta", Gustav Freytag in „Soll und Haben", Gutzkow in „Uriel Akosta" zu ihrer Auffassung der jüdischen Menschen kamen; es ist aufzuzeigen, ob überhaupt und warum der von ihnen gezeichnete Typus existiert hat. Solche Besprechungen sind von Wichtigkeit für die Klärung der Weltanschauung der jungen Leute, verhindern, daß diese in jeder uns unsympathischen dichterischen Gestaltung eines Juden einen Ausfluß antisemitischer Gesinnung erblicken, und verhelfen zu objektivem Urteil. Es ist ferner natürlich, bei dem Minnesänger Süßkind von Trimberg zu verweilen, dessen Lieder jüdische Eigenart verraten, ja stellenweise an den Wortlaut unserer Gebete erinnern. Und daß wir bei Behandlung der nachklassischen Literatur ästhetisch so wertvolle Novellen wie Heines „Rabbi von Bacherach" und Stifters „Abdias" oder Dramen wie Grillparzers „Esther" und Otto Ludwigs „Makkabäer" wegen ihrer jüdischen Gestalten vorziehen, wird jeder begreifen;

ebenso daß gerade an einer jüdischen Schule – wenn die Schüler reif genug sind – auf Werke und Bedeutung von Brod, Zweig, Beer-Hofmann, Wassermann und anderen hingewiesen wird.

Volks- und Kulturkunde sollen – so besagen die Richtlinien – in deutschen Schulen der Gegenwart und Zukunft besonders gepflegt werden. Es fehlt auch in unserem Kreise nicht an wertvollen Darstellungen aus der jüdischen Vergangenheit, an Bildern aus dem Ghetto und dem Dorfleben als Ergänzung zur deutschen Kulturkunde. Wenn aber ferner die Kenntnis des Auslandsdeutschtums besonders zur Berücksichtigung empfohlen wird, was läge da näher, als der Volks- und Kulturkunde auch des ausländischen Judentums, das ja zum guten Teile aus Deutschland stammt, die gebührende Beachtung zu schenken? Eine wie wichtige Aufgabe ist es, mehr Verständnis für die Lebensverhältnisse und Eigenart der Auslandsjudenheit zu erwecken! Welch fesselnde Bilder können da noch von gewandten Federn gezeichnet werden aus Polen und Newyork und namentlich aus Palästina! Selbstverständlich ist dabei auch auf die lange verkannte jiddische Sprache einzugehen und womöglich auf ihre einfachen, im Mittelhochdeutschen begründeten grammatischen Gesetze aufmerksam zu machen. Dabei kann auch der Nachweis erbracht werden, welch große Rolle das vielgescholtene ausländische Judentum bei der Erhaltung und Verbreitung der deutschen Sprache im Osten gespielt hat. – Auch die vergessene jüdisch-deutsche Profanliteratur des 15. bis 18. Jahrhunderts sollte erwähnt werden, die, wenn auch unkünstlerisch in der Form, kulturgeschichtlich nicht unbedeutend ist und Einblick in Denkweise und Interessenkreis breiter Schichten des jüdischen Volkes jener Zeit gestattet.

Man wird einwenden, daß zu all dem die Zeit fehlt, wenn die Ziele erreicht werden sollen, die allen höheren Schulen gesteckt sind. Allein man darf folgendes nicht übersehen: in den allgemeinen Lesebüchern und in dem sonst gewählten Lesestoff finden sich manche Bestandteile, die dem rein-christlichen Vorstellungskreise entnommen sind, die vielleicht auch allzuviel des Rein-Ästhetischen enthalten; an deren Stelle kann bei uns die eben skizzierte eingehende Beschäftigung mit jüdischem Stoffe treten.

Die Berücksichtigung der spezifisch-jüdischen Weltanschauung und der jüdischen Kulturkunde im deutschen Unterricht bedeutet nicht nur keine Beeinträchtigung dieses Unterrichtsfaches, sondern ist geeignet, zu wesentlicher Bereicherung und zu vertieftem Verständnis nach jeder Richtung hin zu führen.

(Festschrift zum 75jährigen Bestehen der Realschule mit Lyzeum der Isr. Religionsgesellschaft Frankfurt am Main, Frankfurt am Main 1928, S. 42–46. – Überlegun-

gen anhand der Richert'schen Richtlinien, wahrscheinlich aufgrund von Fachkonferenzen der Deutschlehrer verfaßt.)

Vereinigung ehemaliger Schüler und Schülerinnen der „Samson Raphael Hirsch-Schule" zu Frankfurt am Main

Frankfurt am Main, April 1928
Sandweg 3 I. (Briefadresse)

An unsere ehemaligen Mitschüler und Mitschülerinnen!

Die Festklänge sind verrauscht! Glanzvoll ist das 75jährige Bestehen der Unterrichtsanstalten der Israelitischen Religionsgesellschaft gefeiert worden, eine unauslöschliche Erinnerung für jeden Teilnehmer. Aber das Fest soll nicht nur Erinnerung bleiben. Die Werte, die es ausgelöst hat, sollen fruchtbar fortwirken. Jeder, der diese erhebenden Stunden miterleben durfte, wird die Empfindung mitgenommen haben, daß die hier zum Ausbruch gekommenen überwältigenden Gefühle der Zusammengehörigkeit mit den Gefährten und Gefährtinnen der Jugend, der innigen, Raum und Zeit besiegenden Verbundenheit mit der Stätte der ersten Jugenderziehung, der Verehrung für den Meister, dessen Namen sie von nun an tragen soll, sich nicht verflüchtigen dürfen. Zum Wohle der Schule und ihrer Freunde sollen sie festgehalten werden.

Aus diesem Gedanken heraus ist der seit Jahrzehnten in weiten Kreisen gehegte Wunsch nunmehr erfüllt worden:

Der Verein ehemaliger Schüler und Schülerinnen ist gegründet.

Mit tosendem Beifall wurde die Ankündigung von einer zweitausendköpfigen Menge aufgenommen, und die Listen zur Einzeichnung der Mitgliedschaft füllten sich alsbald mit vielen hundert Unterschriften. Ein provisorisches Komitee hat die vorbereitenden Arbeiten übernommen. Es lädt alle alten und jungen Kameraden und Kameradinnen zum Beitritt zur

Vereinigung ehemaliger Schüler und Schülerinnen der
Samson Raphael Hirsch-Schule
(Realschule und Lyzeum der Israelitischen Religionsgesellschaft)

herzlichst ein. Der Jahresbeitrag wurde auf Mk. 3.–, für Mitglieder unter 20 Jahren auf Mk.1.50 festgesetzt, wobei die Erwartung gehegt wird, daß Mitglieder, die dazu in der Lage sind, freiwillig höhere Beiträge leisten.

Die Vereinigung hat den Zweck, die Interessen unserer Schule zu fördern, das Zusammengehörigkeitsgefühl der ehemaligen Schüler und Schülerinnen wachzuhalten und zu stärken. Sie soll ihren Mitgliedern manche frohe, gesellige Stunde verschaffen, alte Beziehungen erneuern helfen und von Zeit zu Zeit Zusammenkünfte einzelner Jahrgänge veranlassen. Die den Mitgliedern regelmäßig zugehenden „Mitteilungen" werden den Zusammenhang lebendig erhalten. Der Verein gedenkt – nach Art anderer Schulvereine – mit seinen Überschüssen das geistige und körperliche Wohl der Jugend sowie den Ausbau der Schule zu fördern, wobei an Unterstützung durch Lehrmittel, Vervollständigung der Schulbibliothek, Schülerspeisung, Landheim, Freiplätze etc. gedacht wird.

Wir bitten auf beiliegender Karte Ihren Beitritt zu der Vereinigung zu erklären – auch falls dies bereits auf einer der bei dem Fest zirkulierenden Listen geschehen ist – und den Mitgliedsbeitrag gleichzeitig auf Postscheckkonto „Vereinigung ehemaliger Schüler und Schülerinnen der Samson Raphael Hirsch-Schule" Frankfurt a.M. No. 1616 zu überweisen.

Mit kameradschaftlichen Grüßen!
Das provisorische Komitee
i. A.

Bettina Bamberger geb. Freudenstein
Dr. Markus Hirsch
Sara Landau geb. Hirsch
Lena Offenbacher geb. Schwarzschild
Philipp Posen
Prof. Dr. Meier Schüler
Ludwig Strauß
Julius Werner

(Werbeblatt, April 1928. Jüdisches Museum Frankfurt a.M., Inv. Nr. B 87/14)

4. Abhandlungen und Reden in Einladungsschriften, Jahresberichten und Festschriften der Schule (1854–1928)

Das folgende Verzeichnis bringt die Titel der von der Schule veröffentlichten Aufsätze und Reden. Die Aufsätze dienten in der frühen Zeit hauptsächlich der Information über die Schule und ihre didaktischen Prinzipien. Von 1865 bis 1875 stammen die Beiträge (mit einer Ausnahme) vom Gründer der Schule, S.R. Hirsch. Nach 1875 erschienen Beiträge nicht mehr regelmäßig. Es sind nun wissenschaftliche und didaktische Abhandlungen zu verschiedenen Fächern, außerdem Ansprachen und Berichte zur Schulgeschichte. Die jährlich erscheinenden gedruckten Berichte heißen zuerst Einladungsschriften, ab 1892 Jahresberichte.

Die Einladungsschriften dienten der Einladung zu den öffentlich stattfindenden Prüfungen der Schüler. Sie enthalten außer dem pädagogischen oder didaktischen Beitrag die „Ordnung der Prüfung" für die Klassen VI–I, Schulnachrichten und Übersichten über Geschenke und Spenden. Die Jahresberichte enthalten in der Regel Informationen über die „Allgemeine Lehrverfassung der Schule" (d.h. die Lehrgegenstände bzw. Fächer mit der Stundenzahl und die Unterrichtsverteilung), Verfügungen der vorgesetzten Behörden, eine „Chronik der Schule", statistische Mitteilungen, Lehrmittelsammlungen, Stiftungen und Unterstützungen von Schülern und Mitteilungen an die Eltern. Auffällig und bemerkenswert sind die umfangreichen Verzeichnisse der eingegangenen Stiftungen und Geschenke.

Der letzte Jahresbericht erschien 1915. Das folgende Jahrzehnt ist in den „Mitteilungen aus der Geschichte der Realschule der Israel. Religionsgesellschaft Frankfurt am Main 1915–1925" dokumentiert. Gedruckte jährliche „Berichte" erschienen noch für 1925/26 bis 1928/29, also bis zur Weltwirtschaftskrise. Sie enthalten keine besonderen Beiträge. Eine Ergänzung zu den Veröffentlichungen der Schule in Einladungsschriften und Jahresberichten sind die Beiträge in den Festschriften von 1903 und 1928 und in den „Mitteilungen" für 1915–1925.

Im folgenden werden Einladungsschrift = (E), Festschrift = (F), Jahresbericht = (J), Mitteilungen = (M) abgekürzt. Die Anordnung ist chronologisch.

S. Dessau: Die Naturgeschichte in der höheren Bürgerschule. 1854 (E)

D. Joël: Über Bedeutung und Wert des Unterrichts im Hebräischen für die weibliche Jugend. 1855 (E)

J. M. Japhet: Das Classenlehrsystem in der höheren Bürgerschule. 1856 (E)

J. J. Kra: Einige Worte über das Verhältnis des Hauses zur Schule. 1857 (E)

M. Hirsch: Begründet die Verschiedenheit des Geschlechts einen wesentlichen Unterschied in Unterricht und Bildung der männlichen und weiblichen Jugend? 1858 (E)

A. Baruch: Einige Winke über häusliche Erziehung. 1859 (E)

A. Levi: Ideen zur Methodik der jüdischen Geschichte. 1860 (E)

M. Plaut: Über den Einfluß der Erziehung auf Charakterbildung. 1861 (E)

M. Hirsch: Die jüdische Realschule in ihren genetischen und culturhistorischen Beziehungen zum Judenthum und zur Gegenwart. Ein Wort der Verständigung. 1862 (E)

A. J. Sulzbach: Grundzüge zu einer Schul-Pädagogik des Talmud. 1863 (E)

J. M. Japhet: Über den deutschen Sprachunterricht. 1864 (E)

S.R. Hirsch: Einige Andeutungen über die Benutzung der ersten Lebensjahre für die Erziehung. 1865 (E)

S.R. Hirsch: Einige Andeutungen über den hebräischen Unterricht als allgemeines Bildungselement in unserer Schule. 1866 (E)

S.R. Hirsch: Von den Beziehungen der allgemeinen Bildungselemente zu der speziell jüdischen Bildung. 1867 (E)

S.R. Hirsch: Von der Pflege des sittlichen Momentes in der Schule. 1868 (E)

S.R. Hirsch: Pädagogisches und Didaktisches aus jüdischen Sprach- und Spruch-Gedanken. 1869 (E)

S.R. Hirsch: Ein Einblick in einen altjüdischen Erziehungs-Kanon. 1870 (E)

S.R. Hirsch: Aus dem rabbinischen Schulleben. 1871 (E)

B. Koch: Architektur der Thiere. 1872 (E)

S.R. Hirsch: Von dem pädagogischen Werthe des Judenthums. 1873 (E)

S.R. Hirsch: Von dem Zusammenwirken des Hauses und der Schule. 1874 (E)

S.R. Hirsch: Aphorismen aus den „Pädagogischen Plaudereien". 1875 (E)

F. Rönnberg: Untersuchungen über molekularphysikalische Eigenschaften wässeriger Salzlösungen und ihrer Gemische. 1880 (E)

M. Hirsch: Die Einweihung des neuen Schulhauses am Tiergarten. 1882 (E)

M. Hirsch: Samson Raphael Hirsch. 1889 (E)

J. Caro: Richelieu und das französische Drama. 1891 (E)

J. Bondi: Aus dem Balladenjahre 1797. 1897/98 (J)

M. Hirsch: Zum siebzigsten Geburtstage des Freiherrn Wilhelm Carl von Rothschild. 1899/1900 (J)

M. Hirsch: Ansprache zur goldenen Hochzeit des Freiherrn und der Freifrau Wilhelm Carl von Rothschild. 1899/1900 (J)

A. Weyl: Direktor Dr. Mendel Hirsch. Gedächtnisrede bei der Trauerfeier in der Aula der Realschule am 8. Mai 1900. 1900/01 (J)

A. Sulzbach, J. Rosenheim: Worte, gesprochen bei der Trauerfeier für den Freiherrn Wilhelm Carl von Rothschild in der Aula der Realschule am 10. Februar 1901. 1900/01 (J)

Kaiser, Breuer, G. Lange, Portmann: Reden, gehalten bei der Amtseinführung von Dr. Gerson Lange. 1901/02 (J)

J. Rosenheim, Kaiser, G. Lange: Reden, gehalten bei der akademischen Jubiläumsfeier des 50jährigen Bestehens der Unterrichtsanstalten der Israelitischen Religionsgesellschaft zu Frankfurt a.M., am 27. April 1903. 1903/04 (J)

A. Sulzbach: Zur Geschichte der Schulanstalten (Realschule, Vorschule, höhere Mädchenschule) der Israelitischen Religionsgesellschaft zu Frankfurt a.M. 1903 (F)

G. Lange: Samson Raphael Hirsch als Pädagoge. 1903 (F)

E. Fink: Eliah Wilna und sein elementar-geometrisches Compendium. 1903 (F)

F. Rönnberg: Über Ähnlichkeit und Verwandtschaft im Pflanzenreiche. 1903 (F)

F. Strenger: Beiträge zur Geschichte der Ereignisse vor und nach der Schlacht bei Hanau. 1903 (F)

A. Weyl: Die Bedeutung des Hauses im alttestamentlichen Erziehungsplan. 1903 (F)

J. Caro: Zum Unterricht in den neueren Sprachen. 1908/09 (J)

G. Lange: Sefer Maassei Choscheb. Die Praxis des Rechners. Ein hebräisch-arithmetisches Werk des Levi ben Gerschom aus dem Jahre 1321. Zum ersten Male herausgegeben und ins Deutsche übertragen. 1909. 1908/09 (J, Wissenschaftliche Beilage)

M. Lange: Beitrag zur Theorie der Verteilung der Elektrizität auf zwei leitenden Kugeln. 1912/13 (J)

E. Fink: Mitteilungen aus der Geschichte der Realschule mit Lyzeum der Israelitischen Religionsgesellschaft zu Frankfurt am Main 1915–1925. 1925 (M)

K. Ochsenmann: Rede gehalten bei der Amtseinführung [von Dr. Elias Fink] am 14. September 1924. 1925 (M)

E. Fink: Rede gehalten bei der Amtseinführung am 14. September 1924. 1925 (M)

E. Fink: Rede gehalten auf der Gedächtnisfeier für Dir. Dr. Lange s.A. am 14. Oktober 1923. 1925 (M)

E. Fink: Rede gehalten bei der Schlußfeier am 10. April 1924. 1925 (M)

K. Ochsenmann: Schulgeschichte der letzten 25 Jahre. 1928 (F)

K. Ochsenmann: Die „jüdische" höhere Schule. 1928 (F)

E. Fink: Apologetisches. 1928 (F)

J. Caro: Bernard Shaw. 1928 (F)

M. Schüler: Beiträge zur Kenntnis der alten jüdisch-deutschen Profanliteratur. 1928 (F)

M. Munk: Zum Problem einer jüdischen Symbolik. 1928 (F)

S. Adler: Der erste Plan zur Gründung einer jüdischen Schule mit profanem Unterricht in der Frankfurter Judengasse. 1928 (F)

M. Lange: Commentar des Meïri zum Traktat Chagiga, nach Handschriften herausgegeben. 1928 (F)

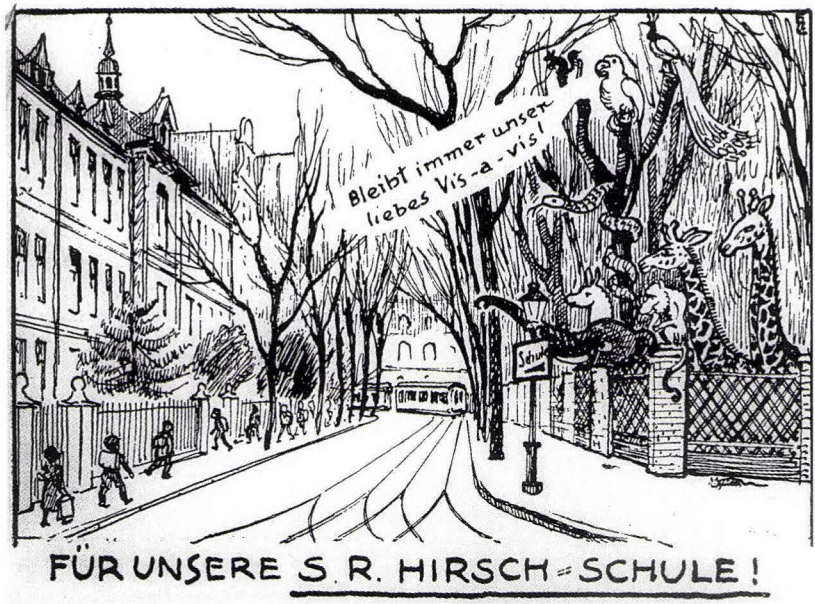
B. DIE ENTWICKLUNG DER SCHULE VON 1928 BIS 1939

1. Meier Schüler: Geschichte der Samson-Raphael-Hirsch-Schule 1928–1939

Die Entwicklung der Anstalt während der ersten 50 Jahre ihres Bestehens ist in der im Jahre 1903 erschienenen „Festschrift zur Jubiläums-Feier des 50jährigen Bestehens der Unterrichtsanstalten der Israelitischen Religionsgesellschaft zu Frankfurt a.M." von Prof. Dr. A. Sulzbach dargestellt worden; die Zeit von 1903–1928 hat Rektor Karl Ochsenmann in der „Festschrift zum 75jährigen Bestehen der Realschule mit Lyzeum der Israelitischen Religionsgesellschaft" (Frankfurt a.M. 1928) eingehend behandelt. Im folgenden sei eine Übersicht über die weitere Entwicklung bis zur Schließung der Anstalt im Frühling 1939 gegeben.



Dr. Meier Schüler, an der Samson-Raphael-Hirsch-Schule tätig bis 1939.



Postkarte nach einer Schülerzeichnung, 1929, die Lage der Schule direkt gegenüber dem Zoo charakterisierend.

Den Beginn unserer Berichtsperiode bildet die *Jubiläumsfeier* (14. und 15. April 1928). Sie bedeutet den Höhepunkt äußeren Glanzes in der Geschichte der Schule. Die ungewöhnliche Sympathie und hohe Anerkennung für die Erziehungsarbeit, die die Schule geleistet hat, fand Ausdruck nicht nur in den mündlichen und schriftlichen Beglückwünschungen, in der außerordentlichen Beteiligung aus nah und fern bei allen Festveranstaltungen, sondern namentlich auch in der Höhe des gestifteten Jubiläumsfonds.

Eingeleitet wurde das Fest durch eine vom 8.–22. April dauernde Schulausstellung in der Turnhalle. Durch geschickte Ausnutzung des Raumes war es möglich, einen Überblick über Werden und Wachsen der Schule zu geben. Lehrbücher und sonstige Unterrichtsmittel, Bilder von Schulklassen und Lehrern, statistische Tabellen und Dokumente, Handarbeiten und Zeichnungen – von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart übersichtlich in Vitrinen und an den Wänden angeordnet – boten eine bunte Schau, die größtes Interesse erregte; nicht zum wenigsten die Abteilung, die dem Le-

ben und Wirken des Begründers der Schule, Samson Raphael Hirsch, gewidmet war.

Den Auftakt zur eigentlichen Feier bildete der gemütliche Abend, der am 14. April viele Hunderte ehemaliger Klassengenossen, die zum Teil jahrzehntelang einander nicht gesehen hatten, zu frohem Wiedersehen im großen Saale des Volksbildungsheimes zusammenführte. An diesem Abend erfolgte die Gründung der „Vereinigung ehemaliger Schüler und Schülerinnen der Samson Raphael Hirsch-Schule", die sich neben der Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls und der Pflege der Geselligkeit vor allem die Förderung des geistigen und leiblichen Wohles der Schuljugend zum Ziele setzte. – In festlicher Stimmung versammelten sich am nächsten Morgen etwa 2000 Teilnehmer zu der akademischen Feier im Zoologischen Garten. Von musikalischen Darbietungen umrahmt, folgten auf die gehaltvolle Rede des Direktors Prof. Dr. Elias Fink eine große Reihe von Glückwunschansprachen von Vertretern der Gemeinde, von Frankfurter und auswärtigen Schulen, Vereinen und ehemaligen Schülern. Namens des Vorstandes gab Herr Jacob Rosenheim bekannt, daß die Schule fortan den Namen „Samson Raphael Hirsch-Schule" tragen solle und Herr Julius Hollander, der Vertreter des Schulrats, gab der Hoffnung Ausdruck, daß die Schule bald zur Vollanstalt ausgebaut werde. – Ihren würdigen Abschluß fand die Feier am Abend im großen Saale des Saalbaus, wo in einem reizvollen Festspiele „Der Geist der Schule in alter und neuer Zeit" originelle und künstlerisch äußerst wirkungsvolle Bilder und Szenen aus Vergangenheit und Gegenwart die festesfrohen Gäste bis in die späte Nacht fesselten.

Das Lehrerkollegium hatte als Festgabe einen stattlichen Band veröffentlicht, der neben der Schulgeschichte und Bildschmuck eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten von dauerndem Wert enthält.

So glänzend der moralische und finanzielle Erfolg des Festes war, so hoffnungsvolle Reden in diesen Tagen erklangen, die *wirtschaftliche Lage* im allgemeinen und besonders in den Kreisen der Israelitischen Religionsgesellschaft ließ schon damals in manchem die Besorgnis aufkommen, daß nicht alle idealen Pläne durchgeführt werden könnten. In der Tat zeigte sich bald die Notwendigkeit von Ersparnismaßnahmen. Die anläßlich des Jubiläums gestifteten Gelder mußten zum größten Teil für eine kostspielige Erneuerung des Schulhauses verwendet werden. Durch den Abbau der Vorschule war eine starke Verringerung der Schulgelder eingetreten; die Einnahmen aus Steuern gingen von Jahr zu Jahr zurück. Kaum zwei Jahre waren seit der Jubiläumsfeier vergangen, als sich die Gemeindeverwaltung genötigt sah, die Gehälter der Lehrer beträchtlich zu verkürzen. Ein „Aus-

schuß zur Förderung der Samson Raphael Hirsch-Schule" wurde gebildet zum Zwecke der Sammlung laufender oder einmaliger größerer Beiträge für die Schule. Dieser Ausschuß, an dessen Spitze Direktor Dr. Fink stand, führte in den nächsten Jahren der Schule ansehnliche Beträge zu. Mit aufrichtiger Dankbarkeit ist hier der Opferbereitschaft der Frankfurter und auswärtigen Freunde zu gedenken. Unterstützt wurden diese Bestrebungen durch den Vorstand der „Vereinigung ehemaliger Schüler" (Ludwig Strauss und Prof. Dr. Schüler); die „Mitteilungen" der Vereinigung – es sind im ganzen 36 Nummern erschienen – trugen dazu bei, das Interesse der in aller Welt zerstreuten Ehemaligen rege zu erhalten. – Als die Wirtschaftslage und damit die finanzielle Situation der Israelitischen Religionsgesellschaft sich immer ungünstiger gestaltete, wurde der „Ausschuß zur Förderung der Schule" durch die Initiative des Herrn Nat. M. Bier reorganisiert; es gelang ihm durch unermüdliches Werben und durch intensive Aufklärung über die Bedeutung dieses Schulwerks mit der „Nothilfe" ganz wesentlich zur Erhaltung der Anstalt in den letzten Jahren beizutragen. Dankbar begrüßt wurden auch die von Stadt und Staat einige Jahre gewährten Subventionen, um deren Bewilligung sich besonders die Herren Dir. Fink und Rektor Ochsenmann bemüht hatten. In den letzten Jahren war es die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland, die wie anderen Schulen auch der unseren namhafte Beträge zur Verfügung stellte. Neben der finanziellen Hilfe, die die Reichsvereinigung gewährte, bildete sie auch durch ihre Schulabteilung eine Zentrale für das jüdische Schulwesen, ohne daß die Selbständigkeit der einzelnen Anstalten beeinträchtigt worden wäre. Die besonderen Interessen der höheren Schulen wurden durch die „Interessengemeinschaft der höheren jüdischen Schulen" gewahrt. In enger Zusammenarbeit suchten die Leiter der höheren Schulen durch häufige Aussprachen und regen schriftlichen Meinungsaustausch ihre Anstalten gegenseitig zu stützen und zu fördern.

Im Gegensatz zu dem finanziellen Abstieg steht die *innere Entwicklung* der Schule in diesen Jahren. Wohl bedeutete es einen ernsten Verlust für die Anstalt, daß der hochverdiente Direktor *Dr. Fink*, nachdem er weit über die sonst einzuhaltende Altersgrenze hinaus sein Amt hatte führen dürfen, im Herbst 1928 von der Leitung zurücktrat; ebenso daß *Prof. Dr. Caro*, der von all seinen Schülern hochverehrte Lehrer, zu gleicher Zeit nach 40jähriger Tätigkeit aus dem Kollegium schied. Aber durch die Schaffensfreude und Arbeitskraft des neuen Direktors *Dr. Marcus Elias* mit seinem offenen Blick für die Forderungen der Gegenwart, durch die hingebungsvolle Arbeit des Kollegiums, unterstützt durch mancherlei Anregungen ei-

nes rührigen Elternbeirats und durch anspornende Tendenzen der bewegten Zeit wurde die Gesamtleistung der Schule in ihrer Vielseitigkeit auf eine Höhe gebracht wie nie zuvor.

Wie das Leben und seine Notwendigkeiten die verschiedenen Unterrichtsfächer stark beeinflußten, wie Gegenwartskunde vor abstraktem und historischem Wissen bevorzugt und wie das Jüdische intensiviert wurde, ergibt sich aus folgender kurzen Übersicht:

Eine Neuerung war die Einführung des Iwrith, der hebräischen Umgangssprache. Durch die wachsende Bedeutung Palästinas als Auswanderungsziel für die deutschen Juden wurden alle früheren theoretischen Erörterungen über die Berechtigung einer solchen Neueinführung an der S.R. Hirsch-Schule hinfällig. Seit 1935 wurde in sämtlichen Klassen Iwrith gelehrt. In Verbindung damit stand die Pflege der Palästinakunde; seit Jahren waren Lehrer an der Anstalt tätig, die das Land aus eigener Anschauung kannten – namentlich Dir. Dr. Elias. – Durch die Iwrithstunden kam der *Tnach*-[1] *und Talmudunterricht* aber keineswegs zu kurz. Im Gegenteil, die Schüler wurden nach Fähigkeiten und Vorkenntnissen in kleinere Gruppen eingeteilt, so daß eine größere Förderung möglich war. Sehr viel trugen zur Erweiterung und Vertiefung des Wissens auf diesem Gebiete die von der Jeschiwah unter Leitung des Herrn Rabbiner *Dr. Josef Breuer* in Verbindung mit der Schule eingerichteten zahlreichen Kurse bei. Seit 1932 bestanden auch Nachmittagskurse für Mädchen zur Erweiterung ihres jüdischen Wissens außerhalb des Rahmens der Schulstunden. Für Kinder, die mit geringerer Vorbildung aus auswärtigen Schulen eintraten, wurden 1934 Förderkurse im Hebräischen eingerichtet, die die Teilnehmer instandsetzten, nach einiger Zeit dem planmäßigen Unterricht zu folgen. Außerdem wirkte die Isaak u. Agathe Weill'sche Stiftung ununterbrochen all die Jahre segensreich durch die Ermöglichung einer Reihe von Kursen (Tnach und Jüdische Geschichte) für die schulentlassene männliche und weibliche Jugend.

Der *deutsche Unterricht* war nicht nur durch größere Lebensnähe gekennzeichnet; jüdische Stoffe, die von deutschen Dichtern bearbeitet worden sind, wurden besonders berücksichtigt. Aktuelle, Judentum und Judenheit betreffende Fragen wurden im Anschluß an Klassen- und Hauslektüre besprochen, und die schriftlichen Arbeiten galten vielfach solchen Themen. Einen besonderen Anreiz bildete das Preisausschreiben der Palestine Shipping Company: eine Freifahrt Triest-Haifa incl. 17tägigem Aufenthalt im Lande für den Verfasser des besten Palästina-Aufsatzes.

[1] Hebräische Bibel.

In der *Geschichte* wurde das jüdische Schicksal im Zusammenhang mit der Weltgeschichte betrachtet, in der *Erdkunde* neben besonderer Berücksichtigung Palästinas die als Auswanderungsziel dienenden Länder außerhalb Europas auch unter Verwendung von aktuellen Zeitungsartikeln behandelt.

Bei der besonderen Wichtigkeit der Kenntnis fremder Sprachen, namentlich des *Englischen,* wurde mit Genehmigung der Behörde an der Samson Raphael Hirsch-Schule diese Sprache bereits im Frühjahr 1936 als erste Fremdsprache eingeführt. Ohne die Grammatik zu vernachlässigen, erstrebten die Lehrer eine gewisse Fertigkeit in der Beherrschung der Umgangssprache bei ihren Schülern zu erreichen, z.T. mit recht gutem Erfolge.

Das *Französische* mußte auf behördliche Anordnung in den letzten Jahren stark zurücktreten; dafür wurde auch an unserer Anstalt in Quarta mit *Latein* begonnen. Da die südamerikanischen Länder für die Auswanderung wesentlich in Betracht kamen, wurde im Frühjahr 1936 ein fakultativer *spanischer* Unterricht mit Berücksichtigung der südamerikanischen Aussprache eingeführt.

Beim *naturwissenschaftlichen Unterricht* sei hervorgehoben, daß den Erfordernissen der Zeit entsprechend die Schüler mit den Grundtatsachen der Vererbungslehre und der Rassenkunde des jüdischen Volkes bekannt gemacht wurden. Im *Rechnen* und in der *Mathematik* wurden die Aufgaben möglichst aus lebensnahen Gebieten gewählt.

Im *Zeichnen* wurden die Stoffe in erster Reihe aus jüdischem Milieu entnommen. – In der *Stenographie* wurden die Übungen bis zu 150 Silben in der Minute gesteigert.

Die notwendigen wissenschaftlichen und methodischen *Bücher* konnten in reichlichem Maß von der bis 1934 von *Prof. Dr. Caro*, seitdem von *Prof. Dr. Schüler* verwalteten Bibliothek ohne finanzielle Belastung der Gemeinde beschafft werden. Darüber hinaus wurden die Lehrbücher durch die von *Studienrat Jos. Kaufmann* verwaltete Schulbücherstiftung allen Schülern und Schülerinnen gegen billige Leihgebühr oder auch unentgeltlich zur Verfügung gestellt. – Die die Schule verlassenden Schüler und Schülerinnen erhielten aus der Stern'schen Bibliotheksstiftung wertvolle jüdische Bücher.

Neben den pflichtmäßigen Lehrfächern aller höheren Schulen bestanden mannigfache Möglichkeiten zu weiterer Fortbildung. Außer den bereits erwähnten jüdischen Spezialkursen gab es im Jahre 1933 einen fakultativen Musikunterricht sowie freiwilligen Handarbeits- und Bügelunterricht für Mädchen. Von größter Wichtigkeit waren aber angesichts der im-

mer stärker um sich greifenden *Umschichtung* die 1933 begründeten und bis 1938 fortgesetzten *Schreinerkurse:* unter Leitung eines erfahrenen Meisters arbeiteten mehrere Gruppen in der geräumigen Werkstatt, die sich in unseren Kellerräumen befand. Hobelbänke und das nötige Handwerkszeug waren von Freunden gestiftet worden. Die Teilnehmer wurden theoretisch und praktisch mit den Werkzeugen vertraut und stellten selbständig Gebrauchsgegenstände her. Den Schülern der unteren Klassen wurde durch Bastelkurse Gelegenheit zu manueller Arbeit gegeben. All diese Kurse erfreuten sich zahlreichen Zuspruchs.

Im Frühjahr 1936 wurde dem Wunsche von Eltern entsprechend für die die Schule verlassenden Schülerinnen ein *Frauenschuljahr* besonderer Prägung mit behördlicher Genehmigung eingerichtet. Es trug den Interessen idealer und praktischer Art Rechnung. Vormittags wurden die Mädchen in die Hauptgebiete weiblicher Arbeit eingeführt. Durch das Entgegenkommen mehrerer jüdischer Institutionen war es möglich, Kurse für Haushaltsführung, Säuglingspflege und Kindergarten einzurichten. Nachmittags fanden Lehrgänge im Jüdischen, Sprachen, Stenographie und Gesundheitslehre statt. Die Teilnehmerinnen waren von der Berufsschulpflicht befreit. Mit geändertem Lehrplan – es war nicht möglich, die praktischen Kurse aufrechtzuerhalten – konnte die Aufbauklasse auch in den folgenden Jahren fortgesetzt werden. Dies war umso notwendiger, als durch die Neuordnung des höheren Schulwesens die bisherige Untersekunda an allen Schulen wegfiel, der Gesamtschulbesuch sich daher auf 9 Jahre beschränkte. Durch diese Aufbauklasse suchte die Schule das letzte Schuljahr zu ersetzen, was umsomehr ein Bedürfnis war, als die Schulentlassenen meist keine sonstige Beschäftigung fanden. – Für das Schuljahr 1937/38 hatte die oberste Klasse der Realschule und des Lyzeums auf Grund besonderer Genehmigung den Charakter der Obersekunda einer Vollanstalt.

Für Jungen war Frühjahr 1936 eine entsprechende Einrichtung in der *Vorlehre* getroffen worden; sie war allerdings in erster Reihe für solche bestimmt, die die Volksschule besucht oder die höhere Schule vor der Absolvierung verlassen hatten. Um sie im jüdischen wie im allgemeinen Wissen, zugleich aber auch praktisch weiterzubilden, stellte die Schule Lehrkräfte, Räume und Werkstatt zur Verfügung.

Nach der im nächsten Jahr erfolgenden Vereinheitlichung der Ausbildungseinrichtungen übernahm die Samson Raphael Hirsch-Schule eine doppelte Aufgabe:

1. sie erteilte Schülern der Anlernwerkstätte und Schülerinnen der Haushaltsschule einen jüdischen Fortbildungsunterricht,

2. sie richtete für Schüler, die berufsschulpflichtig waren, achtstündige Kurse ein, die als Ersatz der nichtjüdischen Berufsschule angesehen wurden.

Außerdem verschaffte die Schule Jungen und Mädchen, die sich durch besondere Leistungen auszeichneten, Beihilfen – hauptsächlich durch Mittel der von Dr. N. E. Weill begründeten „Isaak und Agathe Weill-Stiftung" – zu ihrer weiteren Ausbildung an anderen jüdischen höheren Lehranstalten (Lehrerseminar, Realgymnasium).

Die Umschichtung zu handwerklichen und landwirtschaftlichen Berufen, die sich seit 1933 als dringend notwendig erwies, erforderte *körperliche Ertüchtigung* der Jugend noch mehr als bisher. Es konnte bereits 1933 eine weit größere Leistungsfreudigkeit und Schätzung des Turnens als vor Jahrzehnten festgestellt werden. Über 50% der Schüler waren Freischwimmer. Die seit 1927 bestehenden speziellen orthopädischen Turnstunden erwiesen sich bei einer größeren Zahl von Kindern segensreich in der Bekämpfung und Beseitigung von Schwächeerscheinungen im Knochenbau. Auch der Freizeitbeschäftigung der Jugend wurde in enger Verbindung mit dem Jüdischen Turnerbund und der religiös-jüdischen Jugendbewegung besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Bis zum Jahre 1933 fanden jährlich eine Reihe von Schulausflügen in den Taunus und Spessart statt, darunter auch mehrtägige Wanderungen. Von 1930–38 konnte eine große Zahl von Klassen zu einem Landheimaufenthalt ins Ettlingersche Heim nach Hofheim im Taunus unter Führung ihrer Klassenlehrer geschickt werden – meistens für zwei Wochen. Dieser gesundheitlich wie erzieherisch äußerst wertvolle Landaufenthalt, dessen Zustandekommen Herrn Direktor Elias zu verdanken ist, bildete für alle Teilnehmer eine Quelle der Freude und glücklicher Erinnerung.

Vor allem ist aber in diesem Zusammenhang die *Gesundheitspflege* und *Jugendfürsorge* durch die Schule hervorzuheben. Die Schulärzte, Herr Dr. Cobliner und später Herr Dr. Josua Breuer, widmeten ihre besondere Aufmerksamkeit Kindern, die durch längere Erkrankungen oder infolge häuslicher Verhältnisse gefährdet schienen. Erholungskuren wurden einer großen Zahl von Kindern verschafft unter Mithilfe der in Frankfurt bestehenden Fürsorgeorganisationen; besonders betätigte sich zum Wohle unserer Schuljugend die „Jüdische Frauenvereinigung". Die Kinderheime in Nauheim, Hofheim, Kissingen, Kreuznach, Dürrheim, das Rothschild'sche Kinderspital waren die bevorzugten Erholungs- und Heimstätten; manche Kinder konnten nach der Schweiz und Holland geschickt werden. Besonders segensreich erwies sich die Tätigkeit der Schulpflegerinnen (Frl. Hen-

riette Isay bis 1932, seitdem Frl. Ella Oppenheimer) durch die Erholungsfürsorge, die Familienbetreuung, Beschaffung von Ernährungszulagen – vor allem durch ihre ganz individuelle Sorge für jedes in Betracht kommende Kind.

Von nicht geringer Bedeutung war die schulzahnärztliche Betreuung durch Herrn Dr. Josef Saffra. Bei jedem Schüler und jeder Schülerin erfolgte eine genaue Zahnuntersuchung, und die Eltern wurden alsbald auf die Schädigungen am Gebiß aufmerksam gemacht, gegebenenfalls wurde auch umgehend mit dem Schularzt Rücksprache genommen.

Eine neue fürsorgliche Einrichtung machten die Zeitverhältnisse notwendig. Um Jungen, die nicht mehr die Möglichkeit hatten, in ihrer Heimat eine Schule zu besuchen, ein geeignetes billiges (auch unentgeltliches) Heim in Frankfurt zu bieten, wurde das *Schülerheim* (Beth Nearim) gegründet. Das von Herrn Josef Mayer geleitete, von der Agudas Jisroel gegründete Heim, das in nächster Nähe der Schule (Hölderlinstraße) lag, bot mehrere Jahre hindurch einer großen Zahl von Jungen aus allen Gegenden Deutschlands Förderung in jeder Hinsicht.

Neben der ernsten auf die geistige, seelische und körperliche Förderung der Jugend bedachten Arbeit fehlte aber nicht Fröhlichkeit und Spiel. Der Aufenthalt im Landheim Hofheim sowie die größeren und kleineren Wanderungen, die in den letzten Jahren allerdings eingestellt wurden, sind bereits erwähnt. Besonders hervorzuheben sind aber die *winterlichen Veranstaltungen*, namentlich um die Chanukkazeit. In keiner Periode ihres Bestehens ist die Schule mit solch wirkungsvollen und originellen Feiern hervorgetreten – von den Jubiläumsveranstaltungen abgesehen – wie im letzten Jahrzehnt. So fanden im Dezember 1933 die von Direktor Elias in hebräischer Sprache verfaßten „Dramatisierten Bilder aus dem Buche Daniel" solchen Beifall, daß die Vorführung an mehreren Abenden wiederholt werden mußte. Chanukka 1935 wurde der von einem Schüler der Anstalt (Heini Isaak) dramatisierte „Elijahu" mit großem Erfolg aufgeführt, und noch im Dezember 1937 fesselte das Spiel „Antiochus Epiphanes" von B. Valier-Grossmann Elternschaft und Schüler. Ein großer musikalisch-gesanglicher Abend im Hoch'schen Konservatorium (Frühling 1931), eine Purimfeier in der Frankfurt-Loge (1934) und ein künstlerischer Abend jüdischen Charakters im großen Saal des Saalbaus (Februar 1935) offenbarten ausgezeichnete Fähigkeiten der Schülerschaft auf diesen Gebieten. Zu dem Erfolge dieser Veranstaltungen trugen die Regie- und Dekorationskunst unseres Zeichenlehrers Nathan Jeidel und die Dirigenten-Meisterschaft unseres Gesanglehrers Max Neumann wesentlich bei. Außerdem gab

es wie in alten Zeiten zahlreiche Klausen-Chanukkazusammenkünfte, auch Lagbeomer- und Chamischo-Ossor-Feiern[1].

Eine willkommene Abwechslung boten den Schülern gelegentliche *Vorträge*: noch im zweiten Halbjahr 1937 gab es in der Schule zu hören: eine Vortragsfolge zur Einführung in die Kunst des Sprechens, einen Demonstrationsvortrag über flüssige Luft und mehrere Vorträge über Berufswahl und Auswanderungsmöglichkeiten. In den Jahren zuvor erfolgten öfters Besichtigungen von Museen, Fabrikbetrieben, auch der deutschen Lufthansa. Ein Mittelding zwischen ernster Schularbeit und fröhlicher Geselligkeit bildeten die *Klassenaussprachеabende* für die obere Stufe, die sich einige Jahre als wertvolle Einrichtung bewährten. Namentlich Gedanken des Entwicklungsalters – religiöse, soziale, politische Fragen – bildeten den Gegenstand der Diskussionen.

Mehr noch als von den erwachsenen Schülern und Schülerinnen wurden von der Elternschaft die Schlußfeiern in unserer Aula als Gemeindefeste empfunden; sie waren gerade im letzten Jahrzehnt gesanglich und deklamatorisch wirkungsvoll ausgestaltet. Neben dem Schulleiter hielten dabei auch Vertreter des Schulrats und befähigte Schüler und Schülerinnen eindrucksvolle Ansprachen.

Bildeten derartige Veranstaltungen eine willkommene Verbindung von Schule und Haus, so wurde doch auch noch auf ernstere Weise die Gemeinschaft der beiden Haupterziehungsfaktoren gepflegt. Bis zur Auflösung des Elternbeirats hatte sich dieser in seinen Aussprachen und durch Veranstaltung von öffentlichen *Elternabenden* verdient gemacht. Aber auch nach 1933 fand noch eine Reihe solcher Elternversammlungen statt, in denen von Lehrern, Ärzten und Eltern pädagogische Themen behandelt wurden, denen fruchtbare Diskussionen folgten. Nicht weniger ergiebig waren die in kleinerem Rahmen sich abspielenden *Klassenelternabende.*

Dieses wohlausgebaute Erziehungswerk kam vielen Hunderten von Kindern zugut. Über die Frequenz – zunächst bis April 1938 – belehrt folgende Tabelle:

Jahr	Zahl der Kinder	Jahr	Zahl der Kinder
1929	383	1934	371
1930	365	1935	358
1931	372	1936	357
1932	376	1937	323
1933	385	1938 (März)	317

[1] Feiern mit Tänzen und Liedern am 33. Tag der von Pessach bis Schawuot reichenden Omer-Periode sowie am 15. Tag der Monate Schewat und Aw.

Zu dieser Statistik ist folgendes zu bemerken: 1. Die Ziffern verteilen sich in jedem Jahrgang etwa je zur Hälfte auf Realschule und Lyzeum; 2. bei einem Vergleiche der Frequenzziffern mit denen früherer Jahrzehnte ist zu berücksichtigen, daß seit der Mitte der zwanziger Jahre nach der neuen deutschen Schulordnung die Vorschulklassen aus der höheren Schule aus- und in die Volksschule eingegliedert wurden; dadurch fielen etwa 8 Klassen mit weit über 200 Kindern weg, so daß der Besuch der eigentlichen höheren Schule in der von uns betrachteten Periode sich nicht wesentlich von früheren Zeiten unterscheidet – der Zahl nach, wohl aber der Zusammensetzung nach. Da die Auswanderung aus der die Schule tragenden Gemeinde, der Israelitischen Religionsgesellschaft, schon früh eingesetzt hatte, wäre ein starker Schwund der Schülerzahl schon in der Mitte der dreißiger Jahre eingetreten, wenn nicht starker Zuzug von auswärts erfolgt wäre; auch zahlreiche Fahrschüler kamen täglich aus der Umgebung.

So trat eine starke Veränderung in der Art der Schülerschaft ein. Durch diese infolge der Ab- und Zuwanderung dauernd sich verändernden Zusammensetzung der Schülerschaft, durch die Sorgen der Eltern, die die Kinder in Mitleidenschaft zogen, durch die starke Beanspruchung vieler Kinder für außerschulische Zwecke, durch andere aus der Zeit und aus der jüdischen Situation sich erklärende Momente konnte in manchen Unterrichtsfächern begreiflicherweise die Leistungshöhe von früher nicht erreicht werden. Aber bei einem Gesamtrückblick auf die Zeit seit 1928 darf doch gesagt werden, daß die Leistungen der Schule – wie früher – von zuständigen Beurteilern hoch bewertet wurden. So bewährten sich die Schüler und Schülerinnen, die von unserer Anstalt in andere übergingen, im allgemeinen recht gut. Ebenso lauteten die Urteile, die im Jahre 1931 in einigen jüdischen Zeitschriften über die S.R. Hirsch-Schule gefällt wurden, durchaus anerkennend.

Daß der Charakter der Schule unverändert blieb, dafür sorgten Leitung und Lehrerschaft.

Zu Beginn unserer Berichtsperiode (1928) wurde der *Lehrkörper* von folgenden Mitgliedern gebildet:

Direktor	Dr. Elias Fink
Studienrat	Dr. Josef Caro
"	Dr. Meier Schüler
"	Josef Kaufmann
"	Dr. Marcus Lange
"	Dr. Josef Breuer

Studienrat	Max Baer
"	Max Munk
"	Dr. David Weger
Studienrätin	Rachel Labensky
Lyzeal-Oberlehrer	Karl Ochsenmann
Oberschullehrerin	Henriette Isay
"	Babette Bamberger
Oberschullehrer	Salomon Adler
"	Hermann Reich
Oberschullehrerin	Lina Birnbaum
Oberschullehrer	Nathan Jeidel
Lehrer	Max Neumann
Studienassessor	Dr. Sal. Adler
Turnlehrer	Robert Braun
Techn. Lehrerin	Kaethe Leopold
"	Ruth Michaelis

Im Herbst 1929 trat Direktor Dr. Fink in den Ruhestand. Er stellte seine Arbeitskraft ehrenamtlich noch weiter in den Dienst der Schule. Er erteilte einige Stunden wöchentlich und betätigte sich als Mitglied des Schulrats besonders in hervorragendem Maße bei der Aktion zur finanziellen Hilfe für die Schule. Er verstarb am 27. April 1937. – Zur selben Zeit schied auch Prof. Dr. Caro aus seinem Lehramt. Er machte sich jedoch weiter durch die Verwaltung der Bibliothek um die Schule verdient. Ein plötzlicher Tod entriß uns den allverehrten Lehrer und Freund am 2. April 1934.

Die technische Lehrerin Frl. Ruth Michaelis verließ ebenfalls im Herbst 1929 unsere Anstalt. Sie stellte sich 1938 (als Frau Joseph) der Schule wieder zur Verfügung.

Zu Beginn des Jahres 1932 schied Lyzealoberlehrer Karl Ochsenmann aus dem Lehrkörper der Schule aus, um dem an ihn ergangenen Ruf als Leiter der Israelitischen Volksschule zu folgen. Er blieb aber auch nachher durch Erteilung einiger Unterrichtsstunden und durch weitere hervorragende Betätigung im Interesse der Samson Raphael Hirsch-Schule mit dieser eng verbunden.

Zu gleicher Zeit mußte auch Frl. Henriette Isay aus Gesundheitsrücksichten aus dem Schuldienst scheiden. Nachdem sie ihre Tätigkeit als Schulpflegerin noch kurze Zeit ehrenamtlich fortgesetzt, verlegte sie ihren Wohnsitz nach Trier, wo sie sich in ähnlicher Weise segensreich betätigt.

Prof. Dr. Meier Schüler trat aus Gesundheitsrücksichten am 1. Januar 1936 in den Ruhestand. Er blieb aber weiter in engster Fühlung, indem er eine Zahl Stunden übernahm, die Bibliothek verwaltete und in der Schulverwaltung mitarbeitete. – Aus gleichen Gründen schied gleichzeitig Herr Hermann Reich aus dem Amte; auch er erteilte nachher noch einige Stunden.

Studienrat Dr. Marcus Lange mußte infolge eines schweren Leidens im Sommer 1937 seine Tätigkeit in der Schule vollständig einstellen. Seine liebenswerte Persönlichkeit wurde umsomehr vermißt, als er sich außer seiner unterrichtlichen Tätigkeit in besonderem Maße als Vertreter der Interessen der Schule und der Lehrerschaft bewährt hatte. So hatte er sich auch, als es sich im Herbst 1929 um die provisorische Verwaltung des Direktorats bis zum Amtsantritt von Dr. Marcus Elias handelte, selbstlos zur Verfügung gestellt und gewissenhaft und sachkundig das Amt versehen. Im Herbst 1939 verlegte er seinen Wohnsitz nach Palästina.

Ende 1937 schied der Turnlehrer Robert Braun, der fast vier Jahrzehnte an der Schule gewirkt hatte, aus, um in den Ruhestand zu treten. – Ebenso verließ die technische Lehrerin Frl. Kaethe Leopold die Anstalt, um sich zu verheiraten.

Als Ersatz waren neben einigen nur vorübergehend tätigen Herren – die Studienräte i. R. Dr. Ludwig Saul und Dr. Moses Breuer seien hier genannt – ins Kollegium eingetreten: Außer Herrn Dir. Dr. M. Elias die Herren Isaak S. Lange, Dr. Jacob Rothschild, Willi Wolf, David Farkas. Für den talmudischen Unterricht stellten sich zur Verfügung die Herren Rabbiner Dr. Mannes und Rabbinatsassessor Dr. Schlesinger.

Trotz aller Anstrengungen, die während dieser Jahre gemacht wurden, um den Anforderungen der Zeit zu genügen, trotz aller Neueinrichtungen und Erfolge verkannten Patronatsbehörde (Schulrat) und Schulleitung nicht, daß die Zukunft der Schule durch die sich immer ungünstiger gestaltende Lage der Juden in Deutschland gefährdet sei. Zwar wurde der bereits im Jahre 1931 aufgetauchte Gedanke einer Auflösung der Anstalt allseits abgelehnt, aber die früher schon erwähnten außerordentlichen Gehaltseinschränkungen zeigten den Ernst der Lage.

Als 3 Jahre später Direktor Elias eine Reise nach Palästina unternahm, um bei der Gründung eines Schulwerks nach dem Muster der Samson Raphael Hirsch-Schule behilflich zu sein, spielte dabei der Gedanke mit, sowohl den aus Frankfurt ins Heilige Land ausgewanderten Kindern eine ihrer früheren entsprechende Bildung zu verschaffen, als auch anderen die Auswanderung dahin anziehender zu machen und schließlich geeignete

Lehrkräfte der Frankfurter Anstalt dahin zu verpflanzen. Die Hoffnungen verwirklichten sich nicht.

Konkretere Formen hatte ein Plan, den man im Jahre 1937 bearbeitete. Es handelte sich um die Gründung einer Bildungsstätte für ausgewanderte Frankfurter Kinder unter Übernahme von Lehrkräften der S.R. Hirsch-Schule in London. Nicht nur eine umfangreiche Korrespondenz mit Männern von Einfluß, sondern auch persönliche Besprechungen von Direktor Elias an Ort und Stelle beweisen, wie ernst die Vorbereitungen für den Plan waren. Die Anstrengungen blieben jedoch ergebnislos. All das beweist, daß die maßgebenden Instanzen erkannten, wie unsicher die Position der Schule war. Trotzdem arbeitete man mutig weiter.

Das *Schicksalsjahr 1938/39* ließ von Anfang an eine Schrumpfung der Anstalt erkennen. Seit 1934 war die Aufnahme in die Sexta von der Behörde beschränkt worden, so daß nur *eine* unterste Klasse, aus Knaben und Mädchen bestehend, gebildet werden konnte. Durch die nunmehr erfolgende Verkürzung der höheren Lehranstalten auf 8 Jahrgänge umfaßten Realschule und Lyzeum nur noch je 5 Jahrgänge – die bisherigen Untersekunden fielen weg. Das verursachte einen wesentlichen Ausfall an Schülern, so daß beim Wiederbeginn des Schuljahres im April die Gesamtzahl nur noch 235 betrug. Die Bezeichnung der Anstalt – wie sämtlicher Schulen – war mittlerweile geändert worden; sie lautete nicht mehr Realschule und Lyzeum, sondern

Samson Raphael Hirsch-Schule
Jüdische Oberschule
für Jungen und Mädchen.

Trotz der Verkürzung der Schulzeit hoffte man durch große Arbeitsintensität das Erziehungs- und Unterrichtsziel zu erreichen. Auf Grund der Neuordnung des höheren Schulwesens hatten Direktor und Lehrer auch für unsere Anstalt *Übergangslehrpläne* ausgearbeitet. Auch die Aufbauklassen für zweckdienliche Fortbildung sollten fortgesetzt werden. So wurde der regelmäßige Schulunterricht in den ersten Sommermonaten durchgeführt, teilweise allerdings erschwert durch die ständige Ab- und Zuwanderung von Schülern. – In den großen Ferien (Juli/August) wurde in dem Keller des Schulgebäudes von der Stadt ein geräumiger Luftschutzraum eingerichtet.

Nach den Ferien mehrten sich die Schwierigkeiten: Zwei Lehrkräfte nahmen ihre Tätigkeit nicht wieder auf. Die Herren Studienrat Max Munk und Gesanglehrer Max Neumann hatten die Gelegenheit zur Übersiedlung ins

Ausland genutzt. Am 1. September mußte, wie alle Frankfurter Schulen, auch unsere wegen der spinalen Kinderlähmung geschlossen werden. Erst am 19. Oktober wurde der Unterricht wieder aufgenommen.

Inzwischen war am 13. September unserer Anstalt der Charakter als öffentliche Schule abgesprochen worden; am 23. Oktober wurde die Genehmigung für die Aufbauklasse entzogen (sie war ohnedies wegen der durch die vermehrte Auswanderung veränderten Lage geschlossen worden). Im Oktober wurde sodann durch die Abwanderung polnischer Staatsangehöriger der Schule eine größere Zahl Kinder entzogen, so daß die Schülerzahl auf etwa 200 sank.

Am 10. November mußte dann wegen der Aktion gegen die jüdische Bevölkerung die Schule geschlossen werden. Die an diesem Tage eingesetzten Maßnahmen entzogen den Direktor und fast sämtliche männlichen Mitglieder des Kollegiums für Wochen, teilweise für Monate ihrem Dienste. Bei dieser Sachlage – die vorgesetzte Schulbehörde erließ keine Weisungen – übernahm zunächst Prof. Schüler die Führung der Geschäfte. Auf eine baldige Rückkehr der Lehrer und Wiederaufnahme ihres Dienstes konnte nicht gerechnet werden, obwohl von der provisorischen Schulleitung alle ihr möglichen Schritte bei den in Betracht kommenden Instanzen geschehen waren. Am 24. November begann daher ein Notunterricht, erteilt von 4 Lehrerinnen und 3 Lehrern. An einen planmäßigen Unterricht war nicht zu denken, weil die Lehrkräfte dafür nicht vorhanden waren. Auch verursachten die räumlichen Verhältnisse Schwierigkeiten. Die Israelitische Volksschule mußte in unser Gebäude übersiedeln, da ihr Schulhaus (Bärenstraße) für die „Jüdische Wohlfahrt" benötigt wurde; die Turnhalle mußte für den Gottesdienst, der Singsaal für die Kinderspeisung überlassen werden. Außerdem fanden nachmittags die zahlreichen Hortkinder Unterkunft in mehreren Klassenräumen. Im Dezember konnte der Unterricht auf 5 Stunden täglich erweitert werden. Es wurden erteilt täglich eine Stunde Religion oder Hebräisch und eine Stunde Englisch. Die übrigen Stunden verteilten sich auf Deutsch, Französisch, Erdkunde, Rechnen, Biologie und Turnen. Die provisorische Leitung der Anstalt übernahm nun als einziges anwesendes akademisches Mitglied des Kollegiums, das in aktivem Dienst stand, Studienrätin Rachel Labensky. Diese wie auch die anderen Lehrkräfte widmeten sich neben ihrer unterrichtlichen Tätigkeit intensiv der Jugendfürsorge – im besonderen der Auslandsverschickung Jugendlicher. Die Schulpflegerin, Frl. Ella Oppenheimer, unterstützt von der Sekretärin Frl. Ida Hackenbroch und Lehrerinnen unserer Schule wie auch der Israelitischen Volksschule, arbeitete bis in die späten Abendstunden

unermüdlich, um die Auswanderung zu ermöglichen oder zu erleichtern – mit manchem Erfolg und vielen Enttäuschungen. Anfang Januar wurde eine Schülerzahl von insgesamt 106 festgestellt.

Mittlerweile waren als Folge des 10. November auch andere Ereignisse eingetreten, die die Schule aufs stärkste betrafen. Auf Anordnung der Behörden sollte es in Zukunft in Frankfurt nur *eine* Jüdische Gemeinde geben. Die eigentliche Schulträgerin „Israelitische Religionsgesellschaft" hörte auf zu bestehen; sie wurde mit der „Israelitischen Gemeinde" verschmolzen. Patronat der Schule war nun die „Jüdische Gemeinde"; ihrem 9gliedrigen Vorstand gehörten von der bisherigen Patronatsbehörde die Herren Philipp Posen und Hugo Bondi an.

Es wurde sehr bald offenbar, daß die Fortführung der Samson Raphael Hirsch-Schule in der alten Weise unmöglich sein würde, da fast sämtliche Lehrer in Kürze das Land zu verlassen gedachten und es ausgeschlossen war, Ersatzlehrkräfte zu finden; auch war damit zu rechnen, daß die Schülerzahl durch Auswanderung weiter stark zurückgehen würde. Aufgrund dieser Tatsachen regte die Schulleitung bereits im November 1938 an, die Schließung der Samson Raphael Hirsch-Schule zum Ende des Schuljahres (Ende März) in die Wege zu leiten. Auf Antrag der dem Vorstand angehörenden Mitglieder des früheren Patronats beschloß am 16. Januar 1939 der Vorstand der Jüdischen Gemeinde die Auflösung der Anstalt. Am 11. Februar erteilte das Ministerium seine Genehmigung.

Der Unterricht wurde im letzten Vierteljahr von den bisherigen sowie von den ihren Dienst wieder aufnehmenden Lehrkräften erteilt, soweit die dringenden Vorbereitungen ihrer Ausreise es gestatteten; einige anderwärts bewährte Hilfskräfte wurden eingestellt.

Am 27. Tewes (18. Januar) gedachte Prof. Schüler vor der im Zeichensaal versammelten Schülerschaft in einer Ansprache des vor 50 Jahren heimgegangenen Gründers der Schule; es wurde den Kindern ein Bild des Lebens und Wirkens des Mannes gezeichnet, dessen Geist in diesem Hause geherrscht hatte.

Nachdem Direktor Dr. Elias und Rabbiner Dr. Josef Breuer bereits Ende 1938 Frankfurt verlassen hatten, schieden in den nächsten Wochen fast sämtliche Lehrkräfte aus; zunächst Studienrat Dr. David Weger[1]. Es folgten im Februar 1939 die Herren Nathan Jeidel und Studienrat Kaufmann,

[1] Ein tragisches Schicksal hat den hoffnungsvoll Wiederaufbauenden ereilt. Er starb erst 45 Jahre alt im Dezember 1939 in Baltimore an den Folgen eines Unglücksfalles. Kollegen und Schülerschaft werden dem gütigen, kenntnisreichen und bewährten Pädagogen ein dankbares Andenken bewahren.

anfangs März die Herren Sal. Adler und Studienrat Baer, und sodann Herr Willi Wolf und Frl. Babette Bamberger.

Die noch verbleibenden Lehrkräfte wurden von der Israelitischen Volksschule übernommen, die infolge der vollzogenen oder bevorstehenden Auswanderung der meisten ihrer bisherigen Lehrer dringend des Ersatzes bedurfte.

Die letzte Statistik hatte insgesamt rund 80 Schüler und Schülerinnen ergeben – mit 84 Zöglingen war die Schule am 1. April 1853 eröffnet worden. Von diesen 80 verließ eine Zahl bald mit Kindertransporten das Land, die überwiegende Mehrzahl ging in die Israelitische Volksschule über.

Am 30. März versammelten sich die Schüler und Schülerinnen der Samson Raphael Hirsch-Schule, die oberen Klassen der Israelitischen Volksschule, die Lehrerkollegien der beiden Anstalten und die Vertreter des Vorstandes zu einer schlichten Abschiedsfeier. Zwei Gedichte – das zeitgemäße, die Lage der Judenheit so treffend schildernde „Wir ziehen" (K. Wolfskehl) und die verkürzte, der Stunde angepaßte Dichtung Mendel Hirschs „Neilah" – leiteten die Abschiedsrede Prof. Schülers ein. Der Redner gab den Gefühlen des Schmerzes dieser Stunde Ausdruck: „Zukunftsfroh blickten sonst bei der Schlußfeier zur Frühlingszeit die jungen Menschen in das Leben hinaus. Stolz und innerlich gehoben empfanden Gemeindeverwaltung, Lehrerschaft und weite Kreise der Israelitischen Religionsgesellschaft diese Schlußfeier als eine Stunde der Weihe und des Ansporns, als einen Auftakt zu weiterem Schaffen nach bewährten Grundsätzen. Anders ist es heute – es ist eine Stunde des Abschieds." Der Redner stellte in großen Zügen die Entwicklung der Anstalt und den ihr eigenen Charakter dar und betonte, daß sie für eine Zahl anderer jüdischer Schulen zum Muster geworden und weithin Anerkennung gefunden habe. Er sprach den Männern und Frauen Dank aus, die durch reiche Stiftungen und Beiträge die Schule unterstützt hatten, vor allem aber dem Vorstand und Schulrat, die, stets von der Bedeutung der Anstalt für die Gemeinde und weit darüber hinaus durchdrungen, nie ermüdend um ihre Erhaltung besorgt gewesen seien. Er gedachte insbesondere des Gründers der Schule und seiner Nachfolger im Rabbinat, die von dem Wert dieser Bildungsanstalt für die jüdische Erziehung überzeugt gewesen, der Lehrer und Lehrerinnen und vor allem der Leiter der Anstalt.

Dank gebühre den Lehrern und Lehrerinnen, die unter Führung von Frl. Studienrätin Labensky unter schweren Verhältnissen bis zu dieser Stunde für das Wohl der Jugend hier gearbeitet haben, insbesondere aber den Mitgliedern des Vorstands, Herren Hugo Bondi und Philipp Posen, die

sich in den letzten Monaten wie früher den Interessen der Schule gewidmet und dazu verholfen hatten, den Abschluß dieses Werkes in geordneter und würdiger Weise zu vollziehen.

Der Redner wies zum Schluß seiner Ansprache darauf hin, wie das Weh über das Ende dieser Bildungsanstalt nicht die tröstlichen Gedanken verdrängen dürfe; daß unverlierbare jüdische Werte von hier ausgegangen seien und daß das für die Dauer Bedeutungsvolle nicht untergehen werde. Tröstlich sei auch der Gedanke, daß die bisher schon eng mit der Samson Raphael Hirsch-Schule verbundene Israelitische Volksschule jetzt hier ihr Heim habe.

Herr Philipp Posen gab in einem Schlußwort dem Schmerz der Gemeindeverwaltung darüber Ausdruck, daß die Schließung dieser so bedeutungsvollen Schule eine Notwendigkeit geworden sei, und sprach namens des Vorstandes und der Gemeinde warme Worte des Dankes den Lehrern und Lehrerinnen aus, die hier zum Wohle der Jugend gearbeitet, sowie allen denen, die diese Anstalt gefördert hatten.

Die eindrucksvolle Feierstunde wurde beschlossen durch einen Chorgesang, den aus den Freitagabend-Gottesdiensten in der Schützenstraße und Friedberger Anlage wohlbekannten „Scholaum Row" (Reicher Friede), als Ausklang Hoffnung und Frieden für die Zukunft kündend.

Damit hat die Samson Raphael Hirsch-Schule aufgehört zu sein. 11 Jahre nur hat sie diesen Namen getragen, 86 waren ihr im ganzen beschieden. Sie war *die* Institution, auf die ihr Gründer und die Israelitische Religionsgesellschaft mit größtem Stolz blickten.

Wie Samson Raphael Hirsch es in seiner Zeitschrift „Jeschurun" allgemein für die Stellung der Schule in der jüdischen Gemeinde gefordert hatte, hat *diese* Schule im Mittelpunkt des Interesses der Israelitischen Religionsgesellschaft gestanden. Und in der Tat – trotz allem hat der Erfolg alle Sorgen und Leistungen gelohnt. Die Arbeit, die hier geleistet worden ist, war nicht vergebens, der Geist, der hier eine Stätte hatte, wirkt fort.

Das Andenken an die Samson Raphael Hirsch-Schule wird nicht schwinden bei den Nachkommen.

(Erstveröffentlichung des 18seitigen Typoskripts „Geschichte der Samson Raphael Hirsch-Schule (Realschule mit Lyzeum der Israel. Religionsgesellschaft) in Frankfurt a.M. von 1928–1939, von Prof. Dr. Meier Schüler". Undatiert, verfaßt zwischen April 1939 und dem Tod des Autors im Mai 1940, also bereits in der Zeit der zunehmenden Judenverfolgungen, und daher mit der notwendigen Vorsicht formuliert.)

2. Von der 75-Jahr-Feier bis zum Beginn der NS-Herrschaft (1928–1933)

Markus Elias: Die Aufgabe der jüdischen Schule (1931)

Was aber die Vernachlässigung des Hauses und die Arbeit der Schule anbetrifft, so dürfen wir nicht vergessen, daß Haus und Schule nicht das Letzte und nicht das Ausschlaggebende für die reifere Jugend sind. Nach eigenem persönlichem Leben verlangt sie. Durch die Jugendbewegung erst findet sie in den von ihr selbst gewählten Führern die Persönlichkeiten, die Kameraden, in denen sie sich wiedererkennt und richtiger beurteilen lernt, da findet sie das Gemeinschaftsgefühl, in welchem sich die sexuelle Spannung löst, in ihr endlich erfährt sie, in Gesang und Gebet, in Freud und Leid, die suggestive Kraft des jüdischen Solidaritätsgefühls.

Aber so wenig die Schule das Letzte ist, so wenig darf sie ausgeschaltet werden. Jugendbewegung und Schule vertreten zwei Generationen, sie können sich nicht ersetzen, aber sie müssen sich ergänzen. Die glaubenstreue Jugendbewegung ringt mit Problemen, die sie, auf sich selbst gestellt, nicht lösen kann: Misrachi und Aguda befehden sich in ihr, das Verhältnis der Geschlechter zueinander bildet eine brennende Frage, nicht weniger die Führerauslese unter den „Älteren" und der Kampf gegen Dumpfheit, Gefühlsüberschwang, Dogmatismus, Fanatismus, Problematik unter den Jüngeren.

Dem gegenüber kann die Schule – von äußerer Unterstützung will ich gar nicht reden – den Zwang zum wissenschaftlichen, auf Elementarkenntnissen aufgebauten Durchdenken, das methodische Lernen, den neutralen, durch die Thauro [Tora] geeinten Boden geben, vor allem aber – ein Bildungsideal aufstellen, dem sich Jugend und Alter, Lehrer und Schüler, Eltern und Söhne in gleicher Weise unterordnen, unter dessen Führung die Jugend sich mit dem Alter verbindet, vom Zeitgeist im üblen Sinne emanzipiert, die Zukunft im Sinne der Vergangenheit anstrebt.

Ist die jüdische Schule dazu eher in der Lage, als die nichtjüdische? Ist das Problem eines einheitlichen, absolut geltenden Erziehungs- und Bildungsideals für uns leichter lösbar? Ist für die jüdische Schule erreichbar, was Spranger vergebens für die nichtjüdische suchte? Man sollte meinen: Nein. Denn die Lehre hat uns ein unveränderliches, unvergängliches Lebensideal aufgestellt, zu dem wir hinstreben, hinerziehen, für das wir uns und unsere Kinder, wenn nötig, opfern müssen. Auf der anderen Seite kön-

nen wir uns aber der Tatsache nicht verschließen, daß alles Lebende um uns her sich fortentwickelt, jeder Tag neue Aufgaben stellt und Kenntnisse erfordert und Fertigkeiten voraussetzt, von denen in der „Lehre" nichts steht.

Auf der einen Seite eine überindividuelle, überzeitliche, übermenschliche, rein geistig bestimmte, göttliche Lebensaufgabe, auf der anderen Seite rein menschlich, gegenwärtig und weltlich eingestelltes Tun.

Aber wie beten wir angesichts der Thorarolle? „Erneuere unsere Tage wie *einstens*"! Ein Gegensatz? Nur scheinbar! Denn der Jude kann und soll sich weder dem Flusse der Entwicklung noch dem Meere der Vergangenheit entziehen. Das Erziehungsideal ist in der Lehre festgelegt, das Bildungsideal mit den Bedingungen des Lebens wandelbar. Wo aber findet er die Verbindung zwischen dem ewigen Erziehungsideal der Lehre und dem Bildungsideal der Gegenwart? Wo findet er den Beweis für die Zulässigkeit einer solchen Verbindung, für die Vereinbarkeit göttlichen Sollens mit immer neuen Stufen menschlichen Seins? Wo findet er die vorgelebte Lösung, die Spranger im Klassizismus gegeben sieht? Wo die großen Persönlichkeiten Wechsslers?

Die Geschichte Israels bietet sie ihm, nicht einmalig, sondern vielfach. In den Menschentypen und Erscheinungsformen, welche das Judentum in jedem Jahrhundert neu gefunden hat, in Geschlechtern und Persönlichkeiten, die sich auf fünf Erdteile und 30 Jahrhunderte verteilen, in Patriarchen und Propheten erscheint unser Bildungsideal in einem Fluß des Werdens, der sie zwischen Vergangenheit und Zukunft stellt, der sie, beiden gehörig und doch keinem verhaftet, jeder lebendigen Gegenwart als Muster nicht zur Reproduzierung, sondern als Wegweiser zuführt.

Spranger sieht in der Dreieinigkeit: „Christentum, Preußentum und Menschentum", das Erziehungs- und Bildungsideal der Gegenwart. Wir haben in unserer Geschichte den Quell der Reinheit, aus dem das Christentum seine Wasser holte, früher rauschen gehört, wir haben die Verbindung von Pflicht und Freiheit Jahrhunderte vor Friedrich dem Großen in der Lebensform unserer Weisen gefunden, und unter ihnen Vorbilder gehabt, die uns näher stehen und höher tragen als Goethe, und welche die Ideale der Reinheit und der durch Pflicht gebundenen Freiheit zu vollendeter Synthese bringen konnten. Die Welt der Propheten zeigt uns, was klassisch ist. Daß unsere Geistesfürsten in allen darauffolgenden Jahrhunderten ihrem Geiste gelebt und leben konnten, macht diese selbst vorbildlich für uns, und jene durch sie zu erprobten Mächten.

Aber auch wir erkennen als zu wahrer Bildung notwendig die Berührung mit anderen hochwertigen Geistesformen an, und unter ihnen besonders

den deutschen klassischen Idealismus. S.R. Hirsch hat gerade ihn zu einem Hauptelement seiner Erziehung gemacht, weil er in ihm die Denker sah, welche die Ideale des Guten, Schönen und Wahren, wenn auch von anderen Quellen gespeist, jedoch zu derselben Idealität und Totalität hinlenkten, wie sie unsere Lehre lehrte.

Und auch wir antworten auf die Frage, ob denn nicht eine andere Zeit andere Aufgaben stellte, *erstens*, daß die Geschlechter nicht wechseln, um in jeder Zeit einem anderen Götzen zu dienen, sondern um eine als Ideal erkannte Geistesform durch den Wechsel der Zeiten und Wege hindurchzutragen. Der Wert der Bildung besteht nicht in dem, was man zum Leben braucht und verbraucht, sondern in dem Überschuß, in dem, was jenseits der materiellen Bedürfnisse aus der Bejahung des Geistigen heraus gefördert wird. „Denn nicht auf dem Brote allein beruht das Leben, sondern auf der Fülle dessen, was Gottes Wort hervorbringt". *Zweitens* aber: Daß ja gar nicht erwartet wird, daß die Erscheinungsform vergangener Jahrhunderte als Bildungsideal der späteren kopiert werde. Der versteht die jüdische Forderung schlecht, der nicht aus all ihren Vorbildern die Mahnung zur täglichen Erneuerung und immer neuen Erwerbung heraushört, daß die Lehre uns nicht zum starren Erbgut, sondern zum stets aufs neue angetrauten Kleinod werde.

Und mit Spranger erkennen wir nur die priesterliche, dienende Hingabe an ein *absolutes* Erziehungsideal als Grundlage der Lehrer-Bildung an. Die Jugend hat gewiß beim Lernen berücksichtigt zu werden. „Heil dem Geschlecht, wo die Großen auf die Kleinen hören, wo die Lehrer die Schüler ehren!"[1] Aber über die geoffenbarten Erziehungs- und vorgelebten Bildungsideale steht ihnen kein wertendes Urteil zu. Das ist Sache der Alten, die nicht durch ihre Jahre, aber durch ihre Erfahrung an Lebensleid und Menschenwert den geistigen Ertrag vergangener Jahrhunderte zu würdigen wissen. Solche Einsichten lassen sich nicht vorwegnehmen. „Wehe, wenn Knaben Israels Führer werden, Unmündige sie beherrschen!"[2] „Wenn jugendliche Stürmer im Gegensatz zu erfahrenen Greisen zum Aufbau des Tempels rufen, so glaube man ihnen nicht, denn das Bauen der Jugend ist Stürzen und das Stürzen der Alten Bauen"[3].

Mit der Erschütterung der jüdischen Familie erfuhr auch die Stellung des Greises eine grundlegende Veränderung. Das Ewige, Überzeitliche aus

[1] Talmud Babli, Rosch hasch. Ende des 2. Abschn.

[2] Jes. 3,5.

[3] Talmud Babli, Megilla 34a.

dem, was vergangene Geschlechter gedacht und getan, zu suchen, auszuschöpfen, in jede Folgezeit hinüberzuretten, das ist heute nur mehr Aufgabe der jüdischen Schule, die ihr kein Haus und keine Jugendbewegung abnehmen kann. Löst sie ihre Aufgabe, dann gehen aus ihr auch die „Alten" wieder hervor, die großen zusammenschließenden Persönlichkeiten, an der Schwelle der Zeiten, Gemeinschaft bildend, Geschlechter versöhnend, auf den Spuren Moschiachs [des Messias] das Herz der Väter den Kindern und das Herz der Kinder ihren Vätern zurückzuführen.

(Markus Elias: Generationen. Ein Beitrag zum jüdischen Erziehungsproblem. In: Festschrift für Jacob Rosenheim. Frankfurt am Main 1931, S. 380–384)

Der letzte Schulleiter: Dr. Markus Elias

In vier verschiedenen Publikationen habe ich gelesen, der letzte Leiter der Samson-Raphael-Hirsch-Schule sei Dr. Elias Fink gewesen. Das ist falsch. Zu bedauern ist, daß derjenige, der tatsächlich der letzte Leiter dieser Schule war, nämlich Dr. Markus Elias, in Vergessenheit geriet. Dazu hat sicherlich auch beigetragen, daß, im Gegensatz zu allen anderen Direktoren der Schule, von ihm bisher noch kein Bild veröffentlicht wurde. Deshalb bringe ich hier einen Lebenslauf mit einem Foto. Bedanken möchte ich mich an dieser Stelle bei seinem Sohn, Rabbi Joseph Elias, für einen Briefwechsel seit 1994 und seine freundliche Hilfe.

Markus Elias wurde am 15.7.1886 in Wien geboren. Er wuchs in München auf, wo er auch das Gymnasium besuchte. Seine Schulzeit unterbrach er einmal, um an einer Jeschiwa in Tapolcan, Ungarn, zu studieren. Dort entdeckte er eine neue Welt, die des Ostjudentums, wo jüdisches Leben und Lernen einen viel intensiveren Charakter hatten als im Westen. Als er nach München zurückkam, war er, nach seinen eigenen Worten, „ein anderer Junge" geworden.

Nach Absolvierung der Reifeprüfung ging er noch einmal für ein Jahr nach Topolcan, um danach in Frankfurt am Main die neueröffnete Thora-Lehranstalt (Jeschiwa) von Rabbiner Dr. Salomon Breuer zu besuchen. Gleichzeitig studierte er romanische Sprachen an der Frankfurter Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften. 1908 fuhr er zu der berühmten Jeschiwa von Telsche (Rußland, heute Litauen), um seine religiösen Studien fortzusetzen, doch konnte er nicht bleiben, weil ihm ein Visum verweigert wurde. 1908 bis 1910 studierte er die Fächer Geschichte, Fran-



Dr. Markus Elias, Leiter der Samson-Raphael-Hirsch-Schule ab 1929.

zösisch und Arabisch an der Universität Heidelberg, an der er 1911 promovierte.

Anschließend unterrichtete er in Petach Tikvah / Palästina. Ab 1912 erteilte er Unterricht in Leipzig, wo er 1916 das Staatsexamen ablegt und bis 1924 an der jüdischen Schule als Studienrat tätig ist. Danach wurde er Leiter (Studiendirektor) der Jüdischen Realschule in Fürth /Bayern. 1928 wurde Markus Elias zum Leiter der Samson-Raphael-Hirsch-Schule in Frankfurt a.M. berufen, an der er Ostern 1929 seinen Dienst aufnahm.

Im Besitz sowohl einer gediegenen akademischen Bildung als auch einer intensiven jüdischen Ausbildung war Markus Elias in der Lage, im Sinne des Postulats „Tora im Derech Erez" von S.R. Hirsch zu wirken. An der Schule führte er moderne Unterrichtsmethoden ein. In einem Rückblick über diese Zeit stellte der stellvertretende Schulleiter Prof. Dr. Meier Schüler „die Schaffensfreude und Arbeitskraft" des neuen Direktors und seinen „offenen Blick für die Forderungen der Gegenwart" heraus. Vor 1933 habe die Schule eine Höhe erreicht wie nie zuvor.

1933 reiste Markus Elias nach Palästina und erkundigte sich nach der Möglichkeit, dort eine der Samson-Raphael-Hirsch-Schule entsprechende

Anstalt zu gründen. Aber er fand nicht genug Interessenten und kehrte deshalb nach Frankfurt zurück. Hier paßte er, in der Zeit der Judenverfolgungen, den Unterricht den aktuellen Bedürfnissen der Schüler an. Die „Richtlinien der Reichsvereinigung" unterzog er 1934 einer heftigen Kritik. Im „Israelit" vom 9.1.1936 hob er die „Bedeutung der Jugendgemeinschaft als Ergänzung von Elternhaus, Schule und Jeschiwa" hervor. Ebenfalls im „Israelit" veröffentlichte er eine Artikelserie über „Geschichtsunterricht an jüdischen Schulen", der in einer nationalsozialistischen Zeitschrift in schärfster Weise widersprochen wurde. In der Schule brachte er das von ihm in hebräischer Sprache verfaßte Laienspiel „Daniel" zur Aufführung. Nach der „Reichskristallnacht", dem Pogrom im November 1938, wurde er in das KZ Buchenwald verbracht. Man entließ ihn mit der Auflage, Deutschland sofort zu verlassen, und er emigrierte zunächst nach England.

Seine erste Ehe endete 1937 in Scheidung. Die Anstrengungen seines Sohnes in England, ein Visum auch für seine Mutter zu erhalten, blieben erfolglos, und sie hat das grausame Schicksal der in Frankfurt zurückgebliebenen Juden geteilt.

Von England aus emigrierte Dr. Elias 1940 weiter in die USA. Hier war er zunächst ein Jahr lang Leiter einer jüdischen Religionsschule in Seattle, Washington, dann Dozent am Hebrew Theological Seminary in Chicago. Während dieser Zeit erwarb er den M. A. mit einer Arbeit über das Schulwesen in der Weimarer Republik. 1943 wurde er Leiter der Jewish Teacher Training School in New York, einer Abendschule für angehende Lehrerinnen. 1944 heiratete er seine zweite Frau, Rachel Labensky, die Lehrerin an der Samson-Raphael-Hirsch-Schule gewesen war.

Als im Jahre 1944 von Rabbiner Dr. Joseph Breuer die Yeshiva Rabbi Samson Raphael Hirsch in New York eröffnet wurde, übernahm Dr. Markus Elias am Tage die Leitung der weltlichen Studien an dieser Anstalt, und abends leitete er seine eigene Schule. Diese Doppelbelastung hielt er zwei Jahre lang durch. Nachdem sein Lehrerinnenseminar in das Stern College und damit in die berühmte New Yorker Yeshiva University integriert worden war, arbeitete er dort bis zu seiner Pensionierung noch als Bibliothekar.

Er überlebte auch seine zweite Frau. Sein Sohn aus erster Ehe, Rabbi Joseph Elias, machte sich als Pädagoge, Seminar- und Schulleiter sowie als Autor einen Namen; seine Tochter aus erster Ehe, Miriam Heinrich, starb kinderlos in Israel. Dr. Markus Elias selbst starb hochbetagt am 26. August 1984 in Monsey, N.Y. In Nachrufen auf ihn wurden besonders herausgestellt: seine Erfolge als Pädagoge und Schulleiter, seine Fähigkeit, junge Menschen zu begeistern, sein historisches Interesse, seine Veröffentlichun-

gen, sein ausgeprägtes Pflichtbewußtsein, seine Verbundenheit mit der jüdischen Gemeinde und seine fünfzigjährigen großen Verdienste um das traditionelle jüdische Erziehungswesen.

Joseph Elias: Mein Vater war dagegen (1998)

Rabbiner Hirsch hatte für die Schule ein höchst intensives Programm für jüdische Studien entwickelt (gedruckt in seinem Buch „Horeb"). Als die Freie Stadt Frankfurt preußisch wurde, kam die Schule unter die Autorität des preußischen Erziehungsministeriums und des Provinzialschulkollegiums in Kassel, und die Zahl jüdischer Unterrichtsstunden wurde streng begrenzt. Ich erinnere mich, daß mein Vater jedes Jahr eine Reise nach Kassel unternahm, um die Genehmigung für eine oder zwei zusätzliche Stunden für die jüdischen Fächer zu erhalten. Da seine Gesuche immer abschlägig beschieden wurden, habe ich – wie auch viele andere Jungen aus religiösen Familien – jeden Nachmittag zwei Stunden jüdischen Unterricht in einer Privatschule erhalten.

Mein Vater war streng auf Disziplin bedacht, er war aber nie gemein oder gefühllos. Das haben die Schüler sehr gewürdigt. Bis in sein hohes Alter, auch noch nach seinem Tod, haben wir viele Briefe von ehemaligen Schülern erhalten, die darin ihre Verehrung für den „Herrn Direktor" zum Ausdruck brachten.

Ich erinnere mich, daß wir einmal die Schulkatze einfingen und sie, vor Beginn der Stunde eines weniger beliebten Lehrers, unter dem hölzernen Podest, auf dem das Pult stand, einsperrten. Als es läutete und die Tür zum Klassenzimmer aufging, wurde es ruhig, und die Katze nutzte die Gelegenheit, ihren Protest hören zu lassen. Es kam aber nicht der erwartete Lehrer, sondern mein Vater. Mit großer Anstrengung unterdrückte er ein Lächeln und sagte nur, wir sollten das arme Tier herauslassen.

Um die persönliche Entwicklung der Schüler und eine gute Beziehung zwischen Lehrern und Schülern zu fördern, führte mein Vater für die Abschlußklassen einen mehrtägigen Aufenthalt in einem Schulheim in Hofheim ein, an dem er selbst und einige Lehrer teilnahmen.

Zu der Zeit, als die Umstände schon sehr bedrückend waren, war die Produktion des Dramas „Daniel" (geschrieben in Hebräisch von meinem Vater) eine von mehreren kulturellen Veranstaltungen, die ermutigend und begeisternd auf die Schüler wirkten. Für „Daniel" stellten wir alle Kostüme und Kulissen unter der Leitung von Zeichenlehrer Jeidel selber her.

Im Unterricht wurde auf die richtigen moralischen und religiösen Werte großes Gewicht gelegt. Das galt nicht nur für die jüdischen Fächer. Ich erinnere mich, daß wir einen Aufsatz von Spranger lasen, in dem er Mitleid als eine unedle und egoistische Eigenschaft darstellte. Mein Vater machte uns klar, wie falsch und gefährlich eine solche Theorie für das Zusammenleben mit anderen Menschen ist.

Im Jahre 1936 stellte die Schiffsgesellschaft Tel-Aviv jeder jüdischen Schule zwei kostenlose Reisen nach Palästina für die Schüler zur Verfügung, die in einem Wettbewerb die besten Aufsätze geschrieben hatten. Die Lehrer hatten mir einen Preis zuerkannt, aber mein Vater war dagegen und untersagte diese Entscheidung. Daraufhin wurde eine Verlosung durchgeführt – und wieder habe ich gewonnen. Als ich nun zum Direktorzimmer gerufen wurde, haben die Lehrer mich begleitet, um zu verhindern, daß ich mich zu einem Verzicht überreden ließe!

Das aufregendste Erlebnis in meiner Schulzeit war im Jahre 1933. Wir wohnten im obersten Stockwerk der Schule, und an einem Samstag, als mein Vater noch nicht von der Synagoge zurück war, erschien plötzlich eine ganze Gruppe von SA-Leuten. Sie fragten nach meinem Vater. Als sie hörten, daß er nicht zu Hause war, verlangten sie die schwarzrotgoldene Fahne der Schule von uns. Sie schleppten sie vor das Schulgelände und verbrannten sie dort – ein kleines Vorspiel späterer Ereignisse, die ich wegen meiner Auswanderung nicht mehr miterlebte.

Israel Nir (Julius Wilhelm Heinrich): Wir schrieben noch auf Schiefertafeln (1999)

Meine Geschwister und ich waren die dritte Generation unserer Familie in der Samson-Raphael-Hirsch-Schule. Meine Großmutter Flora Sachs geb. Rothschild (ohne Beziehung zum Bankhaus), 1860 geboren, war die erste, meine Mutter Emmy Heinrich und ihre Schwester Sophie Bender die zweite und ich und weitere Geschwister (wir waren 10 Geschwister) waren die dritte Generation. Es kam öfter vor, daß Mütter und Kinder, jeweils zu ihrer Zeit, in denselben Räumen unterrichtet wurden. Das erklärt vielleicht, daß wir immer von „unserer Schule" und nicht, wie gewöhnlich, von „meiner Schule" sprachen.

Ich wurde im Februar 1915 geboren und bekam daher, auf Empfehlung des Standesbeamten, den schönen deutschen Namen Julius Wilhelm Heinrich. Mein Vater Philipp Heinrich kam 1905 aus dem Burgenland. Den Na-

men Nir legte ich mir im Jahre 1950 zu. Der Vorname Israel war mein hebräischer Vorname von Geburt an. In religiösen Familien war es üblich, bei der Beschneidung dem Kind (für religiöse Zwecke) den hebräischen Vornamen eines zu ehrenden Vorfahren zu geben. Dieser hebräische Name war in keinem offiziellen Dokument verzeichnet, wurde aber streng gewahrt. Meine von den Engländern in den 1940er Jahren durchgeführte Einbürgerung nach Palästina lautet auf Julius Wilhelm Heinrich.

Als ich im April 1921 in die Schule kam, war Gerson Lange noch Direktor. Die drei Vorschulklassen, gleichrangig mit den ersten vier Volksschulklassen, gehörten zur Samson-Raphael-Hirsch-Realschule. Der Realschulunterricht begann mit dem vierten Schuljahr, mit der Sexta. Die Mädchen hatten damals noch vier Vorschulklassen. Das Schulgebäude bestand aus einem Doppelbau mit einem Flügel für die Jungen und einem für die Mädchen. Die Verbindung zwischen den zwei Flügeln waren im Erdgeschoß der Physiksaal, im ersten Stock der Singsaal und im zweiten Stock der Zeichensaal. Ein dritter Flügel, anschließend an die Front der Jungenschule, diente im Erdgeschoß dem Schulhausverwalter, Herrn Klarmann, und seiner Dienstwohnung. Im ersten Stock waren Verwaltungsräume und das Direktorzimmer, und im zweiten Stock die Dienstwohnung des Direktors. Das Lehrerzimmer war, wenn ich mich recht erinnere, neben dem Singsaal.

Die jüngsten Schüler hatten ihre Klassenräume im Erdgeschoß, mit fortschreitendem Alter kam man vom Erdgeschoß in den ersten Stock, die Tertia und die Untersekunda waren im zweiten Stock. Auch die Schulhöfe, die dem Pausenaufenthalt und dem Turnunterricht im Freien dienten, waren getrennt für Jungen und Mädchen. Nur am Zaun am Ende der Schulhöfe, wo sich die untersten Klassen aufhielten, konnten sich Jungen und Mädchen miteinander unterhalten.

Direktor Lange starb 1923, und Direktor Elias Fink wurde sein Nachfolger. Direktor Fink war sehr pedantisch, er stand öfters morgens vor Unterrichtsbeginn auf einem Treppenabsatz und überwachte das ordentliche und rechtzeitige Hineingehen der Schüler. Eine seiner Schwächen war, wenn ein Papierschnitzel auf dem Boden lag, einen Schüler anzuhalten und ihm zu sagen: „Heb's auf!" Das führte zu einem beliebten Streich, Kreidestriche auf die Treppen zu malen und auf das „Heb's auf!" zu warten. Direktor Fink leitete die Schule, bis er 1928 in den Ruhestand trat. 1929 übernahm Dr. Markus Elias die Schulleitung; er war gleichzeitig unser Klassenlehrer in der Untersekunda. Darüber später mehr, und nun zurück zu meinem ersten Schuljahr.

Mein Klassenlehrer, ich glaube während aller drei Vorschulklassen, war Herr Ochsenmann. Ich hatte im ersten Schuljahr im Alter von sechs Jahren die zweifelhafte Ehre, die erste Arreststrafe in der Klasse zu bekommen. Wir schrieben noch mit dem Griffel auf Schiefertafeln. Mein Banknachbar Aron Schimmel – später Ledertaschen-Fabrikant in London – zeichnete meine Hand auf seiner Tafel nach, und sein Griffel machte dabei ein quietschendes Geräusch, das Lehrer Ochsenmann in Wut brachte. Zur Strafe mußte ich nach dem Unterricht alleine in der Klasse bleiben. Nach einiger Zeit kam Herr Klarmann und schickte mich nach Hause. Man stelle sich vor, was heute einem Lehrer passieren würde, der einen sechsjährigen oder auch älteren Schüler auf solche Weise bestrafte! Ich kann mich aber auch nicht erinnern, irgendeinen Schaden davongetragen zu haben. Wenn wir uns zu Hause über eine Strafe, zum Beispiel eine Ohrfeige, beschwerten, reagierte meine Mutter (vernünftigerweise) mit dem Satz: „Wahrscheinlich hast du's verdient."

Viel mehr erinnere ich nicht von meiner Schullaufbahn, als daß ich mit Mühe und Not von einer Klasse in die folgende kam. Da ich täglich im elterlichen Lebensmittelgeschäft helfen mußte, fiel es kaum auf, wie schnell ich meine Hausaufgaben hinter mich brachte. Ich habe niemals Sehnsucht nach der Schule gehabt, die mir als ein ewiger Wettlauf nach Noten vorkam. Erst als ich in meiner Laufbahn beim Militär Verwaltungskurse mitmachte, bekam ich Lust am Lernen und hatte dann auch den entsprechenden Erfolg.

Nur im letzten Schuljahr, als Direktor Elias unser Klassenlehrer war, gab es für mich Lichtblicke, wenn auch meine Leistungen sich nicht besserten. Seine Art gegenüber den Schülern, seine Natürlichkeit, sein Vorbild als Schulleiter und Lehrer, seine Art, ohne übertriebene Distanz, sondern mit Sachautorität zu Disziplin und Gehorsam zu erziehen – das waren die Eigenschaften, die mir später in meiner beruflichen Laufbahn als Vorbild dienten. Ich erinnere mich, wie ich ihn, nach meiner Schulzeit und schon als angehender Schwiegersohn, in seinem Arbeitszimmer bei der Erstellung des Stundenplans für alle Lehrer und alle Klassen für das kommende Schuljahr beobachten konnte. Von diesem organisatorischen Können eines Lehrers war ich sehr beeindruckt. Bei dieser Arbeit bediente er sich einer Wandtafel mit verschiedenfarbigen Bausteinen für Lehrer, Klassen und Unterrichtsfächer.

Meine Beziehungen zu meiner ersten Frau entwickelten sich wie bei allen jungen Leuten: Treffen nach dem Unterricht und am Samstag, an der Synagoge. Ich hatte vorher keine privaten Beziehungen zu Familie Elias.

Es war die Zeit vor meiner Auswanderung. Für Direktor Elias als Zionist war es selbstverständlich, daß seine Tochter einen Pionier heiratete, der in Hinsicht auf die Verhältnisse in Palästina einen praktischen Beruf erlernte; in meinem Fall war es der Beruf des Schlossers. Da ich von Haus aus mittellos war, fügte er der Aussteuer seiner Tochter auch Schlosserwerkzeuge bei. Mit ihrer Hilfe konnte ich zum Aufbau des Staates Israel beitragen. Mit Direktor Elias blieb ich brieflich ständig in Verbindung, 1981 habe ich ihn einmal in den USA besucht. Mit seinem Sohn, Rabbi Joseph Elias, stehe ich bis heute in Briefwechsel.

Meir (Max) Steinberger: Von der Einschulung bis zum „Kommers" (1999)

Mein erster Schultag ist mir noch klar in Erinnerung. Mit dem Schulranzen auf dem Rücken wurde ich von meiner Mutter am Haupteingang die Treppe hinaufgeführt, und am großen Vorraum, gleich zur linken Seite, war die erste Vorschulklasse. Dort befanden sich schon viele Eltern mit ihren Sprößlingen. Wir alle hörten bereitwillig und neugierig die Erklärungen des künftigen Klassenlehrers *Salomon Adler,* der in ruhiger und freundlicher Art zu uns sprach. Zu meiner Zeit gab es nur drei Vorschulklassen, und in diesen drei ersten Schuljahren war Herr Adler mein Klassenlehrer wie auch seines Sohnes Hugo, der alle Jahre hindurch von der ersten Vorschulklasse in der Hirsch-Realschule bis zum Abitur in der Helmholtz-Oberrealschule mein Klassenkamerad war. Herr Adler war Oberschullehrer und unterrichtete auch Stenographie in den oberen Klassen als Wahlfach. Herr und Frau Adler konnten noch rechtzeitig nach England auswandern und von dort ihren Sohn Hugo in Kfar Chassidim (bei Haifa) besuchen, wo auch ich sie noch sprechen konnte. Herr Adler verstarb in England.

Zu meinen Lehrern in den ersten Schuljahren gehörten außer Herrn Adler:

Hermann Reich, Religionslehrer. Nebenberuflich war er eine Zeitlang Dirigent des Synagogenchors in der großen Synagoge der Israelitischen Religionsgesellschaft an der Friedberger Anlage. Er und seine Frau besuchten Palästina 1938 als Touristen kurz vor der „Kristallnacht", verblieben dann in Haifa und wohnten bei ihrem Sohn Manfred. Herr Reich verstarb in Haifa. Der Sohn Manfred, geb. 1911, war selber Schüler der Hirsch-Realschule, seit 1925 hier im Lande und lebt heute in Haifa in einem Altersheim.



Unterste Vorschulklasse 1920 mit ihrem Klassenlehrer Salomon Adler. 2. Reihe von oben, erster von rechts: Werner Less, zweiter: Alfred Rosenthal, fünfter: Siegfried (Fred) Rau. 2. Reihe von unten, von links der sechste: Hugo Adler. Unterste Reihe, von links der fünfte: Isaak Rothschild, der sechste: Ruben Stein, der achte: Meir (Max) Steinberger. Auf dem Foto sind 45 Schüler, damals eine übliche Klassengröße.

Fräulein *Elise Stuhrmann.* Sie war Sabbatianerin und eine respektable Dame, sie lehrte uns Schreiben, insbesondere Schönschreiben. Kurz vor unserem Neujahrsfest half sie uns, Rosch-Haschana-Briefe aufzusetzen. In diesem Schreiben, das für unsere Eltern bestimmt war, wünschten wir ihnen alles Gute zum neuen Jahr und versprachen natürlich, brave, gehorsame und fleißige Kinder zu sein. Der Brief wurde zu Hause am Abend des Festes auf dem feierlich gedeckten Tisch zwischen die eigens gebackenen Festbrote gelegt, die zugedeckt wurden. Wenn sie, nach dem Segensspruch des Vaters, aufgedeckt waren, wurde der Brief als freudige Überraschung entdeckt.

In Frankfurt gab es bekanntlich noch eine jüdische höhere Schule, das Philanthropin, mit allen Klassen bis zur Reifeprüfung. Diese Schule war aber in religiöser Hinsicht liberal eingestellt. Nun war die Hirsch-Realschule im Gegensatz zum Philanthropin religiös derart kompromißlos, daß

fast alle Schüler, welche die Untersekunda beendeten und das Abitur machen wollten, in nichtjüdische Gymnasien bzw. Oberrealschulen übergingen, um dort zur Reifeprüfung zu gelangen und so jeden religiös liberalen Einfluß durch das Philanthropin zu vermeiden. Abgesehen von einigen nichtjüdischen Fachlehrern war der jüdische Lehrkörper der Hirsch-Realschule verständlicherweise ausnahmslos im Sinne von S.R. Hirsch religiös orthodox gesinnt.

An folgende Lehrer erinnere ich mich, die von Sexta an meine Klasse unterrichteten:

Studienrat *Josef Kaufmann.* Er war mein Klassenlehrer von der Sexta bis zur Untersekunda, unterrichtete Deutsch und Französisch. In der Literaturstunde mußten wir u. a. Schillers „Glocke" von Anfang bis Ende auswendig deklamieren. Jedoch war das Auswendiglernen eine meiner Schwächen (genauer gesagt ein Greuel); so blieb ich natürlich beim Aufsagen dieses berühmten langen Gedichtes stecken. Da Herr Kaufmann sehr streng war, bekam ich die entsprechende Strafe. Jedenfalls läutet mir die „Glocke" noch heute traumatisch in den Ohren. Übrigens war auch Herrn Kaufmanns Vater, *Moses Kaufmann*, Lehrer an der Schule. Er gehörte zum ältesten Lehrpersonal.

Prof. Dr. Joseph Caro lehrte uns Englisch. Er bediente sich der direkten Methode, d.h. er sprach zu uns nur englisch, mit mehr oder weniger Erfolg, und behalf sich viel mit Gebärden und Pantomime. Manchmal brachte er ein Grammophon mit in die Klasse und ließ eine Platte mit irgendeinem wichtigen englischen Text laufen. Prof. Caro, der zur älteren Lehrergarde gehörte, war sehr tätig für die Schulbibliothek.

Studienrat Max Baer unterrichtete uns in Physik. Seine Experimente und Erklärungen waren sehr interessant. Aber auf besonders heikle Fragen seitens der Schüler kam nicht selten die Antwort: „Tja, darüber sind sich die Gelehrten noch nicht einig." Herr Baer war sehr streng und gebieterisch; er hatte eine schmale und hohe Figur. Wenn er in den Pausen auf dem Schulhof die Aufsicht hatte, verwandelte sich im Nu das sonst laute Treiben der Schüler in respektvolle Stille.

Max Neumann war Gesanglehrer. Im Musiksaal stand ein tongerechter Flügel, auf dem Herr Neumann zu Beginn der Singstunde mehrere Minuten lang für sich verschiedene Musikstücke intonierte. Dann erst begann er, uns Lieder beizubringen. Einer meiner Mitschüler, Isaak Rothschild, war sehr musikalisch, hatte eine wunderschöne Stimme und mußte daher jedes neue Lied vorsingen. Er lebt hier im Lande im Kibbuz Beth Sera (in der Jordansenke südlich vom See Kinnereth). Herr Neumann war auch Diri-

gent des Synagogenchors in der Synagoge an der Friedberger Anlage, außerdem leitete er in Frankfurt mehrere synagogale Konzerte. Später, in der Nazizeit, wurde er in Paris gesehen. Sein Schicksal danach ist mir leider unbekannt.[1]

Robert Braun, Turnlehrer, war nichtjüdisch und gehörte zur älteren Lehrergeneration der Schule. Die Turnhalle war mit Matten, Böcken, Barren und Kletterstangen ausgestattet, und an diesen Geräten mußten wir üben. Im Hof waren 50-Meter-Lauf (mit der Stoppuhr gemessen) und Schlagball die häufigsten Sportarten. In der Turnstunde waren wir nicht immer sehr diszipliniert, und so hatte Herr Braun manchmal seine Mühe, die nötige Ruhe und Ordnung herzustellen. Er organisierte auch Ausflüge, deren geplante Details er in wunderbar kalligraphischer Schrift auf eine Tafel schrieb, die in der Vorhalle über dem Eingang hing. Herr Braun hatte zwei hübsche blonde Kinder, Sohn und Tochter, die alle Klassen unserer Schule besuchten und im besten Einvernehmen mit Lehrern und Mitschülern standen. Das Mädchen hieß *Helene*, studierte Mathematik an der Frankfurter Universität und wurde eine tüchtige Mathematikerin. Sie war Mathematik-Professorin an der Universität Hamburg und veröffentlichte gemeinsam mit Max Köcher unter dem Namen *Hel Braun* ein wichtiges Lehrbuch in der Reihe „Grundlagen der mathematischen Wissenschaften" in dem bekannten und wissenschaftlich hoch angesehenen Verlag Springer. Helene Braun besuchte Israel und traf sich hier mit ihren Klassenkameradinnen. Sie verstarb 1986 im Alter von 71 Jahren. – Übrigens diente die Turnhalle auch als Aula, in der die Jungen und Mädchen gemeinsam versammelt wurden, um an verschiedenen Feierlichkeiten teilzunehmen, z.B. am Verfassungstag.

Dr. Salomon Adler, Studienassessor, unterrichtete uns in Mathematik, war ein aufgeschlossener Lehrer. Man konnte mit ihm in der Klasse außer mathematischen auch allgemein interessierende Themen diskutieren. Er konnte in der Nazizeit noch rechtzeitig nach Palästina auswandern. Er wohnte in Jerusalem und versuchte, auch dort als Lehrer tätig zu sein, was ihm aber nur für kurze Zeit gelang. Danach ernährte er sich als Thoraschreiber.

Karl Ochsenmann, Oberlehrer, lehrte uns Erdkunde. Einer meiner Klassenkameraden, Isaak Risch, der hier in Haifa wohnt und mit mir die Sam-

[1] Max Neumann emigrierte 1938 nach Belgien, dann nach Frankreich. Dort lebte er bis 1945 im Untergrund. Um 1958 kehrte er nach Frankfurt am Main zurück, wo er 1960 starb. (Joachim C. Martini / Judith Freise, Jüdische Musikerinnen und Musiker in Frankfurt 1933–1942. Frankfurt am Main 1990. S. 53)

son-Raphael-Hirsch-Schule absolvierte, zeigte mir ein in seinem Besitz befindliches Exemplar der Festschrift von 1928. Herr Ochsenmann redigierte diese Schrift und verfaßte selber zwei ausführliche Aufsätze: „Chronik. Schulgeschichte der letzten 25 Jahre" und „Die jüdische höhere Schule". In der Festschrift erschienen außerdem gelehrte Beiträge von Lehrern der SRHS.

In dem oberen Stockwerk des Schulgebäudes lag der Zeichensaal. Dort fungierte unser Zeichenlehrer *Georg Widmann*. Er war nichtjüdisch, gehörte zum älteren Lehrerstab und unterrichtete uns bis zu seiner Pensionierung 1925. Sein Nachfolger war *Nathan Jeidel*, der uns in den folgenden Jahren das Zeichnen lehrte. Er konnte rechtzeitig nach Palästina emigrieren, wohnte in Haifa und arbeitete auch hier noch einige Jahre als Zeichenlehrer.

Von Direktoren der Schule zu meiner Schulzeit erinnere ich mich besonders an *Studiendirektor Dr. Elias Fink*. Er gehörte zu den ältesten Lehrkräften, war Direktor seit 1923, hatte ein respektvolles patriarchalisches Aussehen und beteiligte sich oft mit uns an Schulausflügen.

Von den übrigen Lehrern, die im Laufe meiner Schulzeit in meiner Klasse unterrichteten, möchte ich nennen: *StR Max Munk* (Mathematik), *StR Dr. Marcus Lange, Dr. Josef Kröckel* (war nichtjüdisch, lehrte Geographie und begleitete uns öfters auf Ausflügen), *Arthur Spier* (Mathematik, später Direktor der jüdischen Realschule in Hamburg), *StR Dr. David Weger, StR' Rachel Labensky* (sie lehrte hauptsächlich am angegliederten Lyzeum).

Besondere Erwähnung verdient unser Schulpedell, *Herr Klarmann*. Er war eine treue Seele, sorgte peinlichst für Ordnung und Sauberkeit und war entsprechend hinter uns Buben her. Obwohl er nichtjüdisch war, kannte er sich in den jüdischen religiösen Bräuchen gut aus. An den Sabbath- und Festtagen war er in der großen Synagoge an der Friedberger Anlage in festlicher Portierskleidung als Garderobier tätig.

Eine segensreiche Einrichtung, an die ich mich gut erinnere, war die *Milchspeisung*. Im Kellergeschoß des Schulgebäudes war ein großer Saal, und darin bekamen wir täglich in einer der Pausen eine große Tasse Milch oder Kakao, verabreicht von freiwilligen Helferinnen. Das war natürlich eine wohltuende und erfrischende Abwechslung im Laufe des täglichen Lernens.

Wie üblich bei Abschluß der U II, der letzten Klasse der SRHS, veranstalteten auch wir einen Abschiedsabend, den wir *Kommers* nannten. Unsere Klasse versammelte sich im geschmückten Zeichensaal des Schulgebäudes. Mädchen, die selber das Lyzeum absolviert hatten, halfen bei den



Festkommers beim Schulabschluß 1929.

Vorbereitungen mit. Einige Lehrer waren eingeladen und anwesend, unter anderen Dr. Weger und Herr Josef Kaufmann, der ja von der Sexta an unser Klassenlehrer war. Die Stimmung war sehr fröhlich, ja ausgelassen. Die Lehrer machten bereitwillig mit, und die Distanz zwischen ihnen und uns Schülern war völlig aufgehoben. Das Lehrerpodium war zu einer kleinen Bühne umgewandelt, und auf ihr spielten wir, entsprechend maskiert, die Humoreske „Das Ekel". Ich hatte dabei die Rolle des Schulpedells.

Alfred Rosenthal: Meine Schulzeit an der Samson-Raphael-Hirsch-Schule 1920–1929 (1998)

Ich wurde zwar 1913 in Hamburg bzw. Altona geboren, aber meine Eltern stammten beide aus Hessen, mein Vater und seine Vorfahren waren seit Ende des 18. Jahrhunderts in Bad Nauheim ansässig, und die Ahnen meiner Mutter, die in Schotten zur Welt kam, stammten seit Generationen aus dem Vogelsberg. Als mein Vater im November 1914 – ich war gerade 11

Monate alt! – im Ersten Weltkrieg an der Ostfront fiel, entschloß sich meine Mutter, ihre schöne Villa in Alt-Rahlstedt (heute gehört diese Vorstadt zu Hamburg) zu verkaufen, um mit ihren zwei Kindern (meine Schwester Herta war 6 Jahre älter als ich) nach Frankfurt umzuziehen. Den Verkaufserlös für das Haus legte meine Mutter, als gute Patriotin, in Kriegsanleihen an, die dann später nicht einmal den Wert des Papiers hatten, auf dem sie gedruckt waren!

Unsere Familie – sowohl von der Seite meines Vaters, als auch von der meiner Mutter – war zwar bewußt jüdisch, aber nicht religiös. Man ging zu Rosch Haschana und Jom Kippur in die Synagoge, man fastete am Jom Kippur und verzehrte in den Pessachtagen Mazzos – aber am Schabbat und an den anderen Feiertagen ging man seinen gewohnten Beschäftigungen nach, und der Haushalt wurde nicht koscher geführt. Trotzdem entschloß sich meine Mutter, mich, als ich schulpflichtig wurde, in die streng orthodoxe S.R. Hirsch-Realschule einzuschulen (während meine Schwester die Herderschule absolvierte). In der Hirsch-Schule wurde mir eine „Freistelle" gewährt; bei der beschränkten finanziellen Lage meiner Mutter, die von der knappen Kriegerwitwenrente sich und die zwei Kinder ernähren mußte, war das wohl ausschlaggebend.

Der Einfluß der Schule hat dann unser Leben stark verändert. Ich erinnere mich noch, daß mich – es war wohl im 1. Schuljahr – ein Mitschüler fragte, was denn das komische Zeug auf meinem Frühstücksbrot sei, und ich in aller Unschuld antwortete: „Krabben". Natürlich rief dies großes Entsetzen hervor; unser Klassenlehrer, Herr Adler, dessen Sohn Hugo ein Klassenkamerad von mir war, klärte mich darüber auf, daß dies eine für uns Juden streng verbotene Speise sei und befragte mich dabei wohl auch über andere Dinge aus meinem (nicht-)religiösen Background, z.B. auch darüber, ob ich regelmäßig eine Synagoge besuchen würde. Er lud mich ein, am Schabbat zu ihm und Hugo auf seinen Platz in der Synagoge an der Friedberger Anlage zu kommen, und er fragte die anderen Schüler der Klasse, wer noch bereit sei, mich dazu einzuladen. Es meldeten sich eine große Anzahl, und von diesem Tag an ging ich tatsächlich jeden Samstag zur Synagoge – meistens zum Platz meines Freundes Leo Grünebaum. Dies war dann der Anfang meiner „Bekehrung" zur Orthodoxie! Ich legte großen Wert darauf, daß zuhause alles koscher war, und meine arme Mutter und auch unsere Verwandten in Frankfurt und Nauheim, die ich ja öfters besuchte, mußten sich meinen Kaschrut-Vorstellungen unterziehen.

Allerdings, als ich die Schule mit dem sogenannten „Einjährigen" (Obersekunda-Reife) beendet hatte und sehr froh war, in der damaligen

Wirtschaftskrise eine Lehrstelle zu finden (bei der Firma Hch. Wertheimer, Spitzen etc., Bahnhofsplatz 12), konnte ich den Schabbat nicht mehr einhalten und mußte arbeiten – ich bin aber nicht, wie an anderen Tagen, mit der Straßenbahn zur Arbeit gefahren, sondern zu Fuß gegangen.

Meine orthodoxe Einstellung hielt viele Jahre an. Noch in Palästina/Israel, wohin ich 1933 auswanderte, legte ich anfangs noch täglich Tefillin [Gebetsriemen] an; erst allmählich empfand ich, daß ich in Erez Israel auch ein guter Jude sein könne, ohne alle diese Vorschriften einzuhalten, und daß z. B. in einem Land, in dem nur der Schabbat ein arbeitsfreier Tag ist, man an diesem Tag doch auch mal woanders hinfahren sollte, um das Land kennenzulernen, etc. So gewöhnte ich mich nach und nach daran, die Vorschriften der Religion nicht mehr streng einzuhalten. Der endgültige Bruch mit der Religion kam jedoch erst nach der Schoa, als ich mich fragte, wo denn der „Gott Israels" zu dieser Zeit war, als sein Volk nach ihm rief!

Während meiner 9jährigen Schulzeit hatte ich zwei Klassenlehrer: den bereits erwähnten Salomon Adler während der drei Vorschuljahre und Oberlehrer Josef Kaufmann während der gesamten sechs Realschuljahre. OL Kaufmann, „Seppl" genannt, unterrichtete uns u. a. in Deutsch und in den späteren Jahren, als der bisherige Lehrer, Prof. Caro, sich aus Altersgründen zurückgezogen hatte, in Englisch. Kaufmann war ein nationalistischer jüdischer Deutscher, der die „Ostjüdischen" diskriminierte. Er war, wie er wörtlich sagte, ein „eingefleischter Wagnerianer". Ich erinnere mich, daß er am Morgen nach einer Wagner-Aufführung im Opernhaus begeistert Wagnermelodien brummend in die Klasse kam.

Ich erinnere mich auch noch an den Lehrer meines Lieblingsfaches Mathematik, Dr. Munk, der aus einer bekannten Rabbinerfamilie stammte; ebenso an den Geschichtslehrer, den ebenfalls stramm patriotischen Dr. Weger, dessen Lieblingsthema seine Erlebnisse im 1. Weltkrieg waren. Auch an unseren Turn- und Sportlehrer, Robert Braun, einen Nichtjuden, erinnere ich mich noch – vielleicht weil sein Unterrichtsfach *das* Fach war, in dem ich am schlechtesten war.

Mitschüler: ich war in den ersten Klassen sehr mit Leo Grünebaum befreundet; ich glaube aber, er hat später die Schule verlassen. Vor einigen Jahren hörte ich, er sei in der Schoa umgekommen. Viele Jahre war mein „bester Freund" Norbert Carlebach, heute Emil C.; gemeinsam waren wir auch mit Walter Goldschmidt (heute Haifa) befreundet und mit Julius Stein, der m. W. auch umgekommen ist. Ferner war ich mit Erwin Klibansky sehr befreundet, auch später in Israel. Von ehemaligen Klassenkamera-

den habe ich in Haifa den leider früh verstorbenen Julius Rieck als Arzt meiner Mutter wiedergetroffen; in Kalifornien stieß ich durch Zufall vor einigen Jahren auf Siegfried (jetzt Fred) Rau; in Wiesbaden (vorher in Israel) lebte bis vor kurzem Julius Farkas, den ich einige Male vor seinem Ableben besuchte. Vor einigen Jahren traf ich die als Gäste der Stadt (Einladung ehemaliger jüdischer Bürger) in Frankfurt weilenden ehemaligen Klassenkameraden Isaak Rothschild (lebt in einem religiösen Kibbuz), Dr. Meir (Max) Steinberger, der an der Universität Haifa gelehrt hat, und einige andere.

Lilli Hojda: Ich bin auf die Samson-Raphael-Hirsch-Schule gegangen (1990)

Ich bin auf die Samson-Raphael-Hirsch-Schule gegangen, das war eine sehr gute Schule auf hohem Niveau. Wir haben wunderbare Lehrer gehabt, die uns sowohl pädagogisch als auch wissensmäßig sehr rangenommen haben. Ich denke heute noch gerne daran zurück; alles, was ich weiß, habe ich dieser Schule zu verdanken, vor allem auch die Anregung, daß ich mich bis zum heutigen Tage noch für alles interessiere, was ich damals mitbekommen habe. Die Lehrer waren entweder Doktoren oder Professoren, und sie haben uns ein sehr großes Wissen vermittelt. Wir hatten keine gemischten Klassen, sondern Mädchen und Jungen waren getrennt. Die Linie von Hirsch war, Jungen und Mädchen vorläufig zu trennen, und da die Klassen sowieso voll waren, war das auch gar kein Problem. Es gab sogar einen getrennten Pausenhof. Ich glaube, daß jeder, den Sie fragen, dasselbe Urteil über diese Schule abgeben wird [...]

Hirsch hatte die Parole: Tora im Derech Erez, d.h. streng jüdische Wissenschaft (Tora) und allgemeines Wissen lernen, und das im positiven Sinne. Z.B. waren die ersten Stunden bei den Jungen immer Talmud und Tora, weil die Kinder da noch frisch waren und das aufnehmen konnten. Bei uns Mädchen hat ja nicht die Pflicht bestanden, Talmud zu lernen. Da haben wir das Pentateuch gelernt, mit deutscher Übersetzung. Unsere Lehrer haben uns im jüdischen Unterricht alle die Erklärungen von Hirsch mitgegeben, und es ist bekannt, daß Hirsch ein großer Pädagoge war.

(Aus dem Transkript eines 1990 von Gottfried Kößler geführten Interviews, S. 1 f.)



Eingangsklasse 1920. Lehrerin: Rebekka Rothschild. Von den drei vorne rechts stehenden Mädchen steht Rosi Farkas (später Tempelhof) ganz rechts.

Rosi Tempelhof: Meine Klasse (1996)

Ich war von 1920 bis 1930 in der Samson-Raphael-Hirsch-Schule. In meiner Klasse waren sehr interessante Schülerinnen, z.B. die Tochter Hanna von Rabbiner Dr. Josef Breuer, die Tochter Judith von Kantor Steinberger, die Tochter Adele des Präsidenten der Agudas Jisroel und Herausgebers des „Israelit", Rosenheim, des Bankiers Mainz' Tochter Margarit, von „Silber-Posen" Erna Posen, die Tochter Berta des Augenarztes Dr. Bamberger und die Tochter Julie des Rektors der jüdischen Volksschule Ochsenmann. Außerdem war noch die Tochter Helene des Sportlehrers Braun bei uns. Sie war die einzige nichtjüdische Schülerin in unserem Lyzeum.

Es war insgesamt eine herrliche Klasse!

In der Schule wurde auf gute Disziplin geachtet, es gab aber auch viel Freiheit. Wir beteiligten uns, zusammen mit nichtjüdischen Klassen, an Wettbewerben, Tänzen im Stadion und Ferienspielen im Ostpark. Neben unserem stand das Gebäude des Kaiser-Friedrichs-Gymnasiums, aber es gab niemals Probleme oder Zusammenstöße, weil wir jüdisch waren.



Treffen der Eingangsklasse 1920 in Israel um 1976. Rosi Tempelhof, geb. Farkas, hatte Helene Braun aus Hamburg und die anderen Klassenkameradinnen zu sich nach Hause eingeladen.

In Israel trafen sich viele ehemalige Schüler und Schülerinnen unserer Schule, die streng orthodox war. Es zeigte sich, was ganz selten ist: *alle* blieben religiös.

Als ich nach dem Kriege einmal in der Bundesrepublik war, gelang es meinem Bruder und mir, Helene Braun in Hamburg ausfindig zu machen. Auf unsere Einladung besuchte sie uns in Israel.

Wichtig erscheint mir noch mitzuteilen, daß der langjährige „Staatskontrolleur" Dr. Ernst Nebenzahl und der ehemalige Leiter der Abteilung für religiöse Erziehung, Dr. Josef Goldschmidt, und viele andere im Erziehungswesen des Staates Israel Absolventen der Samson-Raphael-Hirsch-Schule waren.

Zwi Erich Kurzweil: Jeschiwa und Samson-Raphael-Hirsch-Schule (1992)

Eine exklusive Befassung mit jüdischen Disziplinen wurde von der Jeschiwa keineswegs gefordert. Im Gegenteil, es galt als normal, wenn die Jeschiwajünger noch nebenbei ein Teilstudium in profanen Fächern betrieben. Diejenigen, die bereits das Abitur hatten, belegten gleichzeitig einige Vorlesungen und Seminare an der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Studenten aus Osteuropa befanden sich meistens in verschiedenen Stadien der Vorbereitung zum externen Abitur. Wegen der großen Anzahl der im Abitur geforderten Lehrgegenstände war das kein leichtes Unterfangen.

Damals galt noch das Ideal der allgemeinen Bildung, zu dem sich vielleicht auch ein Echo vom früheren Comenius'schen Ideal der Pansophia hinzugesellte. Tatsächlich sind mir nur wenige Abiturienten bekannt, die das extern geschafft haben. Es ist daher verständlich, daß manche sich bemühten, in die Oberstufe einer Oberrealschule aufgenommen zu werden, um dann das Abitur am Ende eines normalen Schulbesuches ablegen zu können. Am Beispiel meines Bruders Beni sah ich, daß auch dieser Weg nicht leicht war, und so entschloß ich mich, kaum zwei Jahre in der Jeschiwa, in die Samson-Raphael-Hirsch-Schule überzuwechseln, mit der Absicht, bis zum Abitur in der höheren Schule zu verbleiben. Mein anderer Bruder, Alois, ging nach Würzburg in das dortige jüdische Lehrerseminar.

Der Übergang in die Samson-Raphael-Hirsch-Schule war nicht schwer zu bewältigen. Es gab an der Jeschiwa immer Studenten, die bereit waren, ihren Kollegen zur Vorbereitung für die höhere Schule gratis Privatunterricht zu erteilen. Bei dem Mathematiker Berthold Stessmann, später als Pädagoge in Jerusalem tätig, lernte ich Mathematik; bei Leo Ansbacher, später Rabbiner in Tel Aviv, Französisch; und bei Prof. Caro, Studienrat an der Samson-Raphael-Hirsch-Schule, der in seiner Bibliothek Jeschiwabachurim [Talmudstudenten] gratis unterrichtete, Deutsch und Englisch. Wenn ich nicht irre, war dieser Profanunterricht bei Caro von der Jeschiwa aus organisiert. Allerdings galt es als selbstverständlich, daß das Talmudstudium an der Jeschiwa das Kernstück ihres Bildungsprogramms ausmachte, während die profanen Studien nur nebenbei betrieben wurden.

Der Eintritt in die Samson-Raphael-Hirsch-Schule bedeutete also nicht mehr als eine Akzentverschiebung in meinem Lernprogramm. Während in der Jeschiwa das Talmudstudium die meiste Zeit beanspruchte, stand in der Samson-Raphael-Hirsch-Schule der Profanunterricht im Mittelpunkt, wo-

bei den judaistischen Fächern nur etwa sechs Wochenstunden eingeräumt wurden. Diese standen nicht auf gleichem Niveau wie die auf der Jeschiwa.

Nach zwei Jahren intensiven Studiums an der Jeschiwa war es natürlich, daß ich mich in der Samson-Raphael-Hirsch-Schule in den judaistischen Fächern ausgezeichnet habe. In den Talmudstunden war ich besonders aktiv. Es kam vor, daß unser Talmudlehrer Zweifel über die Interpretation eines Textes äußerte oder auf ein Problem stieß, das er nicht lösen konnte. Ich meldete mich energisch und rief: „Herr M., der ‚Maharschal' (Akronym für Morenu Harav Schlomo Luria, 1510–1573) in seinen Glossen am Ende des Buches behandelt das von Ihnen angeschnittene Problem und gibt eine klare Lösung." Solche und ähnliche Vorfälle wiederholten sich von Zeit zu Zeit und brachten mir den Spitznamen „Marschall" ein, mit dem ich, wenn ich einem ehemaligen Klassenkameraden begegne, bis auf den heutigen Tag angesprochen werde.

Man erinnert sich aus der Schulzeit in erster Linie an Ungewöhnliches und Eindruckvolles. So war ich z.B. von dem Mathematikunterricht des Dr. Fink, der auch zeitweise Direktor der Schule war, sehr beeindruckt. Mit großer Sorgfalt ging er Schritt für Schritt in seinen Darlegungen voran, damit auch die weniger begabten Schüler ihm folgen konnten. Das war also die Antithese zu einer elitären Haltung im Unterricht. Im Englischunterricht von Prof. Caro interessierte mich besonders, wie er aus einzelnen Wortstämmen, die er an die Tafel schrieb, durch Anhängen von Vor- und Nachsilben ganze Wortfamilien bildete. Zu einer Zeit, da der Fremdsprachenunterricht oft nur in der Übersetzung von Texten und dem Einschärfen von grammatikalischen Regeln bestand, erschien mir dieser Versuch als ein erfrischendes Novum.

Von Zeit zu Zeit unterrichteten auch junge, teils nichtjüdische Referendare, die bei uns Probestunden gaben. Ich erinnere mich an den Geographielehrer Dr. K., der meiner damaligen Schätzung nach zwei Meter groß war und gewiß als Netzballjäger glänzende Chancen gehabt hätte, der sich jedoch als Lehrer nicht bewährte. Andererseits erschienen in der Klasse ganz unscheinbare Gestalten, von denen ein gewisses Fluidum ausging und die durch ihr bloßes Auftreten unseren Respekt gewannen. Ich habe damals schon über das Phänomen des charismatischen Erziehers nachzudenken begonnen und gestehe, daß es mir bis heute gewissermaßen ein Rätsel geblieben ist.

Die Atmosphäre in der Schule erschien mir sachlicher, weniger persönlich und warm als die in der Jeschiwa. Zwischen Lehrern und Schülern bestand eine gewisse Distanz. Die von Rabbiner Samson Raphael Hirsch er-

weckte Begeisterung für sein Wirken, die anfangs die ganze Schule erfaßt hatte, scheint sich im Laufe der Jahre verflüchtigt zu haben. Ich merkte auch wenig von der im „Thora im Derech-Eretz"-Ideal inhärenten Integration von Judentum und humanistischer Kultur. Wie in jeder anderen Schule war der Lehrstoff gefächert und auch in Inhalt und Geist voneinander getrennt. Natürlich wurde Rabbiner Hirsch oft lobend erwähnt, und sein Kommentar zum Pentateuch wurde uns ans Herz gelegt. „Wie sagt doch der Kommentar so prachtvoll und so wunderbar ..." Jedoch keiner von uns hatte ihn damals gelesen, und ich selbst habe ihn erst viele Jahre nach meiner Schulzeit richtig studiert.

Verständnis, Wärme und Freundschaft gab mir meine Beziehung zu Nathan Engel, Schüler eines klassischen Gymnasiums in Frankfurt, den ich durch einen orthodoxen Jugendbund kennenlernte. Er besaß ein Fahrrad, das es ihm ermöglichte, mich bei meinem Onkel öfters zu besuchen. Nach einiger Zeit habe auch ich ein gebrauchtes Fahrrad auf einer Auktion erstanden. Als ich das Geld aus der Tasche zog, hörte ich die Bemerkung: „Judas hat's Geld". Seither konnten wir zu zweit in der Stadt herumradeln, Ausflüge machen und endlose Aussprachen über alles halten, was uns damals bewegte.

Wir gehörten beide der orthodoxen Aguda-Jugendgruppe an, aber nicht für lange, denn wir fanden den dort herrschenden Geist zu autoritativ und dem Eigenleben der Jugend zu wenig Spielraum einräumend. So verließen wir die Aguda und traten in den Esra ein, einen Jugendbund, der im Prinzip gesetzestreu war, sich aber in jüdisch-politischen Fragen neutral verhielt und jede grundsätzliche Stellungnahme ablehnte. Es mag sein, daß diese apolitische Haltung von den allgemeinen deutschen Jugendbünden beeinflußt war. Im Esra herrschte ein freier Geist, der in endlosen Diskussionen an örtlichen Heimabenden und insbesondere bei allgemeinen Tagungen zum Ausdruck kam. Es fanden auch häufig Ausflüge statt, manchmal auch Nachtausflüge, bei denen Jungen und Mädchen zusammen wanderten und so ihrer Sehnsucht nach jugendlichem Eigenleben, à la deutscher Wandervogel, Genüge taten. Den Unterschied zwischen dem agudistischen Jugendbund und dem Esra hat Isaak Breuer nach seiner Art formuliert, als er schrieb, der Esra sei eine „bewegte", die agudistische Jugend dagegen eine „unbewegte" Jugendbewegung.

Mein Wechsel von Aguda zu Esra ist mir von der in den Kreisen der israelitischen Religionsgemeinschaft berühmten „Studentenmutter", Frau Rosenbaum, Gattin des Chefarztes des Frankfurter Rothschild-Hospitals, Dr. Saly Rosenbaum, übelgenommen worden. In diese Familie wurde ich

von meinem Bruder Beni eingeführt, und im Laufe der Zeit entwickelte ich mich sozusagen zu einem regelmäßigen „Mitglied" der von der Studentenmutter Betreuten. Ich war dort häufiger Gast, oft zu Mahlzeiten eingeladen, konnte nach Belieben ihre Privatbibliothek benutzen, Schularbeiten schreiben und in freien Stunden mit der Gastgeberin oder mit anderen Besuchern Tischtennis oder Schach spielen. Manchmal erschienen dort auch Künstler, wie Maler und Musiker. Dr. Rosenbaums Beitrag zu diesem Kreis bestand darin, daß er ihn gütig tolerierte und, wenn nötig, dessen „Mitglieder" gratis ärztlich beriet und behandelte. Die gesellschaftliche und geistige Führung überließ er jedoch beinahe ausschließlich seiner Gattin.

In einer langen Unterredung mit Frau Rosenbaum meinte sie, daß mein Übergang von Aguda zu Esra sowie mein Wechsel zwischen Jeschiwa und Schule auf einen Mangel an Stabilität und vielleicht auch Loyalität hinwiese. Ich verteidigte mich leidenschaftlich gegen diesen Vorwurf und hoffe, sie überzeugt zu haben, daß ihr Vorwurf unberechtigt war.

Der Übergang von der Samson-Raphael-Hirsch-Schule, die nur bis zum sogenannten Einjährigen führte, zur Helmholtz-Oberrealschule verlief reibungslos.

(Zwi Erich Kurzweil: Abschied und Neubeginn. Aus dem Leben eines jüdischen Erziehers. Frankfurt am Main 1992, S. 36–40)

Bernard Ahrend: Erinnerungen an meine Schulzeit (1995)

Ich wurde im August 1915 in Frankfurt geboren. Meine Eltern waren Mitglieder der Israelitischen Religionsgesellschaft; so war es natürlich, daß ich in die Hirsch-Realschule ging. Zu dieser Zeit hatte die Realschule eine Vorschule. Im ersten Schuljahr hatten wir nur einen Lehrer; zweimal in der Woche kam eine Dame, die uns Biblische Geschichte erzählte, und zweimal in der Woche kam eine andere, die uns Handschrift lehrte. Die Pausen verbrachten wir in einem Hof; auf der einen Seite war das Kaiser-Friedrichs-Gymnasium, auf der anderen war ein Zaun, der uns von der Mädchenschule trennte.

Wir waren der letzte Jahrgang, der nur drei Jahre Vorschule hatte. Nach uns gingen alle vier Jahre auf die Volksschule und dann auf die Realschule.

Mit dem Beginn der Realschule gab es viele Änderungen; wir hatten mehr Lehrer und mehr Fächer. Strikte Disziplin und Respekt herrschte in der ganzen Schule; wenn ein Lehrer den Klassenraum betrat, stand die ganze Klasse auf.

Eine Dame lehrte uns Französisch. Wenn sie hereinkam, wurde sie von der Klasse mit „Bonjour, Mademoiselle!" begrüßt; sie erwiderte „Bonjour, mes enfants!" Sie war sehr freundlich und nett. Einige der Lehrer waren dagegen sehr grob, Ohrfeigen und Zwicken waren nichts Ungewöhnliches.

In unserer Klasse – wie in jeder Klasse – waren Jungen, die einen Lehrer verrückt machen konnten. Ein Lehrer wurde einmal so verärgert, daß er seine Aktentasche auf das Pult schmiß, hinausging und sagte: „Was denkt ihr denn, ich bin doch nicht euer Johann!"

Viele von den Lehrern hatten Spitznamen, wie „Teddie", „Seppel", „Mucki", „Gimpel" usw.

Einmal im Jahr machten wir einen Ausflug in den Taunus. Einmal fuhr die ganze Schule mit einem Schiff den Rhein hinab zum Niederwalddenkmal.

Unser Musiklehrer war ein sehr begabter Mann; er lehrte uns nicht nur Singen, er erklärte uns alles über Musik und Orchester. 1928 zum hundertsten Todestag von Franz Schubert brachte er einen Sänger von der Frankfurter Oper in die Schule, der einige Schubert-Lieder vortrug. Unser Musiklehrer war auch Dirigent des Chores der Israelitischen Religionsgesellschaft. Zum 75. Jubiläum der Gründung der Realschule wurde sie in „Samson-Raphael-Hirsch-Schule" umbenannt.

Jedes Jahr, am 11. August, war Verfassungstag; ein Lehrer hielt eine kurze Rede, und ein paar Lieder wurden gesungen. Am Ende des Schuljahres war für die Abschlußklasse immer eine große Feier in der Aula. Außer den Jungen und Mädchen der Abschlußklasse und der folgenden Klasse waren auch die Eltern und Bekannten der Schüler anwesend. Der Direktor hielt eine Rede, der Chor sang, und ein Schüler der Abschlußklasse hielt eine kurze Ansprache.

Wenn man zurückdenkt, hat man einige frohe Jahre in der Schule verbracht. Als wir Schüler waren, dachten wir, man habe uns zu streng behandelt, aber zurückblickend fühlt man, daß man einen starken Charakter und eine Persönlichkeit ausgebildet hat, die den Schwierigkeiten und Leiden des Lebens widerstehen kann.

Salomon E. Liverhant: Im großen und ganzen waren es freudige und sorglose Jahre (1999)

Im Frühjahr 1923, als ich gerade sechs Jahre alt und es an der Zeit war, mich für die 3. Vorschulklasse der damals noch als Hirsch-Realschule bekannten Anstalt anzumelden, nahm mich mein Vater mit, um mich seinem Be-

kannten und Berufskollegen Dr. Gerson Lange, dem Direktor der Schule, vorzustellen. Dr. Lange unterhielt sich mit mir. Worüber wir sprachen, das habe ich vergessen; ich erinnere mich aber daran, daß er mir sehr gut gefiel.

Eines Morgens während meines ersten Schuljahres, als ich am Eingang des Schulgebäudes ankam, verstellte mir ein Primaner den Weg und fragte mich, ob ich ein „Kohen" (Mitglied einer priesterlichen Familie) sei. Da ich das damals nicht wußte, schickte er mich nach Hause, mich zu erkundigen. Mein Vater hatte schon vom Ableben Dr. Langes gehört. Er erklärte mir, daß wir tatsächlich „Kohanim" seien, die ein Haus, in dem sich ein Toter befindet, nicht betreten dürfen. Ich erwähne diesen Vorfall, um zu zeigen, wie sehr die Schule darauf bedacht war, daß ihre Schüler alle Gebote der Tora genau beachteten.

Das Übergangsjahr vom System der 3jährigen Vorschule zur 4jährigen Volksschule war das Jahr 1926/27. Im Frühjahr 1926, als meine Klasse das 3. Vorschuljahr beendet hatte, wurden wir in Deutsch (Aufsatz) und Rechnen schriftlich geprüft mit dem Ergebnis, daß drei Schüler in die Sexta befördert wurden, während alle anderen noch die vierte Klasse der Volksschule der IRG besuchen mußten.

In der 2. Hälfte der 1920er Jahre wurde auch die Bezeichnung der Klassen geändert. Die Prima fiel weg, die Tertia wurde in Unter- und Obertertia geteilt und die oberste Klasse in Untersekunda umbenannt.

Im großen und ganzen waren es freudige und sorglose Jahre mit ihrem Höhepunkt 1928, als die Hirsch-Realschule mit Ausstellungen, Theater- und Musikvorstellungen der Schüler ihr 75jähriges Jubiläum feiern konnte. Doch dann setzte die Wirtschaftskrise ein und löste Unsicherheit aus. Dieses Gefühl verstärkte sich noch, als nach der Reichstagswahl im September 1930 die Zahl der Naziabgeordneten erheblich anstieg. Dieses Ergebnis wurde natürlich im Geschichts- und Deutschunterricht und unter den Schülern selbst gründlich besprochen.

Zu den schöneren Erinnerungen aus der Zeit an der Hirsch-Realschule gehören eine Schiffahrt mit der ganzen Schule vom Eisernen Steg nach Assmannshausen, Klassenausflüge in den Taunus, an die historischen Stätten der Frankfurter Altstadt und an den bei Hochwasser über seine Ufer getretenen Main.

3. Das Ende der Schule (1933–1939)

Abschiedsrede des Abiturienten Arthur Liverhant am 25. März 1934

Liebe Mitschüler und Mitschülerinnen!
Wir verlassen heute die Schule, wir treten heraus aus einem Kreis von Menschen, der einen entscheidenden Abschnitt unseres Lebens gestaltet hat. Von nun an heißt es für uns: Gestaltet Euer Leben selbst! Wie die ganze jüdische Jugend von heute, an die diese Forderung ergeht, so werden auch wir es schwer haben, uns ein Leben aufzubauen, das unseren Idealen, unseren geistigen Zielen entspricht. Die äußeren Verhältnisse werden formgebend auf unsere Entwicklung einwirken. Unser Schicksalsweg ist unklar; wir wissen noch nicht, wohin uns das Leben stellen wird. Die inneren und äußeren Voraussetzungen, unter denen frühere Generationen begannen, ihr Leben einzurichten, sind geschwunden, die starken Stützen, auf die sie gebaut, sind zusammengestürzt. Wir stehen nur noch auf uns selbst! Es entsteht für uns die Pflicht zu handeln, zu beginnen, neue, eigene Wege zu gehen. Und es ergibt sich von selbst die Frage: Was sind unsere Aufgaben? Welchen Zielen entgegen sollen uns jene Wege führen? Die erste Frage, die wir nach unserem Abgang von der Schule zu beantworten haben, ist die Frage der Berufswahl. Sie kann entscheidend für uns sein, weil die Antwort die Gestaltung unseres äußeren Lebens ist. Darum wird der Ruf der Zeit nach Berufsumschichtung nicht überhört werden können. Umschichtung – damit meint man den Übergang von kaufmännischen und akademischen Berufen ins Handwerkliche und Bäuerliche. Besonders von der jüdischen Jugend erwartet man, daß sie von Anfang an sich diesen Berufen zuwendet, damit sie in 10 oder 20 Jahren nicht wieder an dem Punkt steht, wo die Judenheit, wenn nicht der ganzen Welt, so doch mindestens Westeuropas heute steht. Sie leidet unter der einseitigen Bevorzugung geistiger und kaufmännischer Berufe. Mit Berufsumschichtung allein ist es aber noch nicht getan. Der äußeren Umschichtung muß die innere vorausgehen. Eine innere Wandlung muß bei jedem eintreten. Auch dann, wenn einer sich entschließt, Akademiker zu werden, hat er eine solche nötig. Innere Umschichtung – d.h. Preisgabe der eigennützigen, hochfliegenden Pläne. Das ganze Leben nur als Feld der Befriedigung selbstsüchtiger Wünsche und persönlichen Ehrgeizes zu betrachten – dazu ist das Leben zu ernst, zu heilig. Es fordert mehr, stellt größere Aufgaben. Ziel unseres We-

ges kann nie ein materieller Erfolg sein. „Gesicherte Existenz, reichlicher Lebensunterhalt" – das kann nicht der Endzweck eines ganzen Lebens sein, gewiß nicht des Lebens eines jüdischen Menschen. Auch der Entschluß, Handwerker oder Bauer zu werden, darf nicht von Zweckmäßigkeitsgründen allein bestimmt werden. Ihm muß die innere Erkenntnis vorausgehen, daß der Einzelne Teil einer Gesamtheit, Glied einer Kette ist.

Die Aufgaben, die sich aus dieser Zugehörigkeit ergeben, müssen die Interessen der Einzelpersonen zurückdrängen. Wer aus dieser Erkenntnis heraus sich entschließt, auf seine früheren Ziele zu verzichten und einfacher Bauer zu werden, der wird sich nie zu fragen brauchen: Hat meine Arbeit Sinn? Er weiß, seine Arbeit hat Sinn, denn sie ist nötig, sie muß getan werden, um der Gesamtheit willen. Und wenn diesem Menschen dann trotzdem Berufsaufgabe nicht Lebensaufgabe sein kann, weil sein Leben durch sie nicht ausgefüllt ist, so wird er dennoch kein unglücklicher, gebrochener Mensch sein, solange er weiß: Über allem Äußerlichen, Materiellen steht der Geist. So wie die Lehrer der Mischnah, von denen viele in ihrem äußeren Beruf Handwerker waren, ihre wahre Aufgabe, ihre Berufung immer darin erblickten, Geist zu vermitteln, Tauroh [Tora] zu verbreiten, so sei auch unser wahrer Beruf: Diener des Geistes zu sein. Diener des Geistes – an welcher Stelle im Leben auch immer wir stehen. Geist soll unsere Entscheidungen bestimmen. Geist soll unser Leben formen, auch als Arbeiter und Bauer.

Dies Wissen um Geist, dies Wissen um das Höhere – das ist es, was wir uns erhalten wollen, was uns leiten soll. Leben im Dienst des Geistes – wir haben diese Forderung in jeder Verpflichtung der Thora. In ihrem Geist zu leben, das muß Ziel eines jeden von uns sein. Unser praktisches Handeln soll bis zur letzten Konsequenz ihren Verpflichtungen entsprechen, in jeder Lebenslage, unter allen Umständen. Für den Teil der jüdischen Jugend, der in Deutschland zurückbleibt, ergeben sich aus der Besonderheit der Stellung der deutschen Juden noch besondere Aufgaben. Die Juden in Deutschland werden heute von Volk und Regierung nicht als gleichberechtigt erachtet. Man wirft ihnen vieles vor, beschuldigt sie gar mancher Schlechtigkeiten.

Dieser Vorwurf, diese Anklagen verpflichten jeden Juden zu ehrlicher Selbstprüfung. Es liegt keinerlei Grund vor, sich von all den Anklagen unserer Gegner niederdrücken zu lassen. Aber wir müssen mit offenen Augen und kritisch durch unsere Reihen gehen. Wenn wir auch verkannt werden, wenn auch der größte Teil jener Vorwürfe mit Unrecht erhoben wird, eines müßten wir von ihnen lernen, eine Pflicht ergibt sich daraus: Wir müssen

uns so verhalten, daß wir uns selbst nichts vorzuwerfen haben. Wir müssen das Judentum den anderen als das erscheinen lassen, was es in Wirklichkeit ist: Als das Reine, Göttliche, Unangreifbare. Gerade wir jungen jüdischen Menschen müssen die Kraft aufbringen, uns Entsagung aufzuerlegen. Zurückhaltung überall da, wo wir durch unser Hervortreten, so gerechtfertigt es sonst sein mag, dem Judentum schaden. Gewiß, wir werden unsere Gegner nicht überzeugen, aber wir werden vor uns selbst und vor Gott als gerechtfertigt dastehen. Feinde werden wir immer haben, aber wir wollen Feinde haben, deren Feindschaft unberechtigt ist. Und das gelingt uns, wenn wir ein Leben führen, das unantastbar ist, ein Leben in Reinheit, ein Leben als jüdische Menschen, denn das wollen wir, wissen wir: Auf jedem Posten, auf den wir gestellt werden, in welchem Land, in welcher Umgebung auch immer, da werden wir stehen als: jüdische Menschen. Jüdische Menschen, volle, ganze, starke Menschen. Juden, denen Judentum nicht nur ererbtes, gedankenlos Übernommenes ist, sondern Aufgabe, Lebensaufgabe bedeutet, vor deren Größe all die anderen Forderungen, die das Leben an uns stellen wird, zurücktreten. Wie man das kann, wie man das wird, das hat uns die jüdische Schule gezeigt. Sie hat uns die innere Kraft mitgegeben zum unnachgiebigen Festhalten an einmal als richtig Erkanntem, an der Thora.

Dank gebührt der Gemeinde, die sich bemüht, durch alle Nöte und Schwierigkeiten hindurch diese Schule zu erhalten. Wir wollen uns der Schule dadurch dankbar erzeigen, daß wir versuchen, *ihre* Ziele zu unseren zu machen, durch unsere Lebensführung ihren Wert zu erweisen, daß in bezug auf uns von ihr gesagt werden kann: All ihre Zöglinge sind Schüler Gottes.

(Mitteilungen für ehemalige Schüler und Schülerinnen der Samson Raphael Hirsch-Schule zu Frankfurt am Main. Mai 1934, Nr. 29. Siwan 5694, S. 203 f.)

Willi Wolf: Erinnerungen an die Samson-Raphael-Hirsch-Schule (2000)

Ich, Willi Wolf, geboren in Frankfurt am Main am 14. Februar 1907, besuchte die Samson-Raphael-Hirsch-Realschule bis zum Ende des 9. Schuljahres. Ich habe noch heute, in alphabetischer Ordnung, die Namen all meiner Mitschüler im Kopf. Die Herren Ochsenmann und Adler waren meine Klassenlehrer.

Nach dem Abgang von der Hirsch-Realschule 1922 trat ich in die Sachsenhäuser Oberrealschule ein, wo nur wenige jüdische Mitschüler waren. Die nichtjüdischen Schüler sprachen nicht mit uns. Antisemitismus war die Regel. 1925 machte ich das Abitur. Danach besuchte ich ein Jahr die Frankfurter Jeschiwa, und 1927 ging ich zum Studium nach Berlin, um Sprachlehrer zu werden. Gleichzeitig nahm ich teil am Unterricht des Rabbinerseminars. Die nächsten fünf Jahre studierte ich in Frankfurt. Während dieser Zeit hatte ich Kontakt mit verschiedenen Lehrern der SRHS, z.B. Max Baer, Josef Kaufmann, Hermann Reich, Max Munk. [...]

Ich erinnere mich nicht, in welchem Jahr Dr. Markus Elias die Leitung der SRHS übernahm. Wir wurden sehr gute Freunde und später, 1935, Kollegen. Nachdem ich das Staatsexamen absolviert hatte, setzte sich meine zukünftige Frau, Jane geb. Wechsler, die in England bei Freunden gearbeitet hatte, dafür ein, Deutschland zu verlassen. Als ich eine Stelle als Privatlehrer in Mülhausen (Elsaß) gefunden hatte, konnten wir heiraten. Doch nach vielen vergeblichen Versuchen in Frankreich und in der Schweiz, Papiere für die Auswanderung zu bekommen, mußten wir nach Frankfurt am Main zu meinen Eltern zurückkehren.

Hier wurde ich nach kurzer Zeit als Sprachlehrer an der SRHS angestellt und meine Frau an einem Mädchenpensionat. In dieser Zeit waren noch viele Mitglieder des früheren Kollegiums an der Schule, bis sie nach und nach auswanderten. Dr. Markus Elias war Direktor, und Josef Kaufmann, Max Munk, Max Baer, Hermann Reich, Fräulein Bamberger und Rachel Labensky (für Mädchen) waren alle gute Freunde.

Im April 1935 wurde von der Jeschiwa ein Heim für Jungen im Alter von 13–16 Jahren eröffnet, die an ihrem Heimatort nicht mehr in die öffentlichen Schulen gehen konnten. Meine Frau und ich leiteten das Heim bis nach dem 10. November 1938. Die Jungen lernten in der Jeschiwa, und ich begleitete ihre Studien. Wir waren natürlich bekannt als eine jüdische Institution, und am 10. November morgens kamen die SA und Pöbel, nahmen mich mit zur Festhalle und von dort zum KZ Buchenwald. Meine Frau, schwanger, und unser 3jähriger Sohn blieben zurück mit ca. 20 Jungen. Die Vorräte im Hause wurden geplündert, und über eine Woche lang wußte Jane nicht, wo ich war.

Meine Kollegen waren meist auch festgenommen. Einige konnten nach England emigrieren, wo wir sie später wieder trafen. Einige blieben dort, während Dr. Elias und die Herren Baer und Kaufmann weiter nach den USA auswanderten. Ich war drei Monate lang im KZ Buchenwald. Noch während ich dort war, fuhr Jane nach Stuttgart zu dem für uns zuständigen

amerikanischen Generalkonsulat, wo wir Papiere für die Ausreise beantragt hatten. Hier stellte sich heraus, daß unsere Papiere gestohlen und verkauft worden waren! Nach großen Schwierigkeiten konnten wir endlich nach England auswandern. Zu der Zeit war Hitler schon in Frankreich. Ich wollte nicht nach den USA gehen, aber Jane bestand darauf. Sie meinte, daß Hitler über den Kanal kommen würde und wir die Pflicht hätten, uns zu retten.

Nach einigen Monaten in England, wo wir ein Heim leiteten, bekamen wir unser Affidavit und konnten nun im Convoy nach den USA fahren. Am 1. Juni 1940 kamen wir in New York City an. [...] Hier trafen wir nach und nach und noch Jahre später unsere alten Freunde und Kollegen: Elias, der Rachel Labensky heiratete, Baer, Kaufmann und viele ehemalige Schüler. Bis zum heutigen Tag haben wir Kontakt mit etlichen früheren Schülern. Wenn wir Israel besuchten, kamen sie zu uns. Zu meinem 90. Geburtstag schrieben Rabbi A. Beifus aus Petach Tikvah, Rabbi Prof. Mordechai Breuer, Jerusalem, Nathan Weis und andere Freunde aus New York, Max Ansbacher, Petach Tikvah, und Leo Rothschild, auch ein ehemaliger Lehrer.

Im Sommer 1975 hatten wir unser 50jähriges Klassentreffen! Leider waren einige Klassenkameraden schon nicht mehr am Leben. Wir waren immerhin noch ca. 20 Paare. Joseph Goldschmidt war mein bester Freund, ansässig in Jerusalem, er leitete dort das orthodoxe Schulwesen. Ich habe wohl einige Klassenkameraden zu nennen vergessen, z.B. Arnold Sulzbach und Dr. Wolf Bodenheimer, der in Jerusalem lebte. Die Samson-Raphael-Hirsch-Schule blieb für mein ganzes Leben von Bedeutung.

Reiner J. Auman: Die Samson-Raphael-Hirsch-Schule und meine Familie (1998)

Es war kein Zufall, daß ich die Samson-Raphael-Hirsch-Schule besucht habe, das war in unserer Familie schon Tradition. Mein Vater und meine Mutter haben dort das Abitur gemacht sowie die fünf Geschwister meines Vaters und die einzige Schwester meiner Mutter. Mein Vater war aktives Mitglied im Vorstand der Schule. Aber auch alle elf Cousins der väterlichen Seite, zwei von der mütterlichen Seite und viele entferntere Verwandte haben während meiner Zeit an dieser Schule ihren Abschluß gemacht. Die Schule war eine Einrichtung der Israelitischen Religionsgesellschaft, deren erster Rabbi Samson Raphael Hirsch war. Die Israelitische Religionsgesell-



Klassenfoto von 1909 mit Claire Bondi, zweite Reihe von unten, dritte von rechts, der späteren Mutter von Reiner Auman(n).

schaft war eine strenggläubige jüdische Institution; sie vertrat die Vorstellung, daß die jüdische Religion und das alltägliche Leben eines Juden untrennbar verbunden zu jedem Lebensabschnitt gehörten und daß darum jeder Jude sein Leben jederzeit entsprechend führen sollte. Diese Vorstellung gründete auf dem Talmudvers „Thora im Derech Erez" (Väter, Kap. 2, Vers 2), den Rabbi Hirsch verstanden hat als „innige Vermählung des religiösen Wissens und religiösen Lebens mit echter sozialer Bildung, das ist die innige aufrichtige Vermählung der Thora mit Derech Erez". Dieses Prinzip wurde zum „Leitmotiv" der Religionsgesellschaft und ihrer Schule. Wenn eine Schule diesen Zielen folgte, durfte sie nicht nur die Quelle sein, die den Schülern allgemeines Wissen, Kenntnisse und Kultur nahebringt, sondern sie mußte auch und vor allem der Ort sein, der einen nachdrücklichen Einfluß auf die ethische Weltanschauung, auf das moralische Verhalten und die religiöse Orientierung der Schüler ausübt. Insofern meine Eltern in dieser Umgebung aufgewachsen sind und ihr Leben auch später nach diesen Regeln führten, so wie es ihre Vorfahren taten, wollten sie, daß auch wir diese strikte Übereinstimmung mit Gesetz und Tradition des Ju-



Der erste Schultag von Reiner Aumann (rechts), April 1928, mit seinem Bruder Martin Georg (links).

dentums erfahren und erleben sollten. Es stand also von vornherein fest, daß wir, mein älterer Bruder und ich, diese Schule besuchen würden.

Die Schule bestand aus zwei separaten Einrichtungen. Die eine war die Volksschule, die ein eigenes Gebäude an der Bärenstraße / Ecke Röderbergweg hatte, die andere war die Realschule in einem Gebäude Am Tiergarten 8. Beide waren Schulen für Jungen und Mädchen, die am gleichen Ort, aber in getrennten Gebäudeteilen unterrichtet wurden.

Mein erster Schultag war ein Ereignis für die ganze Familie. Ich trug meine besten Kleider und auf dem Rücken den Schulranzen aus Leder, und in meinem Vater hatte ich eine persönliche Begleitung auf meinem Weg. Er blieb so lange an meiner Seite, bis ich meinen Platz im Klassenzimmer gefunden hatte. Herr Willy Marx, mein erster Lehrer, hatte alles gut vorbereitet. Mit farbiger Kreide hatte er ein wunderschönes Bild an die Tafel

vorn im Klassenzimmer gemalt, ein Storchennest hoch oben auf einem Schornstein. Er begann eine Geschichte zu erzählen, und sofort fühlten wir uns heimisch; es war eine hübsche Geschichte vom Storch und seiner Familie, davon, wie Storch und Störchin für ihren Nachwuchs sorgten und wie sie den Kleinen beibrachten, selbständig zu werden. Nach etwa zwei Stunden wurden wir wieder in die Obhut unserer Begleiter entlassen. Zu Hause wurde ich mit Süßigkeiten empfangen, es wurde ein Fest gefeiert, zunächst bei uns und dann im Haus meines Großvaters. Ich bekam eine Menge Süßigkeiten und Glückwünsche, dann wurden mein Bruder und ich rasch zum besten Fotografen der Stadt gebracht, wo ein Fototermin stattfinden sollte.

Es waren etwas über achtzig Schüler mit mir zusammen eingeschult worden. Nach dem Alphabet wurden wir in zwei Parallelklassen eingeteilt. Mein Nachname begann mit „A", also kam ich mit den Schülern in eine Klasse, deren Nachnamen mit den Buchstaben „A" bis „J" begannen. Die Schüler, deren Nachnamen mit „K" bis „Z" begannen, besuchten die Parallelklasse. Trotz der großen Schülerzahl in jedem Klassenraum blieb alles sehr diszipliniert, und die Art, in der wir unterrichtet wurden, war von hohem Niveau. Jede Klasse hatte einen Klassenlehrer, der sie während aller vier Grundschuljahre in allen Fächern unterrichtete, in Religion ebenso wie in den weltlichen Fächern. So blieb Herr Marx vier Jahre lang unser Klassenlehrer. Er war ein großartiger junger Mann mit einer kleinen Familie, ein freundlicher Mensch, der sich sehr um seine Schüler kümmerte und sehr engen Kontakt mit ihnen pflegte; das ging soweit, daß er uns Schüler am Samstagnachmittag in seine Familie einlud. Er förderte ein freundschaftliches Verhalten, und ich habe in diesen ersten vier Jahren viele Freunde gewonnen, mit einigen von ihnen stehe ich bis heute in Kontakt.

Nach erfolgreichem Abschluß der vier Grundschuljahre gab es die Wahl, entweder für die restlichen Jahre der damals achtjährigen Pflichtschulzeit an der Volksschule zu bleiben oder auf eine höhere Schule zu wechseln. Für viele meiner Mitschüler gab es, wie für mich auch, natürlich nur eine Wahl: die „Hirsch-Realschule" Am Tiergarten. Der Übergang erfolgte ohne großes Getue, um nicht vor denen anzugeben, die aus den verschiedensten, häufig allein aus finanziellen Gründen an der Volksschule bleiben mußten. So wechselten wir, nachdem der notwendige Papierkrieg erledigt war, ohne irgendeine offizielle Abschlußfeier mit Beginn des nächsten Schuljahrs in die höhere Schule.

Hier war der Schulalltag ganz anders. Die Kinder aus den beiden Parallelklassen, die eine von Herrn Marx, die andere von Herrn Strauss geführt,

kamen zusammen in eine kleinere Klasse, die neue Sexta der höheren Schule. Die Schüler, die nicht mehr bei uns waren, besuchten entweder weiterhin die Volksschule, wechselten auf ganz andere Schulen oder gingen aufs Gymnasium. Der Schultag der Grundschule war auf den Vormittag beschränkt gewesen, und zwar fünf Tage die Woche, von Montag bis Freitag. In der höheren Schule dagegen fand der Unterricht auch nachmittags statt, und wir mußten auch den halben Sonntag zur Schule. Wegen der Sabbatruhe blieb die Schule samstags geschlossen. Weil der Staat eine Mindestzahl an Unterrichtsstunden vorschrieb, war es notwendig, auch am Sonntag Unterricht zu halten. Auch in der höheren Schule hatten wir einen Klassenlehrer, der sich auch um Verwaltungsdinge zu kümmern hatte; in meinem Fall war es Herr Reich. In den einzelnen Fächern wurden wir nun von verschiedenen Lehrern unterrichtet, für bestimmte Fächer mußten wir auch in andere Räume wechseln, insbesondere für die Fächer Chemie, Physik, Musik und Kunst. Außerdem gab es an dieser Schule auch Lehrerinnen, vor allem für Sprachen und Erdkunde. Der Stundenplan stand im Großen und Ganzen fest, es gab nur eine kleine Zahl von Wahlfächern, und das auch nur für die höheren Klassen. Zu den Pflichtstunden gehörten selbstverständlich die Religionsstunden, in denen unter anderem die Bibel, der Talmud, das Jüdische Gesetz, Gebet und Geschichte des Judentums Unterrichtsthemen waren. Diese Stunden waren eingestreut zwischen die weltlichen Pflichtfächer, zu denen Deutsch (Sprachkunde, Grammatik, Literatur), Geographie, Biologie, Geschichte, Mathematik, Physik, Chemie und Fremdsprachen gehörten. Daneben gab es auch Pflichtstunden in Kunst, Musik und Leibeserziehung. Der Lehrplan folgte dem europäischen Schema, nach dem die Ausbildung in einem Fach einen langen Zeitraum, meistens mehrere Jahre währt und jedes Jahr ein höheres Niveau erreicht. Bis heute bin ich dankbar für diese Art des Unterrichts, denn meine Fähigkeit, den Stoff dieser Fächer zu lernen und zu behalten, hatte damit eine viel fruchtbarere Grundlage und wurde sehr gefördert. Das finde ich viel besser, als den Stoff eines Fachs in eine kurze Lernperiode zu pressen und ihn dann so schnell, wie man ihn gelernt hat, auch wieder zu vergessen. Die Lehrer wechselten von Zeit zu Zeit, und so erlebte ich verschiedene Unterrichtsmethoden und lernte auch verschiedene Standpunkte kennen. Das machte mir das Verständnis des Lehrstoffs sehr viel leichter. Insgesamt war das Lehrerkollegium sehr gut ausgebildet und erfahren, das Unterrichtsniveau war sehr anspruchsvoll.

Während der Schulzeit fand ich viel Unterstützung in meiner Familie. Sie gab mir Anleitungen beim Lernen und auch für meine anderen Tä-

tigkeiten, und sie war prägend für mich und meine Weltanschauung, die sich mit den Jahren herausbildete. Mein Vater war sehr gebildet; vielseitig belesen, hatte er Kenntnisse auf vielfältigen Gebieten, so in Literatur, Dichtung und Philosophie. In vielen Gesprächen erschloß er mir Schönheit und Tiefe der Dichtung, des Schauspiels und philosophischer Standpunkte. Er widmete mir viel Zeit, in der er mich lehrte, Aufsätze und Briefe zu schreiben. Beide Eltern förderten mein Interesse für Geschichte und Naturwissenschaften. Durch sie und ihre Unterstützung wurde ich zu einem Freund des Wanderns, des Schwimmens, des Schlittschuhlaufens und der Natur. Mein Großvater gab uns regelmäßig zusätzlichen Unterricht in religiösen Dingen, und er fragte in unregelmäßigen Abständen auch ab, was wir, mein Bruder, meine Cousins und ich gelernt hatten. Alles, was ich in der Schule gelernt habe, wurde von ihnen voll unterstützt und ergänzt, wenn sie es für notwendig hielten. Dabei haben sie weder die Rabbis noch die Lehrer oder die Schulleitung kritisiert, wenn irgend etwas in der Schule zu kurz zu kommen schien. Vor allem aber, daß sie uns vorlebten, was sie uns lehrten, verstärkte, was wir in der Schule lernten. Es ist nie zu Mißklängen zwischen dem Leben in der Schule und zu Hause gekommen.

Als die Nationalsozialisten an die Macht kamen und die Diskriminierung der deutschen Juden zunahm, mußte die Schule eine wachsende Zahl neuer Schüler aufnehmen, die aus kleineren Gemeinden rund um Frankfurt kamen. Weil sie Juden waren, wurden sie von den Schulen der kleineren Orte verwiesen. Entweder mußten sie jeden Tag oder wöchentlich zwischen ihrem Heimatort und unserer Schule hin und her pendeln; im letzteren Fall mußten sie Unterkunft und Verpflegung in jüdischen Haushalten finden. Häufig zogen ganze Familien nach Frankfurt, weil das Leben in den kleineren Ortschaften unerträglich geworden war. Dort war der Antisemitismus extremer, dort hat man sie verfolgt, körperlich mißhandelt und ihre Geschäfte boykottiert. Dies brachte zusätzliche Belastungen für unsere Schule mit sich. Doch irgendwie arrangierten sich alle mit den größeren Klassen und den schwindenden Ressourcen, denn auch in Frankfurt zeigte der Boykott jüdischer Geschäfte durch die deutsche Bevölkerung ihre Wirkung.

Nach 1935, als immer mehr Juden emigrierten, verließen auch immer mehr Schüler unsre Schule. Mit gemischten Gefühlen verfolgte ich, wie sich viele Freunde zu verabschieden begannen. Einerseits war ich froh zu sehen, daß meine Freunde in der Lage waren fortzugehen und dem immer dichter werdenden Netz nationalsozialistischer Repressalien entkommen konnten, andererseits war ich traurig, ihre Nähe und Freundschaft zu ver-

lieren, und wußte insgeheim, daß die Aussicht, sie jemals wiederzusehen, sehr gering war.

Die meisten Lehrer förderten auch unsere Aktivitäten außerhalb der Schule. In den unteren Klassen hatten wir unsere wöchentlichen „Kränzchen" oder andere Treffen in den Wohnungen der Familien. Als wir älter wurden, sah die Schule für die Zeit nach dem Unterricht am Samstagnachmittag auch andere Unternehmungen gerne. Dazu gehörten unter anderem zusätzliche Talmudstudien, die Teilnahme an Jugendgruppen wie „Ezra" oder „Poale Agudath Jisrael", Vereinigungen mit eher religiösen Zielen, oder die mehr zionistisch ausgerichtete „Poale Hamisrachi", die es wichtig fand, für das Ziel einer jüdischen Heimstatt zu arbeiten oder zumindest all diejenigen zu unterstützen, die sich auf ein Leben dort vorbereiteten. Viele von uns gingen auch in Sportvereine, die vom orthodoxen „Israelitischen Turnerbund" (ITB) oder vom „Schild" (um den sich der „Reichsverband Jüdischer Frontsoldaten" kümmerte) organisiert wurden. Dort trieben wir Gymnastik oder Leichtathletik, spielten Fußball in verschiedenen Ligen und auch Tischtennis. Es gab auch wöchentliche Veranstaltungen im „Städtischen Schwimmbad", wo uns Herr Braun, unser Sportlehrer, nicht nur dabei unterstützte, das Schwimmen zu lernen, sondern uns auch bei Wettkämpfen und beim Wassersport anleitete. Nach 1937 war das Schwimmbad für Juden verboten, und wir konnten nur noch ins „Judenbad" gehen; dort mußten wir im verdreckten Mainwasser schwimmen.

Immer häufiger wurde berichtet, daß jüdische Schüler auf ihrem Schulweg körperlich mißhandelt worden waren, und in der Schülerschaft zirkulierten Hinweise auf vorgeschriebene Routen oder sichere Wege. Wir vermieden es, an Winternachmittagen, wenn es bereits dunkel war, auf die Straße zu gehen. Ich selbst bin zweimal tätlich angegriffen und geschlagen worden, nur aus dem Grund, daß ich eine Mütze trug, die mich als Juden zu erkennen gab. Ich hatte Glück und bin mit blauen Flecken davongekommen, in meiner Seele aber blieb der Eindruck, daß ich versuchen müßte, so schnell und so weit wie möglich abzuhauen.

An der Samson-Raphael-Hirsch-Schule gab es keine Koedukation. Das Schulgebäude war mit zwei jeweils dreistöckigen Flügeln geplant worden, einer für die Jungen, der andere für die Mädchen, und es gab getrennte Pausenhöfe und Sportanlagen, die auf der Rückseite des Schulgebäudes lagen und mit einem Zaun voneinander abgetrennt waren. Physik- und Chemieräume befanden sich in der Mitte des Gebäudes, die Turnhalle an dessen Ende; diese Räumlichkeiten waren von beiden Flügeln aus zugänglich

und konnten abwechselnd von Jungen- oder Mädchenklassen genutzt werden. Der Zaun hinter dem Gebäude wurde zu einem umkämpften Treffpunkt für alle, die daran interessiert waren, sich mit dem anderen Geschlecht zu treffen; dort wurden offiziell nicht erlaubte Kontakte geknüpft und Verabredungen getroffen. Handschriftliche Nachrichten wurden an irgend jemanden über den Zaun gereicht, der sie dann an die richtige Adresse gelangen ließ. Ich weiß von nicht wenigen Liebesaffären, die sich aus diesem Treiben entwickelten, manche davon führten sogar zur späteren Heirat.

In den letzten Jahren unserer Schulzeit wurde immer mehr getan, um die Schüler auf die Notwendigkeit vorzubereiten, auswandern zu müssen. Gegenüber dem biblischen Hebräisch gewann der Unterricht in gesprochenem Hebräisch (Iwrit) immer mehr an Gewicht, was uns von Nutzen sein sollte, wenn wir nach Palästina gehen würden. Nach Schulschluß und zusätzlich zum planmäßigen Unterricht wurden Arbeitsgruppen angeboten, zum Beispiel die Bearbeitung von Holz oder Metall für Jungen, Schreibmaschineschreiben, Kochen und Nähen für Mädchen. Das sollte die Schüler und Schülerinnen darauf vorbereiten, irgendeinem Gelderwerb nachgehen zu können, wenn sie sich plötzlich an ihrem Ziel in einer vollkommen neuen Umgebung, in einer ganz anderen und noch unbekannten Welt wiederfinden würden. Unter den Schülern gab es eine wachsende Aufmerksamkeit für die politische Entwicklung, insbesondere beschäftigte man sich mit der jüdischen Frage, die offensichtlich immer virulenter wurde und sich in Deutschland und der internationalen Szene immer mehr zuspitzte. Wir verfolgten diese Entwicklung, wobei wir unsere Aufmerksamkeit auf die Schrecken eines drohenden Krieges richteten. Wir fragten uns, was das für uns bedeuten würde und ob wir dann noch einen sicheren Zufluchtsort finden könnten. Ständig verglichen wir fremde Länder und diskutierten über die jeweilige gesellschaftliche und wirtschaftliche Situation dort. Vor allem aber interessierte uns die Frage, welche Fluchtwege uns noch offen stehen würden, wenn wir Deutschland plötzlich und überstürzt verlassen müßten. So lernten wir die Welt in einem Schnellkurs kennen. Daß der enge Zusammenhalt unserer Schule bis kurz nach der „Kristallnacht" erhalten blieb, ist ein immerwährendes Verdienst eines fähigen und entschlossenen Lehrerkollegiums; alle Lehrer gaben ihr Bestes, um die Einheit der Schule bis zum bitteren Ende zu erhalten, und das insbesondere, nachdem die ersten Schüler und Lehrer anfingen auszuwandern.

Doch gibt es auch ein paar Lichtblicke in meiner Erinnerung. Da waren die gelegentlichen Klassenausflüge in den Taunus, die manchmal auch ge-



Purimfeier der Schule, 1934.

meinsam mit einer Mädchenklasse stattfanden, ein äußerst angenehmes Zwischenspiel in der strengen Trennung der Geschlechter, auf die die Schule sonst immer achtete. 1938 habe ich mit vielen meiner Freunde an einer mehrtägigen Fahrt zum Abschluß des letzten Schuljahrs teilgenommen, auf der uns auch unser letzter Klassenlehrer Dr. Weger begleitete. Wir fuhren in das jüdische Ferienheim in Hofheim am Taunus. Wir erinnerten uns befriedigt an die hinter uns liegenden Jahre des Schuftens, riefen uns Lehrerspäße ins Gedächtnis und alles, was wir sonst erlebt hatten, das Schultheater, musikalische Veranstaltungen, Sportkämpfe und all die Streiche, die wir uns in der Klasse und in der Schule erlaubt hatten. Unnötig zu sagen, daß uns allen bewußt war, daß dies für eine lange Zeit, vielleicht sogar überhaupt, das letzte größere Beisammensein sein würde. Zu dieser Zeit waren alle deutschen Schulen und Universitäten für Juden verboten, und all diejenigen unter uns, die von einem Studium geträumt hatten, waren jetzt am Ende ihres Wegs. Wir hatten keine andere Wahl, als irgend einem Gelderwerb nachzugehen, was damals noch erlaubt war, gleichzeitig aber dachten wir immer ernsthafter darüber nach, wohin sich noch ein sicheres Entkommen bot. Wir standen nun am kritischsten Punkt unseres jungen Lebens. Vor allem anderen beschäftigte uns die Frage, ob wir denn genügend vorbereitet waren, für uns selbst zu sorgen und um unser Überleben zu kämpfen. Ich bin ganz sicher, daß es die meisten von uns, und zwar dank unserer schulischen Erziehung, die uns doch eine sehr gesunde

Sicht der Dinge vermittelt hatte, geschafft haben, aus Deutschland zu fliehen, daß die meisten keinen Schiffbruch erlitten haben, sondern sich ein Heim mit einer glücklichen Familie schaffen und auch eine zufriedenstellende Berufslaufbahn einschlagen konnten.

Es wäre ungerecht, wenn ich jetzt, am Ende der Erinnerungen an meine Schulzeit, nicht zweier nichtjüdischer Mitglieder der Schulgemeinschaft gedenken würde, die uns Schülern und den jüdischen Kollegen mit vorbildlicher Hingabe und untadeligem Verhalten begegnet sind; sie haben damit in meiner Erinnerung unauslöschlichen Dank verdient. Der eine ist unser Sportlehrer, der äußerst engagierte Robert Braun, den wir alle geliebt und verehrt haben. Der andere ist der Pedell, Herr Klarmann, der uns unseren täglichen Aufenthalt in der Schule angenehm machte. Er wohnte mit seiner Familie im Schulgebäude. Beide gerieten, weil sie als Nichtjuden bis zuletzt an einer jüdischen Schule gearbeitet haben, in eine immer schwierigere, oft auch unangenehme Lage. Ich weiß nicht, was aus ihnen geworden ist. Doch ich hoffe von Herzen, daß sie die Kriegsjahre überlebten und später das Leben führen konnten, das sie so sehr verdient haben.

Zuletzt möchte ich noch anmerken, daß von rund achtzig Schülern meines Jahrgangs etwas mehr als die Hälfte den Krieg auf irgend eine Art, meistens auf dem Weg der Emigration, überlebt haben. Bis heute habe ich noch zu etwa dreißig meiner ehemaligen Klassenkameraden in allen Gegenden der Welt persönliche Verbindungen.

Nach der „Reichskristallnacht" konnte ich im Januar 1939 aus Deutschland fliehen. Auch meine inzwischen verstorbenen Eltern konnten im August 1939, zwei Wochen vor Kriegsbeginn – mein Vater war zuvor im KZ Buchenwald gewesen –, aus Deutschland entkommen. Es dauerte allerdings sieben Jahre, bis nach dem Krieg, während dem meine Eltern in England bleiben mußten, mein Bruder und ich 1947 in den USA wieder mit ihnen vereint waren. Damals war ich bereits verheiratet.

Simon D. Messing: Der Unterricht hat praktische Folgen gehabt (1998)

Ich bin noch im Besitz meines Abgangszeugnisses von der Samson-Raphael-Hirsch-Schule. Danach wurde ich Ostern 1932 in die Klasse VI aufgenommen und habe die Schule bis zur Klasse O II b besucht. Das am 27. März ausgestellte Zeugnis bescheinigt mir „die Reife für die Unterprima ei-

ner Oberschule". Unterschrieben ist es von Dr. Elias, Studiendirektor, und Dr. Weger, meinem Klassenlehrer.

Dr. Elias war preußisch-streng zu den Jungen. Netter war er zu den Mädchen in unserer Parallelklasse, von der wir streng getrennt waren. Mitgemacht habe ich auch einen Kurs in Neuhebräisch, der eingerichtet worden war, um die Emigration ins Heilige Land zu erleichtern. Besondere Aufmerksamkeit habe ich immer auf die Fächer Erdkunde und Geschichte gerichtet. Der Unterricht in diesen Fächern vermittelte mir eine solide Grundlage, auf der ich später meine anthropologischen Studien aufbauen konnte.

Meine Klasse war die letzte der SRHS, die noch voll funktionierte. Nach der Zerstörung der Synagoge der IRG an der Friedberger Anlage in der „Kristallnacht" wurde die Turnhalle der SRHS notdürftig für Gottesdienste hergerichtet. Dort sah ich unseren Schuldirektor Dr. Elias, ohne Bart und Haare, wie ein Gespenst aussehend. Er war gerade aus dem Konzentrationslager entlassen und sprach ein Dankgebet für die Errettung aus Lebensgefahr.

Am 12. März 1939 verließ ich Deutschland, wenige Tage, bevor die SRHS geschlossen wurde. Ich wurde zunächst Schüler der Jeschiwa von Liverpool, später konnte ich in die USA einreisen. Das Abgangszeugnis der SRHS wurde in New York dem einer High School gleichgewertet, nur in wenigen Fächern, z.B. Geschichte der USA und Englisch, mußte ich noch Kurse in einer Abendschule absolvieren. Diese Kurse fand ich unglaublich leicht im Verhältnis zu der strengen Leistungsbewertung in der SRHS. Nach einer zweitägigen Aufnahmeprüfung konnte ich das City College besuchen und später die University of Pennsylvania, wo ich nach anthropologischen Studien und Vorlage meiner These (Doktorarbeit) den Ph.D. erhielt.

Wenn ich an die SRHS zurückdenke, so fällt mir die merkwürdige Kombination von streng religiöser Orthodoxie und deutscher Vaterlandsliebe ein. Diese Kombination wurde uns Schülern als die höchste Stufe der Zivilisation dargestellt. So haben wir zum Beispiel im Musikunterricht das Lied gelernt, das so beginnt:

Stimmt an mit hellem hohen Klang
stimmt an das Lied der Lieder,
des Vaterlandes Hochgesang,
das Waldtal hall't es wider.



Eine Jungen- und eine Mädchenklasse der Samson-Raphael-Hirsch-Schule im Juni 1936 auf dem Großen Feldberg im Taunus. Das Treffen der beiden Parallelklassen war eine Ausnahme, denn die Schule war grundsätzlich auf eine Trennung von Jungen und Mädchen bedacht. Lehrer auf dem Bild sind: Dr. Lange (Mitte, mit Bart und Schirmmütze), Dr. Weger (mit Hut), Herr Braun (mit Bart, ohne Kopfbedeckung). Simon Messing, mit Sonnenbrille, sitzt oberhalb von Dr. Weger, Reiner Aumann ist in der obersten Reihe der dritte von links.

Merkwürdig war auch die Trennung der Jungen und Mädchen in verschiedene Klassen. Ich besitze allerdings noch ein Foto vom Juni 1936, auf dem eine Jungen- und eine Mädchenklasse auf einem Klassenausflug zum Großen Feldberg auf dem Brunhildisfelsen bunt gemischt zu sehen sind. Das war aber eine absolute Ausnahme. Die Lehrer auf dem Foto sind mein Klassenlehrer Dr. Weger und Turnlehrer Braun.

Lateinunterricht bei Prof. Dr. Meier Schüler, an den ich mich erinnere, hatte ich wahrscheinlich Ende 1938, nachdem ich schon von der Schule abgegangen war. Eine lateinische Sequenz, die oft in humorvoller Absicht gebraucht wurde, war: „O, si tacuisses, philosophus mansisses" (Wenn du geschwiegen hättest, wärst du ein Philosoph geblieben). Darüber freute man sich in einer Zeit, in der es sonst nichts zu lachen gab.

Der Mitschüler, der den „Elijah" für eine Aufführung in der Schule dramatisiert hatte, war mein Klassenkamerad Heini Isaak, ein sehr magerer Sohn armer polnischer Eltern. Nach der Aufführung seines Dramas bei einer

Feier in der Aula nannte Direktor Elias ihn „unser Iluj" (Genie), und er erhielt einen Geldpreis. Später wurde er Journalist bei der Zeitung „Haaretz" in Israel.

Die Französischlehrerin, die Bernard Ahrend in seinem Beitrag erwähnt, war Fräulein Bamberger, mit dem Spitznamen „die Babett". Sie begeisterte uns von der Sexta ab für das Französische mit Liedern wie:

Enfants de l'école,
travaillez gaiement,
chaque instant s'envole,
profitez du temps, etc.

Dieses Lied, das ich immer noch ganz auswendig kann, paßte genau zur SRHS. Andere Lieder waren z.B. „Au clair de la lune", „Les petits soldats", „Le pinson", „Le petit poltron", „Sur le pont d'Avignon". Wenn Frl. Bamberger in die Klasse kam, sprachen wir im Chor „Bonjour, Mademoiselle", und sie antwortete: „Asseyez-vous", worauf die Klasse im Chor sagte: „Nous nous asseyons" und sich setzte. Dann sagte sie: „Chanson du jour" und nannte den Namen eines Schülers, der diesen Tag die Ehre hatte, eines der Lieder auszuwählen, das dann gemeinsam gesungen wurde. Frl. Bamberger ist auf dem Friedhof in New Jersey begraben. Die sechs Jahre, die ich bei ihr Französisch hatte, waren mir später sehr nützlich, als ich zu Anfang meiner ethnographischen Forschungen in Äthiopien die Interviews mit der älteren Generation gebildeter Äthiopier auf Französisch führen mußte, das in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg ihre „Weltsprache" war.

Mein besonderes Interesse an Erdkunde und Geschichte in der SRHS und meine kritische Einstellung zur „Rassenlehre" im damaligen Deutschland motivierten mich, wie schon gesagt, zu anthropologischen und ethnographischen Studien. Das brachte mich zu Feldstudien in Äthiopien, wo ein altes Judentum in einem alten christlichen Land zu beobachten war. Aus diesen Studien entstand meine Doktorarbeit „The Highland Plateau Amhara of Ethiopia" (1957).

Von 1961 bis 1967 war ich als Mitglied des U.S. Foreign Service for Developing Countries zur Entwicklung des Gesundheitswesens für die Landbevölkerung in Äthiopien tätig. 1982 erschien mein Buch „The Story of the Falashas – Black Jews of Ethiopia". Dieses Buch über die Falaschas wurde in den Jahren 1982–1984 in Tausenden von Exemplaren von der „American Association for Ethiopian Jews" in den USA und in Israel verbreitet, um zur „Operation Moses" zu motivieren, in der im Jahre 1984 10 000

Falaschas per Flugzeug nach Israel gebracht wurden. Der Erdkunde- und der Geschichtsunterricht in der Samson-Raphael-Hirsch-Schule blieb also nicht nur theoretisch, sondern hat auch erhebliche praktische Folgen gehabt.

Edith Halpern: Ich habe meine Schule geliebt! (1996/1999)

Als ich in der Untersekunda war, wurde die Schule wegen der „Reichskristallnacht" für meine Klasse geschlossen. Wir hatten eine gute Schulzeit, trotz Hitler. Die Lehrer waren engagiert und machten den Unterricht interessant. Sie untermauerten das, was mein Vater mich gelehrt hatte, und waren eine religiöse Unterstützung in meinen Zweifel-Jahren.

Ich sehe das ganze Gebäude noch sehr klar vor mir; sogar an den Namen des Pedells erinnere ich mich – Herr Klarmann. Da war ein Zaun zwischen den Mädchen und Jungen; ich glaube, wir durften nicht bis an den Zaun gehen, damit wir nicht zu nahe zu den Jungen kämen. Die Turnhalle war wunderbar – mit Sprossen und Ringen. Auf dem Knabenspielplatz haben



Klassenfoto um 1932 mit der Lehrerin Lina Birnbaum. Inez Lewin, geb. Steinberger, steht rechts neben der Lehrerin als dritte.

wir Weitsprung und Kugelstoßen gemacht. Ich war eine leidenschaftliche Völkerballspielerin. I remember it all!!

Sie war eine erstklassige Schule; ich spreche noch heute mit einer Freundin in New York über einige Lehrer und das, was wir gelernt haben: im Religionsunterricht – Englisch – Französisch – Geschichte – Mathematik.

Heute (25. Juni 1996) sah ich leider die Namen von zwei meiner Lehrerinnen an der Gedenkmauer um den Alten Jüdischen Friedhof. Die eine ist Frl. Rosa Jeidel, eine starke Lehrerin in der Volksschule. Sie verstand es besonders gut, Geschichten und Lehren der Bibel auf Situationen in der Klasse anzuwenden. Ort und Datum ihres Todes sind unbekannt.

Die zweite ist Frl. Lina Birnbaum. Sie war eine starke, wenn auch etwas umstrittene Lehrerin; man liebte oder haßte sie. Ich schwärmte für sie, meine jüngere Schwester auch. Sie unterrichtete Erdkunde bei uns. Einmal bekam ich eine Eins, und ich war sehr stolz darüber. Eine Eins von der Birn (so nannten wir sie) – da wußte man, daß das verdient war. Kurz vor unserer Auswanderung (April 1939) traf meine Mutter sie in der Anlage. Als sie von meiner Mutter erfuhr, daß wir auswandern würden, sagte sie zu ihr: „Und ich werde auf meinem Mäuerchen sitzen bleiben!" Das blieb sie auch – ihr Name steht auf der Mauer. Ort und Datum ihres Todes sind unbekannt.

[1999]

Die meisten meiner Lehrer mochte ich sehr gerne; für einige von ihnen habe ich sogar geschwärmt. Erinnern kann ich mich noch an die folgenden:

Dr. Weger. Er war unser Geschichtslehrer, wir hatten beides bei ihm: jüdische und allgemeine Geschichte. Ich erinnere mich daran, daß er, als Napoleon dran war, so tat, als inspiziere er das Klassenzimmer, und dann sagte: „Sind alle Türen zu? Auch alle Fenster?" Und dann flüsterte er: „So hat er regiert: genau wie heute!" (Das war eine Anspielung auf die herrschende Diktatur der Nationalsozialisten.) Ich fand seine Stunden einfach großartig. Sein Spitzname war „Wecker". Er hat sich in den USA niedergelassen.

Herr Max Munk. Er unterrichtete Bibelkunde und das Buch der Gebete. Er war ein sehr tüchtiger Lehrer und begeisterte viele Schüler. Ich weiß noch, daß ich einmal eine Sportstunde (und ich liebte Sport!) habe ausfallen lassen, um an einer der Stunden teilzunehmen. Er war sehr gebildet und auch ehrenwert. Noch heute kann ich einige der Bibelstellen, die wir auswendig lernen sollten, hersagen! Er hat sich mit seiner Familie in England niedergelassen.

Frau Labensky. Sie unterrichtete Englisch und Französisch. Wir nannten sie „Labbes". Sie war eine hervorragende Lehrerin, die uns sowohl im Französischen (5½ Jahre) als auch im Englischen (2½ Jahre) eine erstklassige Grundlage gab. Ich erinnere mich noch gut an meine ersten Wochen und Monate in England; damals habe ich die Seiten meines kleinen Vokabelheftes vor meinem inneren Auge „gesehen", mit den passenden Wörtern darin. Sie ist in die Vereinigten Staaten emigriert, wo sie schließlich Herrn Direktor Elias (dessen Frau verstorben war) geheiratet hat. Ich habe die beiden, nachdem ich sie siebenundzwanzig Jahre nicht mehr gesehen hatte, in New York besucht. Das hat mich sehr beeindruckt. Sie war eine wirklich intellektuelle Dame. Beide liebten sie ihren Beruf als Lehrer und waren stets daran interessiert, etwas von ihren Schülern oder über sie zu hören.

Prof. Dr. Schüler war unser Deutschlehrer. Er stellte sehr hohe Ansprüche, was nicht jedermanns Sache war.

Frau Leopold war unsere reizende Turnlehrerin; alle liebten sie. Sie ging nach New York und heiratete dort einen Mann namens Jacob Pincover, mit dem sie einen Sohn hatte. Heute ist sie eine Dame in den Neunzigern, aber immer noch fit. (Natürlich springt sie nicht mehr über den „Bock", ist aber für ihr Alter in guter Form.)

Herr Baer war ein strenger und penibler Mathematiklehrer. Man sollte sich, so hieß es in der Schule, vor seiner Laune in Acht nehmen, wenn er seinen braunen Anzug trug. Von Zeit zu Zeit stieß er ein Gebrüll aus, und die meisten Kinder in der Klasse begannen zu zittern, vor allem diejenigen, die Schwächen hatten in seinen Fächern (er lehrte Physik und Chemie). Sein Spitznamen war „Teddy", und er selbst glaubte daran, daß er sanft sei wie ein Plüschbär. Er hatte eine wundervolle Frau. Nach seiner Internierung in Buchenwald emigrierten die beiden nach New York. Ich erinnere mich, daß ich ihn wiedersah: aber ohne Bart! Den hatten sie ihm ausgerissen. Das war ein Schock für mich. (Doch war das nichts, wenn man an die Familien denkt, denen man eine Urne mit der Asche eines Verstorbenen schickte. Das geschah der mir bekannten Familie von Julius Levin, der in Buchenwald totgeschlagen wurde.) Herr und Frau Baer sind mit ihren beiden Kindern emigriert, die inzwischen eigene Familien gegründet haben. (Unnötig zu sagen, daß ich als Zwölfjährige für ihn geschwärmt habe.) Dr. Baer war in seinem Alter sehr tapfer, vor allem, nachdem er seine Frau verloren hatte. Seine letzten Jahre verbrachte er in The Palisades, einem angenehmen Altenheim, wo wir ihn von Zeit zu Zeit besucht haben.

Dr. Markus Elias war der Schuldirektor (von ihm war bereits die Rede). Ein sehr kenntnisreicher Mann, sein Fach war Geschichte, jüdische und allgemeine Geschichte. Er grüßte uns immer mit einem Zitat aus den Sprüchen der Väter (einem Teil der Mischna, die von orthodoxen Gläubigen gewöhnlich in den Sommermonaten rezitiert wurde), um uns einzustimmen auf seine Erzählungen. Sein Sohn Joseph hält Vorträge und ist ein eigenständiger Schriftsteller.

Es gab noch andere Lehrer, aber nur die erwähnten sind mir in den Sinn gekommen.

Viele der Menschen, die die Samson-Raphael-Hirsch-Schule besucht haben, haben es zu etwas gebracht, als Selbständige oder als Geschäftsleute. Von ihnen fällt mir Herr Jacob Rosenheim ein, der 1912 in Kattowitz die Aguda-Bewegung ins Leben gerufen hat. Ich erinnere mich, daß er sehr freundlich zu uns Kindern war. Wir wohnten in der gleichen Straße wie er, und jedesmal, wenn er uns sah, grüßte er sehr herzlich. An Sukkot sang er mit lauter Stimme die Tisch-Hymnen, man konnte ihn die halbe Königswarterstraße entlang hören. Und wie falsch hat er gesungen! Er hatte großen politischen Einfluß in der jüdischen Gemeinde Frankfurts und darüber hinaus, denn er hat es vermocht, zum ersten Mal die ostjüdischen Einflüsse mit den westlichen zu vereinigen.

Sechs Enkel von Rabbi Samson Raphael Hirsch waren Produkte der Schule, allesamt sehr talentiert. (Ihr Vater war Rabbi Salomon Breuer, ein Schwiegersohn von Samson Raphael Hirsch.) Isaac Breuer war ein sehr begabter Anwalt; er wanderte nach Israel aus. Dr. Josua Breuer, ein Kinderarzt, ging in die Vereinigten Staaten (nach New York). Rabbiner Dr. Joseph Breuer war Lehrer an der Oberrealschule in Frankfurt-Sachsenhausen. Eines Tages kam er in den Klassenraum und fand ein Hakenkreuz auf seinem Stuhl. „Ich beliebe mich nicht auf Hoheitszeichen zu setzen", sagte er in seiner unnachahmlichen Art. Es wurde abgewischt. Rabbi Dr. Joseph Breuer gründete im Alter von 58 Jahren in Washington Heights, New York, eine Gemeinde jüdischer Flüchtlinge aus Deutschland und war ein sehr erfolgreicher Mann; genau wie Prof. Dr. Samson Breuer, der Mathematiker, der nach Israel ging. Raphael Breuer war Rabbiner in Aschaffenburg. Es gab in dieser Familie auch eine Tochter, Hannah, von der man sagte, sie sei sehr gescheit gewesen.

Dann gab es noch die Familie von Herrn Leopold Schwab, der fünf Söhne hatte; alle haben sie die Samson-Raphael-Hirsch-Schule besucht. Und alle bis auf einen wurden bekannte Rabbiner in England und in den Vereinigten Staaten; der fünfte wurde in London ein erfolgreicher Versiche-

rungsagent. Nach dem Tod ihres Mannes begann die Mutter zu malen, im Stil von Grandma Moses.

Es gab auch sehr bekannte Ärzte, an zwei Namen kann ich mich erinnern, an Dr. Rapp und Dr. Fromm. Sicher hat es noch viele andere gegeben, erinnern kann ich mich nur an diese.

Edwin Feist war der Sohn von Kommerzienrat Feist (einem sehr erfolgreichen Geschäftsmann, einem der Eigentümer von Beer-Sondheimer). Er und seine Familie waren sehr bescheidene, aber interessierte Menschen, die sich um andere kümmerten und die jedermann mochte. Herr Feist ist über hundert Jahre alt geworden; er hat sich in Israel niedergelassen.

Dr. Judith Grunfeld, geborene Rosenbaum, hatte in ihrer Funktion als Direktorin der Avigdor School in London einen sehr starken Einfluß auf Generationen von Kindern. Auch sie hat an der Samson-Raphael-Hirsch-Schule ihren Abschluß gemacht. Als die Schule während des Krieges nach Shefford evakuiert wurde, ersetzte sie den Kindern, die ihre Eltern nie wieder sahen, Mutter und Vater. Viele Schüler betrachten die Schule, die sie besucht haben, auch heute noch als ihr „Zuhause"; das ist das Verdienst von Dr. Grunfeld. Sie ist vor einigen Jahren gestorben; zuvor hatte sie einen Schlaganfall erlitten.

Emil Gottlieb, mein Vater, erhielt den Kaiserpreis. Sein Klassenkamerad Heinrich wurde ein erfolgreicher Antiquitätenhändler. Und so weiter und so fort.

Jessi Brandstätter war Solosänger im Chor, und was für eine klare Tenorstimme hatte er als Junge! Alle und insbesondere die Mädchen liebten seine Stimme; noch immer habe ich diesen klaren Klang im Ohr. Das war zu Ende, als Menschen polnischer Abstammung nach Polen zurückgetrieben wurden (man nannte das Abschiebung). Er hatte polnische Vorfahren. Heute lebt er in Israel.

Wenn Resi Hirsch, ein Mädchen aus meiner Klasse, deren Ehenamen ich nicht weiß, dies liest, würde ich mich freuen, wenn sie mit mir Kontakt aufnimmt. Ich habe mich immer gefragt, was aus ihr geworden ist. Sie hatte so starke Nerven. Immer noch? Ob sie noch weiß, daß wir oft zu ihrer reizenden Mutter gegangen sind, um ihr „Danke schön" zu sagen, weil wir wußten, daß sie uns „Keine Ursache" antworten würde. Wir haben viel Spaß gehabt!

Es gibt noch eine ganze Reihe von Mitschülerinnen, die sich hin und wieder treffen, die meisten von ihnen leben in Israel. Das letzte Treffen war vor ungefähr zwei Jahren, ich glaube, neun von uns waren zusammengekommen. Wir haben eine gemeinsame Vergangenheit!

Ich hoffe, daß ich einige meiner früheren Klassenkameradinnen während meiner nächsten Reise nach Israel treffen werde. Jedesmal treffe ich mich mit Hannah Arendt-Levi, die mir eine liebe Freundin ist. Sie lebt in Jerusalem. Auch Edith Friedman-Herman sehe ich jedesmal in Israel, sie lebt in Haifa, das ist nicht weit. Sie kommt auch zu Besuch in die Staaten, weil sie dort Familienangehörige hat. Vor einigen Jahren hat mich Gretel Meyer-Munk in Jerusalem besucht. Ich habe noch nicht alle wieder getroffen, doch hoffe ich darauf.

Ich kann nur sagen: Ich habe meine Schule geliebt. Und ich war tief traurig, daß meine Zeit an dieser Schule zu einem vorzeitigen und plötzlichen Ende kam.

Elmer L. Offenbacher: Ein prägender Einfluß auf mein Leben (1999)

Ich habe sehr herzliche Erinnerungen an meine acht Jahre an der Samson-Raphael-Hirsch-Schule. Leider sind diese Erinnerungen verdorben durch die Greueltaten der Nationalsozialisten. Dennoch hatten die bloße Existenz der Samson-Raphael-Hirsch-Schule so wie auch die Erfahrungen in ihrem Milieu ohne Zweifel einen prägenden Einfluß auf mein Leben.

Ich bin in Frankfurt als Kind amerikanischer Eltern geboren worden. Meine Mutter, Beatrice M. Offenbacher geb. Bondi, hat an der Samson-Raphael-Hirsch-Schule ihren Abschluß gemacht. Meine frühe Kindheit habe ich in Tulsa, Oklahoma, verbracht. Nach der Krankheit und dem Tod meiner Mutter brachte mein Vater mich und meine Schwester Carolyn zurück nach Frankfurt, damit wir im Haus des Vaters meiner Mutter aufwuchsen. Hugo Bondi, Ehre sei seinem Angedenken, war eine führende Persönlichkeit in der Israelitischen Religionsgesellschaft. Wir waren Schüler der Samson-Raphael-Hirsch-Schule von 1930 bis zum Sommer 1938, als mein Vater nach dem Ausbruch der Sudetenkrise darauf bestand, daß wir nach Amerika zurückkehrten.

Meine Schwester und ich, sowie unsere Cousinen Abe, Adine und Miriam Travis, ebenfalls aus Tulsa, Oklahoma, waren, so viel ich weiß, die einzigen Amerikaner, die auf die Samson-Raphael-Hirsch-Schule gegangen sind. Die Travis-Cousinen haben Deutschland allerdings schon 1932, noch bevor Hitler an die Macht kam, verlassen. Ihre Ausbildung in den weltlichen Fächern wurde damals als so gut betrachtet, daß ihnen, als sie nach Amerika zurückkehrten, dafür zwei College-Jahre anerkannt wurden.

Ich war an der Samson-Raphael-Hirsch-Schule ein altkluger und selbstbewußter Schüler. Aber meine Volksschullehrerin, Fräulein Fuchs, hatte mich gezügelt während der ersten vier Schuljahre. Am liebsten hatte ich Turnen bei Lehrer Braun, der ausnahmsweise kein Jude war. Während der letzten beiden Schuljahre war ich besonders begeistert von zwei jungen Lehrern: Dr. Jacob Rothschild und Willi Wolf. Dem ersten schulde ich besonderen Dank, weil er mir die Chance gab, im Winter 1937 die Hauptrolle im Chanukka-Spiel „Antiochus Epiphanes" zu übernehmen. Er belohnte meine Darstellung mit Bickermanns Buch „Die Makkabäer"; die Widmung, die er zur Erinnerung hineinschrieb, endete mit den Worten „zum weiteren Ansporn".

Sehr angenehme Erinnerungen habe ich auch an viele Klassenkameraden und an den Spaß, den wir hatten, wenn wir in und außerhalb der Schule miteinander spielten. Ich erinnere mich an „die besten Schüler" Salomon Posen (jetzt in Australien) und Fredel Emmanuel, der im israelischen Unabhängigkeitskrieg leider sein Leben verlor. Gerne erinnere ich mich auch an die „Kränzchen" mit Bernhard Kahn (heute in London) und Arnold Horenczyk (heute in Jerusalem); an die Ballspiele mit Bubu Eisemann (heute in Netanya); an meine beiden großen Beschützer Lothar Kahn (heute in Chicago) und Sidney Selig (heute in Jerusalem); an meine Klassenkameraden Max Rosenberg und Erich Bender (heute in New York) und an meinen Schulbanknachbarn Edu Merzbach (heute in Jerusalem), dessen Hilfe mich in einer unangemeldeten Klassenarbeit über das „lange we-hu rachum"[1] im Tefilla-Unterricht vor dem Scheitern bewahrte.

Körperstrafen – heute kaum vorstellbar – waren damals an der Tagesordnung! Ich habe mehr als meinen gerechten Anteil an dieser Auszeichnung erhalten. Doch hat mich das nicht entmutigt, und ich hatte auch keine Ressentiments gegen die „Lieferanten". Einer der strengsten „Züchtiger" war für uns 1937 als Begleiter auf unserer Reise in die Ferien nach Amerika bestimmt.

Ich wurde auch zum nachmittäglichen Jeschiwa-Programm angemeldet, wo ich meinen Talmud-Unterricht an der Schule ergänzen sollte. Betrachtet man heutige orthodoxe Tagesschulen, dann war unser Lehrplan in Bezug auf Kenntnisse in T'nach, Mefarschim und Gemara[2] nicht sehr umfassend.

[1] Langes Bußgebet für Fasttage.

[2] Hebräische Bibel, Ausleger und Talmud.

Auch wenn die Vorurteile gegen die Ostjuden in den dreißiger Jahren bei uns abnahmen und unser Großvater sie ganz bestimmt nicht teilte, so war ich damit im Milieu der Samson-Raphael-Hirsch-Schule doch im Übermaß konfrontiert. Ironischerweise mußte ich als einer, der den Vorschriften der Kaschrut folgte, fünf Jahre später (1943) Jiddisch lernen, wenn ich am Amherst College, Massachusetts, „überleben" wollte. Es gab nur eine einzige koscher lebende Familie in Amherst, bei der ich essen konnte, und die sprach jiddisch.

Ich liebte und verehrte unseren Direktor Dr. Markus Elias, war begeistert von Dr. Marcus Lange, und bei Studienrat Max Baer begriff ich sogar etwas von Physik. Allerdings habe ich nie französisch sprechen gelernt, trotz der sieben Halbjahre, die uns Fräulein Babette Bamberger unterrichtet hat.

Unsere Bindung an unseren Großvater und an die Samson-Raphael-Hirsch-Schule war so stark, daß meine Schwester und ich 1937, als der Sommerurlaub in New York zu Ende war, unbedingt nach Frankfurt zurückkehrten wollten: gegen den dringenden Rat der Freunde meines Vaters. Sie wollten uns davon überzeugen, das Risiko einer Rückkehr nach Deutschland nicht einzugehen, aber mit unserem amerikanischen Paß glaubten wir uns dort sicher. Ich weiß noch, wie stolz ich die amerikanische Fahne an meinen Kragen heftete und daß ich einer Nazi-Frau, die mich als Juden beschimpfte, unerschrocken mit einer Ohrfeige antwortete. Dennoch wurde das Leben in der Palmstraße einigermaßen riskant, vor allem, nachdem ich die Hitler-Jugend gehört hatte, die an unserem Haus vorbei marschierte und dabei sang: „Wenn das Judenblut vom Messer spritzt"!

Einmal, als ich meinen Klassenkameraden Adi Ollech (heute in London) auf dem Fahrrad mitnahm, wurde ich von Nazi-Polizisten festgenommen. Aber die Polizisten ließen uns sofort frei, als sie entdeckten, daß ich einen amerikanischen Paß hatte und Adi polnischer Staatsbürger war.

Die anregende und alles durchdringende jüdische Atmosphäre im Haus unseres Großvaters und an der Samson-Raphael-Hirsch-Schule haben uns eine feste religiöse Grundlage für unser ganzes Leben gegeben. Als wir 1938 zurückkehrten, lebte unser Vater in Yorkville in der Upper East Side von New York (auch das „Dritte Reich" genannt). Er war der Finanzverwalter einer alten deutschen Synagoge, die nach ihren Statuten nur Schomrei Schabbat (Menschen, die den Sabbat halten) als Mitglieder akzeptierte. Doch gab es dort in Wirklichkeit, wie in so vielen orthodoxen Gemeinden, nur eine Handvoll gesetzestreuer Mitglieder – in unserem Alter so gut wie keine. Das Vorbild unseres Vaters, seine Verwurzelung in der Jiddischkeit und unsere Erziehung im Sinne des „Tora im Derech Eretz", die wir in

Frankfurt erhalten hatten, halfen uns, an einer jüdisch-religiösen Lebensweise festzuhalten. Tatsächlich waren es die Atmosphäre in unserer Gemeinde und das Gefühl der Zusammengehörigkeit, die auch einen großen Teil dessen beeinflußt haben, was ich außerhalb der Schule tat. Dazu gehörten nicht nur meine aktive Mitwirkung in den örtlichen Synagogen, sondern auch die Mitwirkung in einem weiteren Kreise, wie zum Beispiel der Aufbau der Association of Orthodox Jewish Scientists (Vereinigung religiöser jüdischer Naturwissenschaftler) 1947 in New York, der „Tora Im Derekh Eretz Society" 1967 in Philadelphia, die Wahl meiner Frau und Lebensgefährtin Esther Gladstone 1951 und die lebenslangen Freundschaften, die sich aus diesen jüdischen Aktivitäten entwickelt haben.

Um all das zusammenzufassen: Ich erinnere mich gerne an die Samson-Raphael-Hirsch-Schule. Wie viel von meiner Hingabe an den jüdischen Glauben ich meiner Schule, wie viel ich dem Vorbild meines Großvaters und meines Vaters verdanke, ist nach sechzig Jahren schwer zu ermessen. Nur das Verbrechen der Machthaber in Frankfurt, die meinen Großvater in ein Konzentrationslager und seine zweite Frau in die Verbrennungsöfen von Auschwitz geschickt haben, wirft einen grausigen Schatten der Trauer auf das, was sonst eine sehr glückliche Kindheit in dieser Stadt war.

Moshe Aumann: Meine Jahre an der Samson-Raphael-Hirsch-Schule (1999)

Ich war noch keine zwölf Jahre alt, als ich mit meinen Eltern und dem jüngeren Bruder im August 1938 Deutschland verließ und in die USA emigrierte. Von dort bin ich dann, 1950, nach Abschluß meines Studiums, nach Israel ausgewandert. So sind meine Erinnerungen an die Samson-Raphael-Hirsch-Schule in Frankfurt am Main einigermaßen flüchtig. Doch will ich versuchen, hervorzugraben, was mir an Erinnerungen an diese Zeit geblieben ist – wozu das auch immer gut sein mag.

Die ersten vier Schuljahre habe ich natürlich in der Volksschule verbracht. Unser Lehrer, Herr Kösterich, erkletterte die Schulleiter zusammen mit seiner Klasse – er war unser Klassenlehrer die ganzen vier Jahre lang. Soweit ich mich erinnern kann, war er ein guter Lehrer; vielleicht bin ich jedoch ein wenig voreingenommen für ihn, denn ich habe von ihm in den meisten Fächern stets gute Noten (Einser und Zweier) bekommen. Außerdem war ich sehr stolz darauf, daß unser Lehrer zugleich der Chef-Kantor

in einer der Synagogen war, die wir besuchten, nämlich in der Hermesweg-Schul.

Nach der Volksschule wechselte ich auf die Realschule. Hier hatten wir, anstelle eines Lehrers für alle Fächer, einen Klassenlehrer, daneben jedoch verschiedene Lehrer für die einzelnen Fächer. An manche Namen und Gesichter kann ich mich noch erinnern: Herr Reich (Religion), Herr Adler (Talmud), Fräulein Birnbaum (Biologie), Fräulein Labensky (Klassenlehrerin). Manche dieser Lehrer zeigten merkwürdige Methoden und Angewohnheiten. So vergaben einige auch die gar nicht vorgesehene Note sechs (die übliche Notenskala reichte von 1 bis 5), wenn Schüler besonders schlechte Leistungen zeigten. So hatten alle unsere Lehrer und Lehrerinnen irgendwelche Angewohnheiten, mit denen sie in unserer Erinnerung blieben. Aber das ist wohl die Art, in der Schüler überall ihre Lehrer betrachten. Die einzige Ausnahme in dieser Hinsicht war vielleicht Fräulein Rachel Labensky, von der ich gehört habe, daß sie eine der Glücklichen war, die vor der Schoa in die USA gelangen konnten.

Unter den Lehrern an der Realschule, die ich nur von ihrem „Ruf" her kannte, waren Studienrat Munk und Oberlehrer Baer. Letzterer unterrichtete Physik in einer höheren Klasse. Auch er konnte in die USA fliehen, wo er, bis er weit über 90 war, in einer Wohnanlage für ältere Bürger in New Jersey lebte; dort verbrachte auch meine Tante Hilda Seidel ihre letzten Jahre. Mich müssen die Titel dieser beiden Lehrer (Studienrat und Oberlehrer) tief beeindruckt haben, weil sie bis heute in meinem Gedächtnis „hängengeblieben" sind.

Von meinen Klassenkameraden erinnere ich mich vor allem an drei, die mit mir zusammen ein ziemlich enges Quartett von Freunden bildeten, das wir das „Kränzchen" nannten. Das waren Julius Blumenthal, Erich Loeb (mein engster Freund) und Leon Auerbach. Ich weiß nicht, was aus Leon wurde, doch Julius und Erich leben heute mit ihren Familien in den USA, der eine in Kalifornien, der andere in New York. Jacob Zucker ist nach Jerusalem ausgewandert, wo ich ihn bis heute ab und an besuche. Ein Kamerad mit dem Namen Aftergut lebt heute in Schenectady, New York. Ich glaube, wir hatten unter den Mädchen in unserer Klasse zwei Hannahs: Hannah Rapp (eine Verwandte) und Hannah Posen. Die Klassen wurden erst später nach Jungen und Mädchen getrennt. Ich erinnere mich mit Bestimmtheit, daß an der Volksschule, zumindest in den ersten ein oder zwei Jahren, Jungen und Mädchen in einer Klasse zusammen waren.

Zu den außerschulischen Unternehmungen gehörten Familienausflüge in den Taunus und gelegentliche Reisen nach England, Schottland, in die

Schweiz und nach Italien. Zu Hause gab es zusätzlichen Talmud-Unterricht durch Dr. Kuno Roth, der später nach Israel ausgewandert ist, auch Geigenunterricht. Außerdem war ich Mitglied in der Ezra-Jugendbewegung.

Was außergewöhnliche Ereignisse angeht, so erinnere ich mich an eines. Ich weiß nicht mehr genau, wann das war, ob in der Volksschule oder später, aber eines Tages, wir hatten gerade Turnstunde und waren bei den Freiübungen, verlor ich plötzlich das Bewußtsein und fiel flach auf mein Gesicht, was mich zwei Schneidezähne kostete. Als ich nach einiger Zeit wieder zu mir kam, lag ich auf einer Couch in einer gemütlichen Wohnung – innerhalb des Schulgebäudes –; sie gehörte dem Pedell Klarmann. Er war kein Jude, aber, wie ich von anderen gehört habe, eine äußerst ehrenwerte Person. Das muß er auch gewesen sein, wenn man bedenkt, daß er bis zum letzten Augenblick auf seiner Stelle in einer jüdischen Schule geblieben ist.

Natürlich lebten wir die meiste Zeit unserer Jugend in der Nazi-Ära. Doch muß ich sagen, daß wir aufs Ganze gesehen auf unserem Schulweg nicht belästigt wurden, auch wenn das nicht-jüdische Gymnasium direkt neben unserer Schule lag. Nur an zwei gewalttätige Begegnungen erinnere ich mich: Einmal wurde ich auf meinem Weg zur Schule von einer Gruppe „Jungvolk" angegriffen. Ich vermied eine Wiederholung dieses Vorfalls, indem ich einen anderen Weg wählte, um in die Schule zu kommen; ich ging durch die Anlage oder ich fuhr mit der Trambahn. Das andere Mal wurden vier oder fünf von uns von unserem Lehrer losgeschickt, um bei den Eltern für irgendeinen Zweck Geld zu sammeln; auch da ging eine Bande junger Schläger auf uns los. Aber sonst ließ man uns, wie gesagt, in Ruhe.

Insgesamt habe ich die sechs Jahre an der Samson-Raphael-Hirsch-Schule (1932–1938) in guter Erinnerung. Ich ging gerne in die Schule, und ich glaube, die Schule hat mir gute und solide Grundlagen für meine weitere Ausbildung in den Vereinigten Staaten mitgegeben – im jüdischen Unterricht und auch in den anderen Fächern. Ja, sie hat mich auf vielfältige Weise sehr gut auf das Leben vorbereitet.

Der künstlerische Abend der Schulen der Israelitischen Religionsgesellschaft (1935)

Zunächst eine Augenweide von seltener Art: Der Riesensaal des Saalbaus voll besetzt. Auf der Bühne blitzten die Instrumente des Orchesters im violetten Rampenlicht. Dahinter, wie ein wogender Blumengarten, die Kin-

der, die Mädchen und Knaben aller Klassen der S.R. Hirsch- und der Israelitischen Volksschule. Weiter im Hintergrund das feierliche Schwarz der Sänger, und auf der Galerie oberhalb der Bühne unter der Orgel wiederum ein bunter Kranz lieblicher Kindergesichter in farbiger Festkleidung. Ein Massenaufgebot von Spiel-, Sprech- und Singchören, und dabei eine Harmonie, die sich nicht allein in den Tönen, sondern auch in den Bewegungen, in der Organisation, im Zusammenspiel aller Kräfte, die sich vereinigt hatten, Schule und Gemeinde ein Fest zu feiern, lichtvoll auswirkte.

Der *Krönungsmarsch* aus „Der Prophet" ertönt zur Einleitung. Heinrich *Bornstein* trägt ein italienisches Lied vor, für dessen weiche Akzente der massive Baß höchstens durch die Schulung, die dieser Künstler besitzt, gefügig gemacht werden kann. Dann singt der uns wohlbekannte Benno *Ziegler* auf dem Hintergrunde eines mächtigen Chores Psalmen von Lewandowski. Eine hebräische Rhapsodie schiebt sich zur Entspannung ein, und schon ist wieder das gewaltige Auditorium ganz Auge und Ohr: Benno Ziegler steht als Vater *Jakob* auf der Bühne, die Hand segnend auf *Benjamin* (Josi Brandstädter) gestützt und singt, wie eben Ziegler nur singen kann, von „der Stütze seines Lebens". Und Benjamin singt mit einem hellen herrlichen Sopran das Gelöbnis und singt sich nicht allein in das Herz des Vaters, sondern in die Herzen aller so hinein, daß der Beifall gar nicht enden will. Zu diesem Duett aus der unsterblichen Mehul'schen Oper „Joseph und seine Brüder" kommt noch der *Chor* hinzu, um „mit Saitenspiel und Harfen den Herrn zu loben, Israels G'tt, dessen Gnade ewig währet und dessen Hilfe stark ist in der Not". Die Weihestunde erreicht ihren Höhepunkt, als, nach einem Vorspiel aus einer anderen Oper, die mächtigen Klänge und Sänge aus dem Oratorium „Judas Makkabäus" von Händel heranbrausen. Wie erst der Chor der Jünglinge und dann der Chor der Mädchen, und zuletzt alle Chöre mit Hörnern und Trompeten, mit Posaunen und Flöten dem Erretter der Befreiten Siegessang entgegenjubeln, wird uns unvergeßlich bleiben. Wieviel Weihe, wieviel Liebe und Innigkeit in diesem brausenden Meer der Töne. Händel, den heute die gesamte Kulturwelt feiert, sprach in der ihm verliehenen ewigen Sprache auch ein Wort des Trostes *zu uns*.

Eine kurze Pause, die kaum ausreichte, den in bewundernswerter Disziplin ausharrenden Kinderscharen die nötige Ausspannung zu bringen, und schon setzte der zweite Teil ein. *Jehuda Halevi*, in seinem Werden und Ringen, in seiner G'ttesliebe und Zionssehnsucht, in der Not seiner Seele auf stürmischer See und beim Brechen seines Sängerherzens vor den Toren des heiligen Landes, lebte auf vor unseren Augen und zog an uns vorbei in ei-



Großer Sprechchor beim „künstlerischen Abend" am 24. Februar 1935 im Saalbau.

ner Sprechsinfonie von Alfred *Auerbach*, deren gutgeschliffene und empfindungstiefe Verse in Rudolf *Ganz* einen verständnisinnigen Interpreten fanden. Ihm zur Seite standen mit vollwertigen deklamatorischen Leistungen außer dem Autor selbst noch Hans *Berck*, Sascha *Berger*, Sophie *Seligmann*, Hertha *Marx* sowie ein Schüler und eine Schülerin der S.R. Hirsch-Schule (Heini Isaack und Mirjam Beifuß). Es fügten sich Sologesänge von Benno Ziegler und Heinrich Bornstein sowie von zwei Schülern der Israelitischen Volksschule (Rudolf Keßler und Benno Schächter) ein. Ein Sprechchor, gestellt von Schülern und Schülerinnen der beiden Schulen, untermalte einzelne Phasen im stürmischen Lebenswege Jehuda Halevis und gab einzelnen Bildern einen schönen tonalen Hintergrund. Die Orgel wurde dabei von Dr. Willi *Salomon* bedient.

Es war ein großer Abend, an dem Max *Neumann*, – freilich unter aufopfernder Mitwirkung aller Künstler und Mitarbeiter aus beiden Lehrerkollegien, des Synagogenchores der I.R.G. und der unermüdlichen Festkommission – sein ganzes reiches musikalisches und organisatorisches Können voll entfalten konnte. Die Kinder, besonders die abgehenden Schüler und Schülerinnen, hatten noch einmal ihr großes Schulerlebnis. Man darf hoffen, daß dem großen ideellen auch der materielle Erfolg zu Gunsten der Schulen entspricht.

(Der Israelit Nr. 9, 28.2.1935, S. 11)

Die Schlußfeier am 27. März 1938

Unter noch stärkerer Beteiligung, noch harmonischer und feierlicher als sonst verlief dieses Jahr die *Schlußfeier in der S.R. Hirsch-Schule* am Sonntag, den 27. März. Klavier- und Violinstücke, Gesänge des Synagogenchors der IRG und des Schulchores, von Schülern und Schülerinnen der Schule gut vorgetragene Rezitationen bildeten den schönen Rahmen. Reichen, verdienten Beifall fand eine kleine Szene in *englischer* Sprache, die ehrendes Zeugnis für den Fremdsprachenunterricht an unserer Schule ablegte.

Im Namen des *Vorstandes* und des *Schulrates* sprach Herr Dr. S. *Ehrmann* und erinnerte daran, daß als vor fünf Jahren unzählige jüdische Kinder in Deutschland in neugegründete Schulen eintreten mußten, die noch keine Tradition hatten und die Form erst suchen mußten, unsere Schüler und Schülerinnen bereits eine Schule mit achtzigjähriger Tradition hatten, die ihnen die feste Lebensbasis sichern konnte. Die Tage zwischen Adar und Nissan, in der Geschichte *jeme milluim* (Tage des Aufbaus) genannt, an denen das Heiligtum aufgestellt und immer wieder abgebrochen wurde, bezeichnen das jüdische Schicksal: Aufbau und Abbruch und wieder Aufbau! Keine Periode unserer Geschichte sei Schlußstation, sondern nur Etappe. Wir sehen vorerst nur einen Weg und ein Ziel vor uns. In unentwegter Treue zu der Schule, ihren Lehrern und den Traditionen ihres Begründers werden aber ihre Zöglinge auch das Ziel, die Kraft in sich finden, allen Widerständen des Lebens gewachsen zu sein.

Im Namen der Schülerschaft hielt Fredi *Bamberger* (U II) die Abschiedsrede. In klaren, kurzen Worten faßte er zusammen, worauf es heute ankommt: Die jüdische Jugend sei heute darauf angewiesen, sich durch Berufserlernung für die Auswanderung zu rüsten. Die diese Schule heute verlassende Jugend wisse aber, daß für sie Leben ein *jüdisches Leben* bedeute und daß es draußen viel schwerer und härter sein werde, ein jüdisches Leben zu führen als hier in gewohntem Milieu, sie sei aber entschlossen, um ihr Judentum zu kämpfen. Mit Hilfe der Schule und des von derselben mitgegebenen Rüstzeugs werde ihr dies gelingen. Der junge Redner streift auch besonders einige praktische Fächer, wie Iwrith, europäische Sprachen, die Schreinerkurse u.a.m. Er schließt mit Dank an den Direktor und das Lehrerkollegium im Namen aller abgehenden vier Klassen.

Nach weiteren künstlerischen Darbietungen ergreift Herr Direktor Dr. *Elias* das Wort zur letzten Ansprache. Er beginnt mit einem Nachruf auf Dir. Dr. *Fink* s.z.l. [hebr.; das Gedenken an einen Gerechten gereiche zum Segen], dem sich dann ehrende und dankbare Worte für einige ausschei-

dende Lehrkräfte anschließen. Dem Kollegium, der Verwaltung und allen Mithelfern spricht er den Dank der Schule aus. Besonderer Dank gebühre der *Nothilfe für die Schule*, die es verstanden habe, draußen überall ein Netz von Freunden der Schule zusammenzuziehen. Ebenso schulde man Dank dem „Vereine der ehemaligen Schüler und Schülerinnen der Samson Raphael Hirsch-Schule". Im Kernpunkte seiner Rede betonte er, daß die Jugend heute zur Widerstandskraft erzogen werden müsse. Alle Schwierigkeiten seien *nicht unüberwindlich*, wenn die Jugend etwas Ewiges und Unverlierbares in sich trage. Der Kampf des Einzelnen sei heute der Kampf der jüdischen Gemeinschaft. Es gelte, das Erbe der Assimilation von 150 Jahren zu liquidieren. Am Ende des heute von uns erlebten Schmelzprozesses werde der andere Jude, das andere Volk, das andere Land stehen. Mit Abschiedsworten und Ermahnungen an die Absolventen schließt der Herr Direktor seine die allgemeine Stimmung widerspiegelnde Rede.

Zum Gelingen der schönen Feier gaben Synagogenchor und Schulchor, ebenso als Solosänger die Herren *Grünglück* und H. *Guggenheim* neben prächtigen Kindersolis, und Max *Firnberg* am Klavier, alles unter Leitung von Max *Neumann*, ihr Bestes.

(Der Israelit Nr. 13, 31. März 1938, S. 11)

Willy Mainz: Der 10. November 1938

Schon vor Tagesanbruch des 10. November waren die vier großen Synagogen in Brand gesteckt worden. Von den großen Synagogen brannten vollkommen nieder die konservative Gemeindesynagoge am Börneplatz, die liberale Hauptsynagoge an der Börnestraße (jetzt Dominikanerstraße) und die Synagoge der Religionsgesellschaft mit Gemeindehaus an der Friedberger Anlage; die liberale Westend-Synagoge brannte innen aus, während das äußere Gebäude erhalten blieb. Von den kleineren Synagogen waren die Unterlindau-Synagoge und die „Klaus" innen zerstört; in der ersteren konnte später wieder Gottesdienst stattfinden. Die kleineren Synagogen, wie Hermesweg, Waisenhaus, Siechenhaus, Krankenhaus Gagernstraße, Männer- und Frauenkrankenkasse, Traub'sche Schul, blieben unversehrt.

In der Aula der Samson Raphael Hirsch-Schule wurde sofort ein größerer Gottesdienst eingerichtet als Ersatz für die zerstörten Synagogen. Von Rabbinern waren nur noch Rabbiner Kirschbaum, der über alle religiösen Angelegenheiten zu wachen hatte, und Dr. Neuhaus, der als Prediger fungierte, geblieben. Dr. Seligmann war ausgewandert, Dr. Salzberger und Dr.

Lemle wurden vorübergehend in das KZ verbracht und wanderten dann aus, auch von der Religionsgesellschaft war kein Rabbiner verblieben. Die Religionsgesellschaft wurde durch die Gestapo für aufgelöst erklärt und ihre Verwaltung mit der Hauptgemeinde vereinigt. Das Verwaltungsgebäude der Gemeinde in der Fahrgasse 146, das Gebäude der Wohlfahrtspflege in der Quinckestraße (Königswarterstraße) u. a. wurden beschlagnahmt und geschlossen. Der Gemeinde wurde auferlegt, auf ihre Kosten die Trümmer der verbrannten Synagogen abräumen zu lassen. Nach einigen Tagen durfte die Gemeinde mit den ihr belassenen Beamten wieder ihre Tätigkeit im Nebengebäude der Westend-Synagoge beginnen, der Wohlfahrtspflege wurde das Gebäude der Jüdischen Volksschule an der Bärenstraße zugewiesen, die ihren Unterricht nach der Samson Raphael Hirsch-Schule verlegen mußte. Die Mitglieder des Vorstandes, die vom KZ verschont blieben, arbeiteten nach Möglichkeit weiter, auch einige Mitglieder des Vorstandes der Religionsgesellschaft traten hinzu; ihre Arbeit vollzog sich unter Aufsicht eines Kommissars der Gestapo.

So sah die Frankfurter Gemeinde nach dem 10. November aus. Das Ende der ruhmreichen, ehrwürdigen „Muttergemeinde in Israel" war besiegelt.

(Willy Mainz: Gemeinde in Not 1933–1938. In: Dokumente zur Geschichte der Frankfurter Juden 1933–1945. Hrsg. von der Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden. Frankfurt am Main 1963, S. 254)

4. Das Schicksal der Schulgebäude am Zoo und der Synagoge an der Friedberger Anlage

Was geschah mit den seit 1939 verwaisten Gebäuden der Schule?

Das Grundstück umfaßte 3691 qm. In dem „Grundstückskauf- und Übereignungsvertrag" vom 3.4.1939 wird der Kaufpreis für die Stadt Frankfurt mit 100 000,00 RM festgelegt. Noch im selben Jahr wird ein öffentlicher Luftschutzraum für 270 Personen eingerichtet. Im Zweiten Weltkrieg werden die Gebäude „ziemlich stark in Mitleidenschaft gezogen", wie es in einer Akte heißt. Die Beschädigungen der einzelnen Gebäude waren unterschiedlich groß.

Nach dem Kriege wird das Dach des Hauptgebäudes dem alten Zustand entsprechend instandgesetzt. Die Jüdische Gemeinde faßt aber einen Be-



Heinrich-von-Gagern-Gymnasium, vormals Kaiser-Friedrichs-Gymnasium, Am Tiergarten. Der Neubau (Treppenhaus und Klassentrakt) steht an der Stelle der ehemaligen Samson-Raphael-Hirsch-Schule, die sich noch etwa 15 m weiter nach links erstreckte. Foto im Jahr 2000.

schluß, daß die Gebäude nicht mehr als Schule genutzt werden sollen. Als Treuhänder wird der ehemalige Helmholtzschüler und spätere Hessische Minister für Wirtschaft und Verkehr Heinz Herbert Karry eingesetzt. Baufällige Teile werden in dieser Zeit mit Balken abgestützt, und die Gebäude werden „enttrümmert". Im vorderen Teil des Hauptgebäudes werden Wohnungen und Büroräume eingerichtet und verpachtet. 1954 befindet sich ein Arbeiterwohnheim im 2. Stock. Aber auch zwei Gewerbebetriebe, das Staatliche Pädagogische Bezirksseminar und die Christliche Gemeinde sind hier zeitweilig untergebracht. Ende 1954 wird noch erwogen, die Gebäude wieder aufzubauen. Die IRSO (Jewish Restitution Successor Organization) erklärt sich aber 1955 damit einverstanden, die Liegenschaft für 155 000,00 DM für Schulzwecke an die Stadt Frankfurt am Main zu verkaufen.

1959 werden Planunterlagen für eine Erweiterung des benachbarten Heinrich-von-Gagern-Gymnasiums abgeschlossen. 1960, fünfzehn Jahre



Gedenktafel für die Samson-Raphael-Hirsch-Schule im neuen Treppenhaus des Heinrich-von-Gagern-Gymnasiums.

nach Kriegsende, 21 Jahre nach der Schließung der Frankfurter Samson-Raphael-Hirsch-Schule werden alle noch auf dem Gelände befindlichen Gebäude restlos abgerissen. An der Stelle des ehemaligen Hauptgebäudes wird ab 1961 der Erweiterungsbau des Heinrich-von-Gagern-Gymnasiums errichtet, dessen Schlüssel am 28. März 1963 an die Schule übergeben wird. In diesem Gebäude, im 1. Stock des Treppenhauses, wird die oben abgebildete Gedenktafel angebracht.

Die Samson-Raphael-Hirsch-Schule im Gedächtnis zu behalten, hat diese Tafel so gut wie nichts beigetragen; dazu hätte sie außen an der Straße, öffentlich sichtbar, angebracht werden müssen. Außerdem sagt der Text nichts über die Bedeutung der SRHS aus, die als Modell für eine Reihe von orthodoxen höheren Schulen diente und zeitweilig die größte jüdische Schule in Frankfurt war. Erst auf eine Eingabe von Prof. Dr. Elmer Offenbacher brachte die Stadt Frankfurt 1999 ein Schild an der Außenmauer des Erweiterungsbaus an.

Das Schullandheim in Hofheim, von dem Israel Nir so begeistert schreibt, war das „Ettlingersche Kinder- und Erholungsheim" in der Kapellenstraße 12. Das Gebäude war ursprünglich eine Villa; 1928 wurde es erweitert. 1930–1938 war es Landheim der SRHS. Nach dem Kriege wurde es abgerissen; auf dem Gelände stehen heute Mietwohnhäuser.

An der Stelle der niedergebrannten Synagoge an der Friedberger Anlage wurde im Zweiten Weltkrieg ein Luftschutzbunker gebaut, der heute noch steht. Er bildet den Hintergrund zu einer auf dem Platz davor errichteten Gedenkstätte, in deren Mittelpunkt ein Inschriftstein an die Synagoge der

Israelitischen Religionsgesellschaft erinnert. Über die Synagoge und die Gedenkstätte davor brachte die Stadt Frankfurt 1988 eine Broschüre heraus, die u.a. einen Text von Salomon Korn über die Synagoge enthält. Den derzeitigen Erhaltungszustand der Gedenkstätte kann man leider nur als unwürdig bezeichnen.

Eine „Initiative 9. November" schlug 1998 vor, in dem Bunker eine Ausstellung über Frankfurt im Nationalsozialismus einzurichten, auf einer Gedenktafel die Synagoge abzubilden und die Fundamente der Synagoge freizulegen.

C. RÜCKBLICK UND AUSBLICK. ANALYSEN

Isaac Breuer: Rabbiner Hirschs Schule für selbstbewußtes Judentum (1942)

Nur geschichtlich kann er denken und handeln. Er kennt kein Kompromiß und weist jedes Flickwerk weit von sich. Auf die Methode kommt es an, und diese muß der geschichtlichen Situation entsprechen. Die Situation fordert Auseinandersetzung, und diese muß absolut – ehrlich sein, wenn aus seiner Schule *ganze* Juden und nicht gebrochene Juden hervorgehen sollen. Jude und – *dennoch* Bürger, Jude und – *dennoch* Kaufmann: Bürger und Kaufmann mag er dann wohl sein, aber das „dennoch" bricht sein jüdisches Wesen entzwei. *„Nicht obgleich, sondern weil"* du Jude, sei du der Bürger, der du bist, sei du der Kaufmann, der du bist! Seine Schule darf nicht zum Judentum „und" zum Bürgertum erziehen, und es tritt nur das eine, im günstigsten Falle, *neben* das andere, ohne daß eine innere Relation besteht. *Aus* dem Judentum vielmehr, wie seine Schule es zu lehren hat, muß sich das Bürgertum ergeben, wie es seine Schüler im Leben zu bestätigen haben werden, denn dieses Bürgertum selber soll – *jüdisches* Bürgertum und nicht assimilationskrankes Bürgertum sein, indem es die Beziehung der metageschichtlichen Nation zu den Nationen der Geschichte, dieser metageschichtlichen Nation, die auf Gottes Geheiß alljährlich auf Zion für das Wohlergehen *aller* Nationen Opfer zu bringen hatte, zum Einzelausdruck bringt. Dazu ist freilich nicht nur tiefstes Verständnis für das metageschichtliche Wesen der jüdischen Nation, sondern auch Eindringen in das allgemeine Wesen des deutschen Geschichtsvolks erforderlich. Aber ist – selbstbewußtes Judentum ohne solche dialektische Gegenüberstellung überhaupt lehrbar? –

Wollt ihr ihn wieder selber hören? Den Verkünder des Nationalismus der Thora? Den Stifter eines Nationalheims inmitten der – Diaspora?

„Kern und Krone alles Wissens sei für jeden Jisroelssohn [Sohn Israels]*: Thauroh* [Tora]; denn sie ist ja gerade der in Wissen und Leben zu vererbende Schatz, der am Sinai uns ward, dessen Wissen und Üben erst Jisroel zu Jisroel macht. Aber siehe, im Anblick des Himmels und der Erde stellt dich die Thauroh hin, und spricht: vom Himmel zur Erde, von Erde zum Himmel ist alles, was du siehest, Gottesgeschöpf, jede Kraft Gottes Diener, jede Ordnung Gottes Gesetz, und weist in dieser gotterfüllten Erde dem Menschen seinen Platz, göttlichen Geist in sich tragend, Mittler zu sein zwi-



Isaac Breuer (1883–1946). Absolvent der Hirsch-Realschule. In seiner Zeit geistiger Führer der jüdischen Orthodoxie im Sinne von S. R. Hirsch.

schen Gott und Welt. Wohlan denn, stelle auch dein Kind zwischen Himmel und Erde und laß es erkennen die Welt um sich, den Schauplatz seines einstigen Wirkens, laß es erkennen sich, sein Irdisches, sein Göttliches, – aber in allem und durch alles Gottesgeschöpf, Gottesdiener, Gottesgesetz, Gott. Dies gibt einen Hilfszweig für sein Thauroh-Wissen, es ist *Natur- und Menschen-Kenntnis*. – Wiederum sieh, an den Anfang aller Menschengeschichte stellt dich die Thauroh hin und spricht: von der ersten Teilung der Menschen in Stämme und Völker bis ans Ende der Zeiten ist die ganze Menschengeschichte Erziehung zu Gott hin und weist in diesem Erziehungsplan und für diesen Erziehungsplan Jisroel seine Entstehung, seine Aufgabe; wohlan, so lasse dein Kind verfolgen diese Gottesgänge der Geschichte, laß es kennenlernen den Eintritt der Völker in die Bahn der Ge-

schichte, bewundern lernen Kraft und Hoheit, die im Menschen schlummern, aber auch lernen die Lehre, die nur Jahrhunderte zusammenbuchstabieren lehren, daß über alles, was Menschen auf sich, Gottes Gesetz gegenüber, für die Ewigkeit zu gründen vermeinen, ‚Nichtigkeit!' geschrieben steht, auf daß sein Inneres in diesem ernsten Gange durch die Zeiten, zu dem Ewigen, zu dem Unverwüstlichen, zu Gott sich aufkehre, und seinen Jisroelberuf lieben lerne trotz seiner Armut an allem Menschlichglänzenden, ja gerade in dieser Armut. Dies gibt einen zweiten *Hilfszweig* für sein Thauroh-Wissen, es ist: *Geschichtskenntnis. – Aber nur Hilfswissen sei ihm alles. Dies für sein eigentliches Wissen – die Thauroh!* An der Hand der *Thauroh* und *N'wiim* [Propheten] lasse es in Natur und Geschichte Gott kennen lernen, aus Gott die Welt, in der Welt den Menschen, in der Menschheit Jisroels Bedeutung, in Jisroel das heutige Jisroel, und in ihm seinen eigenen Platz; und wenn dann sein Inneres reif ist für die Frage: in dieser gotterfüllten Welt, mit meinen von Gott verliehenen Kräften, für meinen von Gott gesetzen Jisroelberuf, was habe ich zu tun, daß ich ihn erfülle diesen Lebensberuf? dann führe es ein in die *Lebensweisheit der Thauroh*, laß es aus *schriftlicher Lehre* und mindestens aus den für die Erfüllung im Leben gemachten Auszügen aus der *mündlichen* erlernen Thauraus und Edaus, Chuckim und Mischpotim, Mizwaus und Awaudoh[1] (z.B. aus Rambam[2] und den vier Schulchon Oruch[3] das fürs allgemeine Leben Gehörige). Ist sein Geist geweckt und dir Gelegenheit, so führe es zu den Quellen der Thaurohweisheit, zur *Mischnoh* und *G'moro*[4]. Überall sei ihm aber dabei das *Leben, die Erkenntnis der Jisroelpflicht und des Jisroellebens* unverrücktes Augenmerk und Ziel, – nur dann wird es erstarken und wahrhaft erleuchtet werden in der Lehre. – Aber Grund und Weg zu allem ist *Sprachkenntnis*, Kenntnis der Muttersprache und der Sprache der Thauroh. Gleichzeitig und früh werde jedes Kind in Jisroel vertraut mit der Sprache seines Landes, und mit dem seiner Lebensschriften: Hebräisch. In ihnen und aus ihnen lasse man es Dinge und ihre Verhältnisse erkennen, werden ihm Begriffe erläutert und aufgehellt, an ihnen entwickele sich früh sein Geistesleben; und wer es erkennt, wie von der Sprache, in der du sprichst und denkst, deine ganze

[1] „Lehren" und „Zeugnisse", „Gesetze" und „Urteile", „Gebote" und „Gottesdienst". So nennt Samson Raphael Hirsch auch die Abschnitte seiner Schrift „Chorew". Versuche über Jissroels Pflichten in der Zerstreuung. Altona 1837, 2. Aufl. Frankfurt am Main 1889, der dieses Zitat entnommen ist.

[2] *R*abbi *M*oses *b*en *M*aimon (1135–1204).

[3] Die vier Teile des Gesetzeskodex „Schulchan Aruch" des Josef Karo (1488–1575).

[4] Beide zusammen bilden den Talmud.

Denkweise Richtung und Gepräge erhält, der wird's mit unseren Chachomim [Weisen] nicht gleichgültig finden, daß das Kind früh die heilige Sprache der Schrift erlerne. In ihr reichst du ihm denn auch die Schlüssel, daß ihm die Schriften, die Boden und Quell seines Lebens werden sollen, auch stets Begleiter fürs Leben werden *können*. Mit Sprachkenntnis darum beginne und lasse auch zuerst mehr aus Rücksicht auf Bereicherung der Sprachkenntnis die Thauroh lesen. Aber gleichzeitig bereichere es schon mit Sachkenntnis wie sein Alter es faßt, mit Kenntnis seiner Welt, und mache es früh schon mit der Geschichte seines Volkes bekannt, und lehre es aus jedem Gott erkennen und achten und lieben. Und es schreite fort, bis du Thauroh und N'wiim schon ihres Inhaltes halber mit ihm lesen kannst und gleichzeitig umfassender in Natur- und Geschichtskenntnis es einführen, auf daß lebendiger der Thauroh Inhalt sich ihm erschließe. So schreitest du fort, bis es dann Thauroh schon zur Erkenntnis seiner Pflichten zu lesen vermag, und daran schließt sich dann Unterricht auch in der mündlichen Lehre. Das ist der naturgemäße Weg, der zur Wahrheit und zum Leben führt, wie er schon uralt uns vorgezeichnet in der Mischnoh: fünf Jahre alt zum Mikro, d.i. beginne mit Sprach- und Sachkenntnis ausgerüstetes Lesen der heiligen Schrift; zehn Jahre alt zur Mischnoh, d.i. beginne die Pflichterkenntnislehre mit Erlernung der Grundzüge der mündlichen Lehre; dreizehn Jahre alt zur Pflichtübung; fünfzehn Jahre alt zur G'moro, d.i. zum tieferen Eindringen in der Thauroh Wissenschaft. Warum hat man ihn verlassen? Warum ihn verkehrt? Ach, man hat durch Mißverständnis *eines* Ausspruchs vieles in unseren Verhältnissen mißleitet; und wie hat sich's gerächt? dadurch, daß Jisroels eigentliche Wissenschaft, Thauroh, aus dem Leben gedrängt wurde, darauf selbst aus dem Wissen – also, daß du jetzt Erziehung und Schulen findest, in denen du alles suchen darfst – nur nicht Jisroels Geist und Jisroels Lehre." (Chaurew, § 551)

Das also ist das Erziehungsprogramm des bewußten Nationalismus der Thora für die „Emanzipierten" der Diaspora. Seines, im Verhältnis zur *letzten* Vergangenheit, *revolutionären* Charakters ist sich der Verfasser, die Schlußzeilen zeigen es, durchaus bewußt. Aber ebenso auch seines in *fernere*, in *glücklichere* Vergangenheit verweisenden *nationalen* Charakters. Das Zeitalter messianischer Auseinandersetzung läßt ihn, über Jahrhunderte hinweg, den zwischen nationaler Metaphysik und nationaler Metageschichte einerseits, Natur und Geschichte andererseits abgerissenen Zusammenhang schon für das jüdische *Kind* neu knüpfen, weil ihm ohne nationale Selbstbesinnung in einem solchen Zeitalter eine jüdische Erziehung überhaupt unmöglich erscheint. [...]

So kann nur der Weg *deduktiver* Erziehung zum Judentum in Frage kommen. Und dies ist in der Tat der Weg, den das Programm Rabbiner Hirschs mit unerhörter Entschlossenheit beschreitet. Geschichte und Metageschichte erwarten das Kind. Er reicht ihm die „Schlüssel" zu beiden. Er übermittelt dem Kind die Kenntnis der Landessprache und – die Kenntnis der hebräischen Sprache. Er weiß, daß die Sprache „der ganzen Denkweise Richtung und Gepräge gibt". Das Kind soll, da sein Nationalheim sich in der Diaspora befinden wird, von vornherein zweisprachig erzogen werden; es soll aber die ganze Erziehung so übermächtig, so einheitlich *jüdisches* Denken und *jüdisches* Fühlen und *jüdisches* Wissen übermitteln, daß die Kenntnis der hebräischen Sprache ihre Funktion, der ganzen Denkweise das jüdische Gepräge und die jüdische Richtung zu geben, auch wirklich erfüllen kann.

Die Erziehung, wie er sie sich denkt, duldet kein mehr oder weniger gleichberechtigtes Nebeneinander einzelner Wissensfächer. Sie ist aus *einem* Guß. Und ebenso hat sie nur ein einziges *Ziel: die Heranbildung des jüdischen Kindes der Emanzipation zu einem treuen und gehorsamen Glied der Nation der Metageschichte.* Dieses Ziel aber schließt das deutsche Bürgertum jüdischer Nation nicht aus, sondern schließt es ganz im Gegenteil ein. Denn nur soweit das Recht der Nation der Metageschichte ein solches Bürgertum zuläßt, ja fordert, darf und muß es zur Darstellung kommen: *„Nicht obgleich, sondern weil!"*

Diese Erziehung, wie er sie plant, rechnet keineswegs mit der selbstverständlichen Bereitschaft des Kindes, das „Joch der himmlischen Regierung" auf sich zu nehmen, und der Nation der Metageschichte in all ihrer „Armut an Menschlichglänzendem" aus innerem Antrieb sich zu weihen. Sie weiß genau, daß die messianische Zeit der *Auseinandersetzung* gekommen ist, und daß vielleicht schon in der Kinderseele, gewiß aber bei Eintritt der Reife, Metageschichte und Geschichte miteinander kämpfen werden. Alles daher in dieser Erziehung ist darauf abgestellt, das Kind auf die Stunde der Entscheidung *vorzubereiten* und ihm den jüdischen Lebensentschluß zu *erleichtern.*

Die Wissenschaft der *Natur* und die Wissenschaft der *Geschichte*: nicht im Hinblick auf das spätere Bürgertum des Kindes sollen sie, gewissermaßen als lästige Konzession an die Erfordernisse des praktischen Lebens, sondern als im Zeitalter der messianischen Auseinandersetzung *notwendige Hilfswissenschaften der Thauroh* sollen sie gelehrt werden, notwendig, damit das Kind, gleich unserem Stammvater Abraham, *durch* die Natur zum sehnsuchtsvollen Ruf nach jüdischer Metaphysik, damit es, gleich dem jü-

dischen Volk selber, *durch* die Geschichte zum sehnsuchtsvollen Ruf nach jüdischer Metageschichte gelange, und damit es, *durch* Geschichte und *durch* Natur, seinen eigenen Weg zum *Sinai* finde, und dort, gleich seinen Vätern, dem Natur und Geschichte Sinn und Wert verleihenden Rechte Gottes sein „Naasseh Wenischma"[1] entgegenjuble. –

Wohl ist der *Talmud* der Königsweg zum Judentum. Glücklich die Zeit, in der die Sehnsucht nach Gottes Königtum, nach Gottes Recht nicht erst geweckt, nicht erst gepflegt und vertieft zu werden braucht; in der Sorge um das *Wissen* die einzige Sorge bilden darf, weil ihm das vielgestaltige *Leben dieses Wissens* ganz von selbst entblüht. Aber messianische Epochen sind ganz gewiß nicht so glücklich. Sie bringen „Prüfungen, viel schwerere als die des Drucks". Jeder Erziehungsplan muß mit der Technik der Stundenzahl, mit der Aufnahmefähigkeit des Kindes, kurz, mit praktischer Durchführbarkeit rechnen. Es ist der Erziehungsplan für eine jüdisch-nationale „Volksschule" im Deutschland der Emanzipation, den Rabbiner Hirsch im Auge hat. Neben Schreiben und Rechnen: Beherrschung zweier Sprachen, völlige wiederholte Durcharbeitung von Th'nach[2] nach Wortsinn und vor allem nach Geist, letzteres unter Zuhilfenahme der Geschichts- und der Natur- (auch Geographie-)Wissenschaft, klarer Überblick über sämtliche Pflichten des jüdischen Einzellebens und des jüdischen Nationallebens: wie weh mag ihm gewesen sein, der schwerlich annehmen durfte, daß die Kinder über das 15. Jahr hinaus seinem Plane erhalten blieben, da er sich dazu entschloß, den Satz zu Papier zu bringen: „Ist sein Geist geweckt und dir Gelegenheit, so führe es zu den Quellen der Thorahweisheit, zur Mischnoh und G'moro." – – – Aber vielleicht ist gerade der ungeheure Mut, den die Niederschrift eines solchen Satzes erfordert, charakteristisch für seine Größe. Schwerlich denkt jener Satz der Mischnah, den er zitiert, daran, daß gerade wenn das Lebensalter erreicht ist, da das Studium der G'moro beginnen sollte, die Pforten der Schule sich – schließen. Aber wenn es wirklich nur die fürchterliche Alternative gibt: Erziehung bewußter und darum widerstands- und aufnahmefähiger treuer Juden, die in ihrem ganzen Leben bestrebt sind, die Lücken ihres Wissens zu ergänzen – oder Erziehung wissender Juden, deren Wissen nicht die innigste Beziehung zu ihrem künftigen Leben hat und denen darum das *Leben dieses Wissens* nimmer entblühen kann, deren Leben vielmehr nur allzu oft ihr Wissen Lügen straft: wer möchte es wagen, Rabbiner Hirsch ins Wort

[1] „Wir wollen es tun, und wir wollen gehorchen." (Ex. 24,7)

[2] Hebräische Bibel.

zu fallen, wenn er sich mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit für die *erste* Alternative entscheidet?

In der Schule, die er in Frankfurt gründet, nimmt er, da sie einen 9–10jährigen Lehrgang vorsieht, G'moro sofort in den Lehrplan auf. Sein *großer Nachfolger* aber fügt, völlig in seinen Spuren folgend, zu der Schule die – *Jeschiwah.*

[...] Die soziale Emanzipation nicht als Preisgabe des jüdischen Nationalismus, sondern ganz im Gegenteil als Bewährung seines metageschichtlichen Charakters in seiner menschheitlichen Beziehung zu allen Völkern; die soziale Emanzipation als Anbahnung einer „normalen" Berufsgliederung des jüdischen Volkes unter der Herrschaft der Thora, noch vor der Erlösung, noch auf fremdem Boden, Beweis der Erlösungs*würdigkeit:* nach solch hohem Plan gründete Rabbiner Hirsch seine Gemeinde als Vorbild und Anstoß für Deutschlands Juden; nach solch hohem Plan wollte er seine Menschen formen. –

Ist es ihm gelungen?

In vieler Hinsicht doch wohl! Und wenn ich an seine Gemeinde zurückdenke, deren Blütezeit ich mit erleben durfte, an die anderen Gemeinden, die ihrem Beispiel folgten, vor allem an die *Menschen,* die unmittelbar oder mittelbar unter dem Einfluß seiner gewaltigen Persönlichkeit und seines einzigartigen Schrifttums entstanden, so krampft sich mein Herz vor Weh zusammen, nicht nur um das dort Entschwundene, sondern auch um das im – Heiligen Lande – Gegenwärtige ...

(Isaac Breuer: Zur Erinnerung an das deutsche Judentum. Jerusalem 1942. In: Weltwende. Jerusalem 1979, S. 174–178, 179–181, 182 f.)

Paul Arnsberg: Eine der besten höheren Lehranstalten (1970)

Die Schule nahm einen gewaltigen Aufschwung; sie war anerkannt eine der besten höheren Lehranstalten in Frankfurt. Die Schülerzahl erreichte ihr Maximum in dem Jahr 1923–24 mit 766 Schülern. Es wurde immer darauf hingewiesen, daß eine von Juden besuchte Realschule noch keine jüdische Schule zu sein braucht, und im Jahre 1863 sagte Hirsch, daß es Grundsatz dieser Schule sei, staatsbürgerliche Gesinnung im Geist des deutschen

Volkstums zu bilden, aber fern von chauvinistischer Geringschätzung fremden Volkstums, so, wie dies die Propheten gelehrt haben. „Zu der äußeren Gesetzmäßigkeit muß noch die innere kommen, mit Herzen und Gesinnung treu zu sein dem Lande."

Die Schule arbeitete nach modernen pädagogischen Prinzipien, und die Lehrkräfte waren von hohem Niveau. Einer der Lehrer war eine Zeitlang Dr. David Hoffmann, der spätere Rektor des Berliner Rabbinerseminars. Viele Persönlichkeiten, die dann in der Welt zu Ansehen und Bedeutung gelangt sind, die aber auch in Frankfurt eine Rolle gespielt haben, waren Zöglinge der Anstalt. So Jakob H. Schiff in New York und Leopold Schwarzschild, der in der Weimarer Zeit die Wochenzeitung „Das Tagebuch" herausgegeben hat; auch Dr. Nahum Goldmann besuchte viele Jahre die Schule. Mit zu den Initiatoren der Schule zählte Philipp Abraham Cohen, dessen Schwiegersohn die Metallgesellschaft in Frankfurt gründete; auch Freiherr Wilhelm Carl von Rothschild gehörte bei der Gründung dem Schulrat an, ebenso wie Philipp Ellinger, Kommerzienrat Louis Feist, der Seniorchef des weltbekannten Metallhauses Beer-Sondheimer, Nathan Sondheimer und Leo Wreschner, die Mitchefs des gleichen Hauses, ferner Julius M. Bier (Immobilien), Adolf Stern und Meier Selig Goldschmidt.

(Paul Arnsberg: Bilder aus dem jüdischen Leben im alten Frankfurt. Frankfurt am Main 1970, S. 115 f.)

Mordechai Breuer: Erziehungserfolge (1986)

Wenn auch die traditionsfeindliche Strömung ständig eine beträchtliche Zahl ehemaliger Schüler erfaßte, die in praktischer Religiosität nachließen oder ganz von der Religion abfielen, so konnte man doch auf die wachsende Schar derer hinweisen, die der Tradition treu ergeben blieben.

Dieser in Anbetracht der Verhältnisse recht bedeutende Erziehungserfolg war nur zu einem kleinen Teil dem Lehrprogramm der orthodoxen Schule und der ihr zugrunde liegenden Bildungsideologie zu verdanken. Das Ideal der Integration von „Tora" und „Derech Erez", der jüdischen Durchgeistigung aller Lehrfächer, wurde trotz oft wiederholter Beteuerungen nur selten im konkreten Unterricht in die Wirklichkeit umgesetzt. Jüdische und allgemeine Bildung wurden in der Regel in einem verträglichen Nebeneinander vermittelt, ohne daß es im Bewußtsein der Schüler zu einer wesentlichen Auseinandersetzung und Querverbindung kam. Es blieb

meist bei der Demonstration, deren Bedeutsamkeit allerdings tief empfunden wurde, daß die Gleichzeitigkeit und die zumindest im Schulbetrieb geltende Gleichwertigkeit beider Bildungsbereiche in der orthodoxen Schule möglich war. So betonte ein Zeitungsbericht über eine Chanukafeier in der Frankfurter Realschule, bei der Schüler und Schülerinnen Szenen aus Gutzkows *Zopf und Schwert* und aus Schillers *Wilhelm Tell* aufgeführt hatten:

„Das Interessanteste bei der Sache ist, daß die besten Talmudschüler auch die besten Darsteller waren, ein weiterer Beweis dafür, daß das Talmudstudium und allgemeine Bildung sich nicht gegenseitig ausschließen, sondern sich fördern und ergänzen."

Womöglich noch bedeutsamer war die Tatsache, daß in pädagogischen Abhandlungen orthodoxer Schulmänner, von den Aufsätzen S.R. Hirschs abgesehen, spezifisch jüdische Gesichtspunkte und Nachweise oft gänzlich außeracht gelassen wurden. Ihnen war offenbar das beglückende Bewußtsein, bei aller persönlichen und gemeindlichen Orthodoxie auf der Höhe der zeitgenössischen Bildung zu stehen, ein mehr als hinreichender Ersatz für die seit S.R. Hirschs Frühschriften ins Stocken geratene Auseinandersetzung mit der Kultur der Umwelt. In einer begeisterten Ansprache, die Direktor Mendel Hirsch bei einer Schlußfeier an seine Schüler richtete, betonte er die Tatsache, daß dieselben Schülerinnen, „die soeben Szenen aus Racine vorgetragen", wenige Stunden zuvor „Jesaja und Amos, ja selbst chaldäische Kapitel aus Daniel fließend übersetzt" hatten. Worauf er darlegte, daß dies in einer orthodoxen Schule möglich sei, „nicht *obgleich*, sondern *weil* wir danach streben, ganze, volle Juden zu sein und unsere Kinder zu ganzen, vollen Juden zu erziehen". Welcher Beitrag aus den Dramen eines Racine zu einer „Totalität" zu gewinnen war, das freilich mag im Bewußtsein so mancher Schüler ein ungelöstes Rätsel geblieben sein. Hirschs Ansprache ließ sich darüber nicht aus. Sie gipfelte in der Aufforderung an seine abgehenden Schüler, sich im Leben als wahrhaft jüdische Menschen zu „bewähren". Vergeblich sucht man einen Mahnruf, im Leben das Torastudium gründlich zu pflegen.

Aber das Typische an dieser Rede waren nicht so sehr ihre Betonungen oder Auslassungen, sondern die menschliche Atmosphäre, die in ihr zum Ausdruck kam, der persönliche, fast familiäre Ton, den sie anschlug. Denn der Zusammenhalt der Orthodoxie, ihr erstaunlicher Erfolg, verhältnismäßig vielen Angehörigen der jüngeren Generation einen starken Sinn der Treue zur Gemeinschaft zu vermitteln – war selten von theoretischen Er-

kenntnissen und ideologischen Zurechtlegungen abhängig. Es waren meist vielmehr die Gefühlswärme, die Geborgenheit und die persönliche Verehrung für vorbildliche Lehrer und religiöse Führer, die der orthodoxen Gemeinschaft die Bindekraft einer Gruppe verliehen, von der man sich nicht leicht trennte – selbst dann, wenn einem die streng-religiöse Lebensführung schwer fiel. Nicht die erkenntnismäßige Erfassung der Hirsch-Hildesheimerschen Thesen über die Kongruenz von jüdischer und allgemeiner Bildung und über die Pflicht, die jüdische Gotteserkenntnis in allen Lebenswegen, Berufen und Bereichen zur Bewährung zu bringen, war der Grund des orthodoxen Erziehungserfolgs. Daher war auch die mangelnde Verwirklichung und Anwendung dieser Thesen im Unterricht keine wesentliche Ursache für etwaige pädagogische Enttäuschungen. Selbst die Tatsache, daß das zahlenmäßige Verhältnis zwischen dem jüdischen und dem allgemeinen Teil des Lehrprogramms keine entscheidende Bedeutung für die Bildung der jungen orthodoxen Persönlichkeit zu haben schien, findet hier ihre Erklärung. Entscheidend war der religiöse Einfluß der Lehrer als vorbildliche Charaktere, die in ihrer Persönlichkeit die harmonische Koexistenz von jüdischer Orthodoxie und allgemeiner Bildung demonstrierten und die Durchführbarkeit der Hirsch-Hildesheimerschen Thesen im persönlichen Leben und Geistesschaffen unter Beweis stellten. Nicht *was* Racine dem Judentum bedeutete, sondern *daß* ein tief religiöser, streng orthodoxer, offenbar durch und durch jüdisch denkender Lehrer Verse aus Racine zitierte, vermittelte Überzeugung. Im konkreten Schulleben, und umso mehr im häuslichen Leben, war es also weniger die orthodoxe *Bildungsideologie*, durch die Erziehungserfolge erreicht wurden, sondern die ständig geförderte und an lebenden Beispielen orientierte Vorstellung eines *Idealtypus*. Bei dem Mißverhältnis zwischen Ideal und Wirklichkeit im orthodoxen Lehrprogramm ist man sogar geneigt, den Erziehungserfolg als einen Erfolg zu bezeichnen, der nicht dank einer alles durchdringenden Bildungsideologie, sondern trotz ihres eigentlich mehr deklarativen Charakters erreicht worden ist.

Tatsächlich steht der relative Erfolg der orthodoxen Erziehung außer Zweifel. Ein Bericht in einer der Frankfurter Orthodoxie keineswegs wohlgesinnten Zeitschrift stellte fest, daß seit den 70er Jahren eine „stattliche Majorität" der ehemaligen Schüler der Frankfurter Realschule der Tradition treu geblieben sei. Das Ergebnis einer statistischen Umfrage im Jahre 1903 bestätigte diese Feststellung; und dies zu einer Zeit der ständigen Verminderung des stundenplanmäßigen hebräischen Unterrichts. Nicht die Lehre und das jüdische Wissen waren hier die Hauptfaktoren, sondern das Mi-

lieu, die Ertüchtigung zum Berufsleben, wahrscheinlich auch eine beginnende Abkehr von der Umwelt mit ihrem immer mehr zum Vorschein kommenden Judenhaß und vor allem das Vorbild hervorragender Lehrerpersönlichkeiten. Die Erinnerungen ehemaliger Schüler orthodoxer höherer Schulen und Religionsschulen zeugen von der warmen Verehrung, die sie für diejenigen ihrer Lehrer mit ins Leben nahmen, die großes jüdisches Wissen mit moderner Wissenschaft verbanden und beides in einem tief gläubigen, in rein jüdischen Werten verankerten, lauteren Charakter vereinigten. Unter ihnen waren Männer, die sich sowohl jüdisch-wissenschaftlichen als auch allgemein-wissenschaftlichen Forschungen hingaben, die sie auch zum Teil veröffentlichten. Besonderen Eindruck auf die Schuljugend machten solche Lehrer, und davon gab es nicht wenige, die auch als Rabbiner, Rabbinatsassessoren, Talmudlehrer, Synagogenvorsteher oder Vorsänger im religiösen Leben der Gemeinde führend mitwirkten oder im Vereinsleben der Gemeinde eine Rolle spielten. Nicht wie sie Judentum mit Bildung in ihrem Unterricht integrierten war das Geheimnis ihres Erfolgs, sondern wie sie es den Schülern vorlebten. Aller Unterricht, den sie erteilten, wurde durch die bloße innere Kraft ihrer Religiosität zum Religionsunterricht.

(Mordechai Breuer: Jüdische Orthodoxie im Deutschen Reich 1871–1918. Sozialgeschichte einer Minderheit. Frankfurt am Main 1986, S. 112–114)

Mordechai Breuer: Mädchenerziehung (1986)

„Der Begriff ‚Weib' schließt das ‚Gute' mit ein", schrieb Hirsch in seiner Erklärung zu den Sprüchen Salomons (18,22). Durch alle seine Schriften zog sich eine Linie der Hochachtung vor Frauen, die ihm immer wieder Interpretationen in den Mund legte, durch die er die vermeintliche Knechtung und Herabwürdigung der Frau in Bibel und Talmud in ihr genaues Gegenteil umkehrte. Er wurde nicht müde, die Ebenbürtigkeit der Frau und ihren hohen Eigenwert aus den Quellen nachzuweisen, einen Eigenwert, der von dem des Mannes zwar verschieden war, ihm jedoch an Bedeutung für die Erfüllung der Bestimmung der Menschheit und des Judentums nicht nachstand. Beim Studium von Hirschs Werken gewinnt man mitunter sogar den Eindruck, daß er bei der relativen Wertung des männlichen und des weiblichen Geschlechts dem letzteren den Vorzug gab. Nicht nur, daß die Frau von Natur aus ihren ethisch reinen und hochstehenden Charakter müheloser bewahren konnte als der Mann. Bei der von Hirsch so oft be-

tonten zentralen Bedeutung des häuslichen Milieus und des Familienlebens waren die Stellung und der Einfluß der Frau und Mutter als stets gegenwärtiger Herrin des Hauses so dominant, daß sie die des Mannes in vielen Beziehungen übertrafen. Der jüdische Geist, der im Hause waltete, war entscheidend für die Art und die Stärke der Verbundenheit des aus ihm hervorgehenden jungen Geschlechts mit dem Judentum. Dieser Geist war meist weit mehr Sache der Frau als des Mannes. Der Vater vertrat dem Kinde gegenüber die übersinnliche Lehre, aber die Mutter „weihte das Sinnliche" mit der Heiligkeit der Tradition, und das war nach Hirsch die wesentlichste Aufgabe des Judentums.

Diese Wertung der Frau ging mit einer wesentlichen Hebung der Mädchenerziehung Hand in Hand. Es bildete sich sogar in orthodoxen Kreisen die Auffassung heraus, die Mädchenerziehung sei nicht wesentlich verschieden von der Knabenerziehung. In einer Abhandlung über das Thema „Begründet die Verschiedenheit des Geschlechts einen wesentlichen Unterschied in Unterricht und Bildung der männlichen und weiblichen Jugend?" postulierte Mendel Hirsch einen möglichst gleichartigen Unterricht für beide Geschlechter. Er war sich darüber im klaren, daß er sich damit im Widerspruch mit „der gesamten pädagogischen Welt" befand, jedoch bestand er auf seiner Meinung, die er vor allem damit begründete, daß für beide Geschlechter nicht das *Wissen*, sondern das *Üben* die Hauptsache sei. Wie bereits geschildert, verschob sich in S.R. Hirschs pädagogischem Denken der Schwerpunkt der Erziehung von der wissensmäßigen Beherrschung des Talmud zu der willensmäßigen Verwirklichung der überlieferten Lebensformen und ihrer ideellen Erfassung. Diese Verschiebung begünstigte die Tendenz einer weitgehenden Angleichung der Erziehung beider Geschlechter: die Mädchen erhielten einen intensiven Bibelunterricht, während der Talmudunterricht der Knaben erheblich an Intensität einbüßte. Und während man in weiten Kreisen der pädagogischen Welt bis in die jüngste Zeit hinein darauf bestanden hat, daß die Mädchenbildung ein anderes Bildungsideal haben müsse als die der Knaben, fällt in der Erziehungslehre und -praxis des Kreises um S.R. Hirsch die Neigung zum Ausgleich auf. Dabei ist bedeutsam, daß Hirsch bei allem Nachdruck, den er auf die geistig-ideelle Erfassung der religiösen Pflichten legte, gerade in einem dem entscheidenden Beitrag der Frauen für die Erziehung gewidmeten Aufsatz wiederholt die Erziehung zum „Gehorsam gegen Gott" betonte. Für eine Orthodoxie, die sich zwar bildete, für die aber weder jüdische noch allgemeine Bildung Selbstzweck sein sollte, sondern immer nur „Bausteine" und „Zement" für die Festigung der Traditionstreue, war

die Mädchenerziehung gewissermaßen der Schrittmesser für ihr ganzes Erziehungswerk.

Dafür war vor allem die Hirsch-Realschule in Frankfurt typisch. Für Hirsch war es undenkbar, an die Gründung einer Schule für Knaben zu gehen, ohne gleichzeitig für den Unterricht der Mädchen Sorge zu tragen.

(Mordechai Breuer: Jüdische Orthodoxie im Deutschen Reich 1871–1918. Sozialgeschichte einer Minderheit. Frankfurt am Main 1986, S. 117f.)

Zwi Erich Kurzweil: Die Samson-Raphael-Hirsch-Schule als Prototyp der neo-orthodoxen Strömung (1987)

Hirschs Erziehungsideal war nicht durch bloßen Religionsunterricht realisierbar, sondern, wenn überhaupt, nur in dem integralen Gesamtunterricht einer jüdischen Tagesschule, die im Zeichen von „Thora im Derech Erez" steht. Es ist selbstverständlich, daß der Unterricht von *Hirsch* undurchführbar wäre, wenn das jüdische Kind tagsüber eine nichtjüdische Schule besuchte und dann am Abend in ein paar kärglichen Wochenstunden seinen jüdischen Religionsunterricht erhielte. *Hirsch* (Band I, 1908, 277) entwarf ein sehr realistisches Bild von einer solchen Situation: „Freilich wenn eure Kinder ihre eigentliche Bildung in nichtjüdischen Anstalten genießen, wo sie die meisten, besten und frischsten Stunden ihrer Tage verleben, und dann, nachdem sie auch noch ihre häuslichen Arbeiten gemacht, müde und abgespannt, und die feiernden und spielenden Kommilitonen beneidend, zu einem ‚hebräischen' Lehrer sich niedersetzen sollen [...], der in allgemeinen Wissenschaften und Bildung all den Lehrern, mit denen sie tagsüber verkehren, weit nachsteht, oder von der hebräischen Wissenschaft oft selbst nicht viel mehr als seine Schüler weiß, dann [...] werden eure Kinder immer und ewig, an den Elementarkenntnissen sich abquälend, das ganze Judentum und seine Wissenschaft nur als Qual kennen und schätzen."

Hirschs ursprüngliches Lehrprogramm umfaßte alle Gegenstände einer Real- und Mädchenschule sowie einen stufenweise strukturierten Unterricht in jüdischen Fächern, der die Knaben in die Quellenkenntnisse des jüdischen Schrifttums, d.h. der Bibel, der Kommentare, der Mischnah und des Talmuds, in deren Originalsprache, einführen sollte. Bei den Mädchen begnügte er sich damit, sie mit dem Urtext der Heiligen Schrift bekannt zu machen. In seinen pädagogischen Schriften betonte *Hirsch*, daß die Schüler zur Quelle des Judentums geführt werden sollen, „[...] um den Lebens-

trunk aus dem ewigen Borne zu schöpfen"; jeder soll befähigt sein, „[...] sein eigener Hierophant [...], sein eigener Lehrer aus der allen gemeinsam übergebenen Lehre zu werden" (*Hirsch*, Band I, 1908, 275). Das ist zweifellos ein äußerst hochgespanntes Ziel, denn es setzt die Beherrschung der hebräischen und zum Teil auch der aramäischen Sprache voraus sowie eine gründliche Kenntnis der jüdischen Geschichte und eine geistige Reife, die bei Schülern von 13 bis 15 Jahren nicht vorausgesetzt werden kann. Der Lehrplan war auf 50 Wochenstunden aufgebaut, von welchen 20 den jüdischen Fächern und die übrigen 30 den profanen zugedacht waren. In den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts dürfte ein solcher Stundenplan noch als erträglich gegolten haben. Allmählich aber setzten sich die Ansichten moderner Pädagogen durch, die einen solchen Mammut-Stundenplan, nicht zuletzt wegen der Überbürdung der Schüler, die er bewirken würde, als schädlich verurteilten, und so wurde die Stundenzahl verringert und auch die jüdischen Unterrichtsfächer reduziert, zunächst auf 15, dann auf 10, schließlich auf 6 Wochenstunden. Immerhin konnte täglich eine Stunde dem Thorastudium gewidmet werden.

Da die Schule bestrebt war, staatliche Anerkennung zu erlangen, mußte sie sich in ihrem Lehrplan an die preußischen Realschulen anpassen. Am 25. Januar 1867, also vierzehn Jahre nach ihrer Gründung, wurde sie vom preußischen königlichen Unterrichtsministerium als Realschule zweiter Ordnung anerkannt und dem Provinzial-Schulkollegium (damals in Koblenz, später aber in Kassel) unterstellt. So entwickelte sich die Schule, die anfangs nur 84 Schüler (55 Knaben und 29 Mädchen) hatte, zu einer Anstalt, die im Jahre 1866 schon 259 Schüler zählte, die alle jüdisch waren, abgesehen von den Kindern der nichtjüdischen Lehrer, die natürlich an dem jüdischen Religionsunterricht nicht teilnahmen.

Das Gebäude in der Schützenstraße 14 wurde allmählich zu eng. Durch eine Stiftung des Freiherrn *Wilhelm Carl von Rothschild* in Höhe von 300 000 Mark konnte ein neues Schulhaus am Tiergarten, neben dem Kaiser-Friedrichs-Gymnasium, erbaut werden, wohin die Schule am 21. Dezember 1881 übersiedelte. Im Jahre 1878 wurde der Beginn des Schuljahres auf Ostern verlegt, die Bezeichnung „zweiter Ordnung" entfiel, und die Schule wurde zu einer Realschule mit Lyzeum schlechthin.

Seit Anfang des 20. Jahrhunderts schwankte die Zahl der Schüler zwischen 600 und annähernd 800 in Realschule, Lyzeum und Vorschulklassen zusammen. Die Vorschulklassen wurden jedoch kraft des Reichsgrundschulgesetzes von 1920 durch die Einführung der vierjährigen Grundschule ersetzt, und die grundschulpflichtigen Kinder der israelitischen Re-

ligionsgesellschaft besuchten von da ab die Grundschulklassen der israelitischen Volksschule.

Samson Raphael Hirsch war der erste Direktor der Schule und unterrichtete Hebräisch und die judaistischen Fächer. Aufsätze von Schülern aus verschiedenen Jubiläumspublikationen enthalten persönliche Berichte von *Hirschs* Wirken als Direktor der Schule. Sein Unterricht hinterließ lebhaften Eindruck bei seinen Schülern, die seinen Thorastunden mit Aufmerksamkeit und Ehrfurcht folgten. Er begnügte sich nicht mit herkömmlichen Erklärungen der biblischen Schrift, sondern wählte Texte, welche die Entwicklung der geistigen Welt des Judentums veranschaulichten. Ein Schüler berichtet, daß *Hirsch* in einem ganzen Semester nicht mehr als Kapitel 12 aus Exodus lehrte. Es kam ihm auf das Verständnis, nicht auf die Menge des Lehrstoffes an. [...]

Der Unterricht in Hebräisch als einer literarischen, nicht einer Umgangssprache hatte einen besonderen Stellenwert in *Hirschs* Plänen. Er glaubte, daß Hebräisch als heilige Sprache einen inneren Wert besäße, den andere Sprachen nicht in diesem Maße hätten. Während die Worte anderer Sprachen die Ergebnisse zufälliger Bezeichnungen sind, zeigen die hebräischen Worte, die von einer relativ kleinen Anzahl von Wurzeln abgeleitet sind, logische Beziehungen, wie z. B. semantische Analogien, und offenbaren den schöpferischen Geist, in dem die hebräische Sprache die Objekte kennzeichnet. Die hebräische Etymologie ist seiner Ansicht nach der Ausdruck des Wesens der Ideen über den Menschen und die Natur. Er glaubte, daß hebräische Worte nicht das Resultat akzidentaler oder individueller Eindrücke der Sinne seien, sondern die Zeugen logisch klarer Beziehungen zwischen Dingen. Jedes hebräische Wort ist Träger einer Idee oder Konzeption. Daher meinte er, die hebräische Sprache wäre ein hervorragendes Instrument zur Entwicklung der Intelligenz und des klaren Denkens. Er rühmte die Bildungswerte der hebräischen Sprache und hielt sie für ganz singulär – eine romantische Bewertung, die natürlich angezweifelt werden kann.

Im Jahre 1877 legte *Samson Raphael Hirsch* sein Amt als Direktor nieder und übergab es seinem ältesten Sohn, *Dr. Mendel Hirsch*. Dieser führte die Schule im Geiste seines Vaters weiter und betonte dieses geistige Erbe in hohem Maße. Insbesondere wurde der Bibelunterricht ganz auf *Hirschs* Kommentar aufgebaut und führte, wie *Jacob Rosenheim* (1970) bemerkt, bis zur Abschnürung von den übrigen Quellen des Judentums. So wurde allerdings das Gegenteil von dem erreicht, was *S. R. Hirsch* der Schule zum Ziel gesetzt hatte. Ansonsten aber hat *Rosenheim* viel Lobendes über den zwei-

ten Direktor zu sagen und rühmt ganz besonders seinen geistvollen Unterricht in der prophetischen Überlieferung. Seine kurze Laudatio schließt er jedoch mit folgender kritischer Bemerkung: „Hätte ein gütiges Geschick dem genialen Lehrer die Gabe verliehen, den Generationen von Schülern und Schülerinnen, die er heranbildete, auch menschlich näher zu kommen, statt sie durch eine ihm angeborene, manchmal unangebrachte Ironie zu verletzen, der Prozentsatz der durch ihn für ein dauerndes Leben im Geiste der Thora Gewonnenen wäre um ein vielfaches größer gewesen." (*Rosenheim*, 1970, 20)

Die drei weiteren Direktoren der Schule, *Dr. Gerson Lange, Dr. Elias Fink* und *Dr. Markus Elias*, prägten der Schule keine neue individuelle Note auf, und so blieb die Schule eben die Samson-Raphael-Hirsch-Schule, und die Ideen des Gründers, wenn auch in unvollkommener Verwirklichung, blieben bis zum Ende ihr dominierendes Charakteristikum. Eine orthodoxe Schule ist von Natur aus durch geistige Stabilität gekennzeichnet und grundsätzlich Neuerungen abhold. Daß die Orientierung der Samson-Raphael-Hirsch-Schule zu ausschließlich auf ihren Begründer ausgerichtet war, ist von vielen ehemaligen Schülern bemerkt worden. So z.B. schreibt *Rosenheim* (1970, 24 f.): „Von einem jüdischen Professor, der aus frommem, ostjüdischem Hause stammte, mußte ich noch als Jugendlicher einmal das boshafte Wort hören, meine Weltanschauung sei kein Judentum, sondern ‚Hirschtum'. Etwas Wahres lag in dem Vorwurf, insofern als die überwältigende Genialität und innere Geschlossenheit der Hirschschen Auffassung, wie sie in allen seinen Schriften und Äußerungen zum Ausdruck kam, leicht zu einer gewissen Abschnürung seiner Schüler von dem breiten Strom der originalen Quellen des biblischen und rabbinischen Judentums führen konnte. Samson Raphael Hirsch selber hat das niemals gewollt."

Daß die Schule, im Gegensatz zum Frankfurter Philanthropin, nicht bis zum Abitur führte und ihre Schüler mit der Obersekunda-Reife entließ, ist mit ein Grund dafür, daß das für *S. H. Hirsch* so wichtige Ziel der Einführung der Schüler in die Quellenkenntnis des jüdisch-religiösen Schrifttums nicht erreicht werden konnte. Wie bereits erwähnt, warnte *Franz Rosenzweig* die jüdische Schule davor, sich mit der sogenannten einjährig-freiwilligen Reife zu begnügen, da er voraussah, daß dem Zeitgeist zufolge die bildungsmäßigen Anforderungen im steten Wachstum begriffen waren und daß selbst das Abitur als dürftiger „Bildungsabschluß" gelten würde.

Was den operativen Gesichtspunkt von *S.R. Hirschs* „Thora im Derech Erez"-Prinzip betrifft, so ist abschließend zu sagen:

Von einer Auseinandersetzung zwischen Wissenschaft und orthodox-jüdischer Weltanschauung, die in der Devise „Thora im Derech Erez" sozusagen programmatisch vorausgesehen war, haben wir jedenfalls zu meiner Zeit in der Schule nicht viel gemerkt. Auch in den sogenannten Gesinnungsfächern, wie Deutsch und Geschichte, hat sich alles genau wie in anderen Realschulen zugetragen. Der Gegensatz zwischen Theorie und Praxis war hier, wie in vielen anderen pädagogischen Unternehmen, besonders markant.

Rosenheim, der zu seiner Zeit die gleiche Erfahrung gemacht hatte, hat diesen Mangel folgendermaßen zu entschuldigen versucht: „Vielleicht ist durch dieses an sich beklagenswerte Manko praktisch nicht allzuviel verloren worden, denn man darf füglich bezweifeln, ob Kinder von vierzehn, fünfzehn, selbst sechzehn Jahren im Durchschnitt reif genug sind, um die eigentlichen Grundprobleme des Konfliktes zwischen Wissenschaft und Weltanschauung bei pädagogisch noch so geschickter Zubereitung mit Nutzen zu erfassen und zu verarbeiten." (*Rosenheim*, 1970, 22)

Nichtsdestoweniger soll die Leistung der Samson-Raphael-Hirsch-Schule nicht unterschätzt werden, denn sie repräsentierte, trotz ihrer Mängel, den Prototyp einer neuen orthodoxen Schule, die die schwierige Aufgabe unternahm, ihre Schüler in zwei Kulturen zu erziehen. *S.R. Hirsch* dürfte noch geglaubt haben, daß eine Symbiose von deutscher und jüdischer Kultur möglich wäre, obwohl auch er das Problematische an der Dualkonzeption von „Thora im Derech Erez" nicht übersah. In einem von *Rosenheim* erwähnten Gespräch zwischen *S.R. Hirsch* und einem Mitglied des Schulrats soll *Hirsch* geäußert haben: „Wenn man die geistige Atmosphäre ins Auge faßt, die unsere Jugend heute umgibt und die aus jedem Zeitungsfeuilleton in ihre Seele dringt, um sie zu vergiften, müssen wir jede einzelne Seele, die wir durch unsere Schule für Thora und Gottesfurcht wecken, als ein Wunder betrachten." (*Rosenheim*, 1970, 23)

Offenbar war sich *S.R. Hirsch* dessen bewußt, daß seine Schule sich mit Teilerfolgen begnügen müßte, da er voraussah, daß die Majorität seiner Schüler nicht im Rahmen der jüdischen Orthodoxie verbleiben würde. Es dürfte das Schicksal jeder Erziehung sein, insbesondere jener mit scharf profilierten Zielen (z.B. Kibbuzerziehung), daß sie nur mit Teilerfolgen rechnen kann. Das Verdienst der Samson-Raphael-Hirsch-Schule besteht darin, daß sie die Auseinandersetzung zwischen Thora und Umweltkultur in die Wege geleitet oder, zumindest theoretisch, zum Kernproblem der jüdischen Schule erklärt hat. Die Vitalität dieser Konzeption wird dadurch bekundet, daß bis auf den heutigen Tag etwa 70% bis 80% aller jüdischen

Schulen in der Diaspora das „Thora im Derech Erez"-Prinzip, mit individuell verschiedener Interpretation und Nuancierung, adoptiert haben. Wer also das innere Wesen jener früheren Schule am Tiergarten in Frankfurt am Main erfaßt hat, gewinnt einen Einblick nicht nur in die Problematik gegenwärtiger jüdischer Erziehung, sondern darüber hinaus in ein wichtiges Problem jüdisch-religiöser Weltanschauung.

(Zwi Erich Kurzweil: Hauptströmungen jüdischer Pädagogik in Deutschland von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus. Frankfurt am Main 1987, S. 77–82)

Wirkt das Konzept der jüdischen Schule von Samson Raphael Hirsch weiter? Interview mit Prof. Dr. Mordechai Breuer (2000)

Herr Professor Breuer, Sie haben selbst die Samson-Raphael-Hirsch-Schule besucht. Welche persönlichen Erinnerungen haben Sie an diese Schule?

Ich habe die Schule bis Ende des Schuljahrs 1933/34 besucht und habe daher keine Erinnerungen an die letzten Jahre vor ihrer Schließung. Aus der Menge der Erinnerungen aus den früheren Jahren möchte ich nur eine herausgreifen, die mir in persönlicher Hinsicht wesentlich erscheint. Für meine charakterliche Ertüchtigung war mein letzter Klassenlehrer, Prof. Meier Schüler, von hoher Bedeutung. Insbesondere erinnere ich mich an ein Gespräch, zu dem er mich ins „Kartenzimmer", also unter Ausschluß der Klassenöffentlichkeit, lud. Ich hatte in einem Klassenaufsatz über das Thema „Was ich werden will" gewisse Dinge geschrieben, die ihm bedenklich schienen und die er zum Anlaß nahm, mir eindringlich ins Gewissen zu reden. Ich war damals etwa 14–15 Jahre alt, und die Tatsache, daß ich dieses Gespräch nach über 60 Jahren in heller Erinnerung habe, beweist, daß Prof. Schüler seinen Zweck erreicht hat. Ein Gespräch dieser Art zwischen Lehrer und Schüler war zwar kein alltägliches Vorkommnis, doch scheint es mir charakteristisch für die Methoden einer Schule, der Erziehung nicht weniger wichtig war als Unterricht.

In Ihrem Buch über die jüdische Orthodoxie in Deutschland 1871–1918 haben Sie in dem Kapitel über Erziehungserfolge dargelegt, daß diese in der Realschule der IRG weniger einem Unterricht zu verdanken waren, in dem jüdisches und weltliches Wissen einander durchdrungen hätten – die feststellbaren Erfolge seien vielmehr dem



Prof. Dr. Mordechai Breuer (geb. 1918). Er besuchte die Samson-Raphael-Hirsch-Schule, war Direktor der Horeb-Schule, Jerusalem, hatte den Samson-Raphael-Hirsch-Lehrstuhl an der Bar-Ilan-Universität inne und war Leiter der Germania Judaica, Jerusalem.

Vorbild der Lehrer zu verdanken, die zugleich strenggläubige Juden und gute Fachlehrer waren. Wie war es damals möglich, ein solches Kollegium aufzubauen?

Bei meinem frühzeitigen Abgang aus der Schule kann ich über die Frage, wie es *damals* möglich war, ein Kollegium von Lehrern aufzubauen, die zugleich strenggläubige Juden und gute Fachlehrer waren, nichts aussagen. Statt dessen gebe ich ein paar Beispiele von solchen Lehrern aus meiner Schulzeit. In Sexta hatten wir Arithmetik bei Prof. Elias Fink, dem pensionierten ehemaligen Direktor. Derselbe Herr wurde in unserer Synagoge an der Friedberger Anlage als angesehener Toragelehrter verehrt. So demonstrierte er in seiner Persönlichkeit die Vereinbarkeit von Religion und Wissenschaft. Dasselbe galt für Studienrat Dr. Marcus Lange, bei dem wir sowohl Talmud- als auch Mathematikunterricht hatten. Solche Lehrertypen, von denen es an der Schule eine ganze Reihe gab, personifizierten die Synthese von Tora und Bildung und beeinflußten ihre Schüler fürs Leben wie kein noch so fein durchdachtes Lehrbuch. Hier ein Einwand. Die enge

Verbindung von Schule und Gemeinde brachte es mit sich, daß sich im Lehrkörper auch ein oder zwei Lehrer befanden, die offensichtlich nicht so sehr dank ihrer fachlich-pädagogischen Eignung, sondern eher aufgrund ihrer Mitgliedschaft in der Gemeinde angestellt worden waren. Dies trug nicht zur Höhe der Durchschnittsqualität des Lehrerkollegiums bei.

Der letzte Leiter der Samson-Raphael-Hirsch-Schule, Dr. Markus Elias, fuhr 1933 (und später noch einmal) nach Palästina. Er fand zwar keine Möglichkeit, die Samson-Raphael-Hirsch-Schule dorthin zu verlegen, aber es konnte eine Grundlage für ähnliche Schulen in Tel Aviv, Jerusalem und Haifa gelegt werden. (Elias: The Educational Work of S.R. Hirsch: Jewish Schools in Western Europe, 1962, S. 143). Blieb diese Tradition bis heute erhalten? Welche Schulen meinte er?

Er meinte sicherlich die Moria-Schule in Tel Aviv, die Horeb-Schule in Jerusalem und die Jawne-Schule in Haifa. Diese drei Schulen wurden in den Jahren 1934/36 von orthodoxen Einwanderern aus Deutschland gegründet, und ein Großteil der Lehrer und Lehrerinnen gehörte derselben Gruppe an. Das änderte sich natürlich mit den Jahren. Auch die Programme und Einstellungen dieser Schulen sind heute nicht mehr ganz dieselben. Jedoch ist auch heute noch ihre „Abstammung" aus der Sphäre der Hirsch'schen Erziehungslehre nicht zu verkennen.

Sie waren von 1961 bis 1971 Leiter der Horeb-Schule in Jerusalem, die immer wieder als eine Schule im Geiste von S.R. Hirsch genannt wird. Was war das Besondere an dieser Schule?

Das Besondere an der Horeb-Schule war die Synthese einer strengen (nicht etwa „national-religiösen") Orthodoxie und einer Aufgeschlossenheit für allgemeine Bildung, Wissenschaft und für den tatkräftigen Aufbau des jüdischen Palästinas und später des jüdischen Staats. Absolventen der Schule sind in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, der Wirtschaft und der Wissenschaft anzutreffen. Bezeichnend ist die Tatsache, daß die Horeb-Schule bis heute den Charakter einer zwar öffentlichen, jedoch nicht staatlichen Schule trägt und daher ein bedeutendes Maß von Autonomie genießt, z.B. bei der Anstellung von Lehrern, Ernennung von Direktoren u.a.

Kritiker stellen heraus, daß das von S.R. Hirsch intendierte Prinzip einer Durchdringung von jüdischer und profaner Bildung im Unterricht an der Samson-Raphael-Hirsch-Schule nicht realisiert werden konnte. Auf welche Weise ist dies an der Horeb-Schule gelungen?

War eine „Durchdringung" intendiert? Das glaube ich nicht. S.R. Hirsch schrieb öfters über die „Vermählung" jüdischer mit allgemeiner Bildung, doch erinnere ich mich nicht, daß er substantielle Vorschläge zur Realisierung dieses Ideals in der Schule machte. Dafür ist allerdings seine berühmte „Schiller-Rede" doch ein Beispiel. Ich glaube, und das ist mir auch als Schüler in Erinnerung, es handelte sich in der Hauptsache darum, daß profane Fächer so gelehrt wurden, daß sie mit dem in jüdischen Fächern vermittelten Lehrstoff nicht kollidierten. Die Horeb-Schule handelt in dieser Beziehung nicht wesentlich anders als die Samson-Raphael-Hirsch-Schule. Allerdings ist sie bezüglich dieser Frage insofern besser gestellt als die Samson-Raphael-Hirsch-Schule, als die Unterrichtssprache Hebräisch ist und die Auswahl des Lesestoffs in den entsprechenden Fächern jüdischer sein kann als in Frankfurt, wo es z.B. kein jüdisches Lesebuch im Deutschunterricht gab.

Welche Rolle spielt das Gedankengut von S.R. Hirsch in anderen religiösen Schulen Israels?

Das Gedankengut von Rabbiner Hirsch ist ein nicht unwesentlicher Bestandteil der modern-religiösen Erziehung in vielen Schulen aller religiöser Richtungen in Israel.

Für S.R. Hirsch und für seinen Sohn Dr. Mendel Hirsch war es typisch, daß sie – im Gegensatz zu den meisten Pädagogen ihrer Zeit – für Jungen und Mädchen nicht gegensätzliche, sondern weitgehend übereinstimmende Erziehungsideale aufstellten. Hat auch dieses Hirsch'sche Prinzip im Erziehungswesen des Staates Israel weitergewirkt?

Ja, durchaus.

Nun zu den religiösen Schulen in der Diaspora. Welche Bedeutung für das Nachwirken von S.R. Hirsch hat z.B. die Schule der Israelitischen Religionsgesellschaft in Zürich?

Die Schule der IRG in Zürich wurde ursprünglich, wie diese Gemeinde überhaupt, im Geiste Rabbiner Hirschs gegründet. In den vergangenen 20–30 Jahren ist unter dem Druck der Verhältnisse und dem Einsatz eines Teils der Gemeindemitglieder in der Zielsetzung der Schule eine Verschiebung eingetreten, die der osteuropäisch orientierten Orthodoxie auf Kosten der westeuropäisch Hirsch'schen Tradition die Türen öffnete.



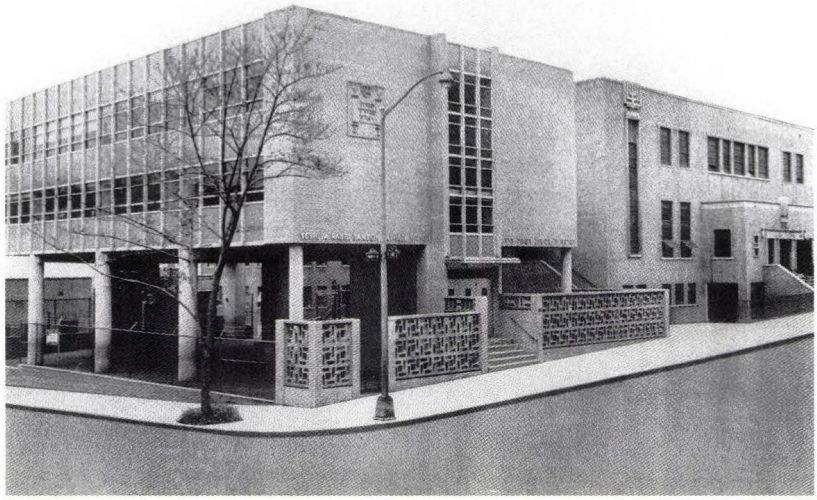
Die Chorew-Schule (Horeb-Schule) in Jerusalem ist heute eine große Anstalt mit drei getrennten und weit auseinander liegenden Gebäudekomplexen: Grundschule, höhere Schule für Mädchen und Yeshiva High School für Jungen. Das Foto zeigt höhere Klassen bei einem Vortrag im Lehrhaus. Als Gast rechts sitzend: Ehud Olmert, Oberbürgermeister von Jerusalem.

Gibt es außer der Yeshiva Rabbi Samson Raphael Hirsch in New York weitere Schulen in der Diaspora, in denen das Gedankengut von S.R. Hirsch tradiert wird?

Jawohl, mehr oder weniger: Ich nenne nur das Schönfeldsche Schulwerk in London. In gewissem Maß gilt das auch für jüdische religiöse Schulen in Paris und Antwerpen.

Gab es einen geistigen Einfluß von S.R. Hirsch auf die Politik? Welche Rolle spielte z.B. die Ideologie von S.R. Hirsch in der Agudas Jisroel?

Bei der Gründung der Agudas Jisroel (1912) spielte die Austritts-Ideologie S.R. Hirschs eine Rolle, nicht zuletzt dadurch, daß bei der Gründung bedeutende Schüler des Frankfurter Rabbiners aktiv waren.



Gebäude der Yeshiva Rabbi Samson Raphael Hirsch, Washington Heights, New York.

Kommen wir zu den Hochschulen. Welche Aufgaben hatte der S.-R.-Hirsch-Lehrstuhl an der Bar-Ilan-Universität, und inwieweit hat er sie erfüllen können? Wird die Arbeit fortgesetzt?

Der S.-R.-Hirsch-Lehrstuhl hatte die Aufgabe, das Gedankengut S.R. Hirschs zu erforschen und der heutigen Generation nahe zu bringen. Er hat dies durch Veranstaltung von Konferenzen, öffentlichen Vorträgen, Lehrgängen für Studenten und durch Veröffentlichungen zu realisieren versucht. Seit meiner Emeritierung wurde diese Tätigkeit leider nicht fortgesetzt.

Wirkt das geistige Erbe von S.R. Hirsch an bestimmten Universitäten weiter?

In gewisser Beziehung an der Bar-Ilan-Universität und an der Yeshiva University in New York.

Dürfen wir Sie bitten, das Nachwirken von Samson Raphael Hirsch, so wie es sich Ihnen darstellt und in diesem Gespräch thematisiert wurde, kurz zusammenzufassen?

Das historische Werk Samson Raphael Hirschs war die Schaffung einer jüdischen Orthodoxie, die angesichts einer jüdischen und nichtjüdischen modernen Welt, die die jüdische Gesetzestradition als überholt betrachtete, den Willen und die Kraft hatte, diese Tradition innerhalb der Moderne weiter zu leben. Dies drückte sich in doppelter Hinsicht aus. Der grundsätzlichen Negierung der Moderne durch die „alte" Orthodoxie setzte diese „Neo"-Orthodoxie ihre grundsätzliche Bejahung entgegen, und zwar als von G-tt gestellte Aufgabe und Prüfung. Insbesondere, gestützt auf Vorbilder im spanischen und italienischen Judentum, erstrebte sie eine „Aussöhnung" zwischen jüdischen Erziehungswerten und den von Religionshaß freien Kulturwerten nichtjüdischer Völker. So gesehen hat die Lehre Samson Raphael Hirschs eine bis heute fortdauernde Wirkungsgeschichte. Wo immer in Israel und in der Welt altfromme Juden im Staat, in Wissenschaft und Wirtschaft tätig sind, leben sie bewußt oder unbewußt im Geiste Rabbiner Hirschs. Darüber hinaus sind die heutigen positiven Leistungen selbst des sogenannten „charedischen" (ultra-orthodoxen) Judentums ohne das Vorbild und die Einflußnahme der „Neo"-Orthodoxie undenkbar. Man denke vor allem an die rege Tätigkeit in Presse und Literatur, an die Mädchenerziehung (Bet Jacob) und an die fieberhafte Organisationstätigkeit, die begann, als Rabbiner Hirsch selbst in hohem Alter die Freie Vereinigung für die Interessen des orthodoxen Judentums gründete. Etwas mehr als 20 Jahre später kam es zur Gründung der Agudas-Jisroel-Weltorganisation mit Zentralsitz in Frankfurt. Diese Gründung führte bald zu Zweigorganisationen, Landes-, Orts-, Frauen- und Jugendgruppen der Agudas Jisroel. Von anderen Organisationen ist erwähnenswert die Jüdisch-literarische Gesellschaft. Nicht nur für das Konzept einer modernen orthodoxen jüdischen Schule, sondern auch in vielen anderen Beziehungen war direkt oder indirekt Rabbiner Hirsch der Wegweiser.

ANHANG

Zu den Autoren

Ahrend, Bern(h)ard. Geboren am 9. August 1915 in Frankfurt am Main. Er besuchte die Vorschule und die SRHS, dann die Helmholtzschule, wo er 1934 einer der beiden letzten jüdischen Abiturienten war. Im November 1938 wurde er verhaftet und in das KZ Buchenwald verbracht. Über England wanderte er in die USA aus, wo er in Newark als Laborant arbeitete. Er stand in Verbindung mit der Yeshiva Rabbi Samson Raphael Hirsch, New York. Gestorben am 24. August 1995 in Elizabeth, New Jersey. – Lebenslauf in: Thiel (1994), 64–67.

Arnsberg, Paul. Geboren am 26. Dezember 1899 in Frankfurt am Main. Besuch der Vorschule und der Realschule der IRG. Begründer der „Zionistischen Schülervereinigung" in Frankfurt. Abitur 1917, anschließend Heeresdienst. Studium der Rechtswissenschaft in Heidelberg und Frankfurt. Dr. jur. Gießen. Tätigkeit im Staatsdienst bis zur Entlassung 1933. Auswanderung nach Tel Aviv, Begründer des „Palestine Economic Service". Mitglied der Partei der „Allgemeinen Zionisten", deren Wochenschrift er redigierte. 1958 Rückkehr nach Frankfurt am Main. Mitglied des Direktoriums des Zentralrats der Juden in Deutschland. Aktivität in humanistischen Stiftungen. 1970 Großes Verdienstkreuz der BRD, 1978 Ehrenbrief des Landes Hessen. Gestorben am 10. Dezember 1978 in Frankfurt am Main.
Veröffentlichungen: Jacob H. Schiff. Von der Frankfurter Judengasse zur Wallstreet, 1969. – Bilder aus dem jüdischen Leben im alten Frankfurt, 1970. – Die jüdischen Gemeinden in Hessen. 3 Bde. 1971–1973. – Henry Budge, 1972. – Neunhundert Jahre „Muttergemeinde in Israel": Frankfurt am Main 1074–1974; Chronik der Rabbiner, 1974. – Die Geschichte der Frankfurter Juden seit der Französischen Revolution. 3 Bde. 1983.

Aumann, Moshe (Peter). Geboren am 8. Oktober 1926 in Frankfurt am Main; Vetter von Reiner J. Auman. Besuch der Jüdischen Volksschule und der SRHS 1932–1938. 1938 Emigration mit den Eltern in die USA. 1938–1945 Besuch von Schulen und Jeschiwot in New York. 1945–1950 Studium der Fächer Englisch, Journalismus und Politikwissenschaft am CCNY, Bachelor of Science. 1950 Einwanderung nach Israel. Herausgeber der „Chronicles – News of the Past" bis 1955. Tätig ab 1956 im israelischen Außen-

ministerium, 1961–1966 beim Generalkonsulat des Staates Israel in New York. 1974–1977 Botschaftsrat in Washington. 1977–1987 Chief Writer des Außenministeriums. 1987–1990 Generalkonsul für die mittelatlantischen Bundesstaaten der USA und Botschaftsrat in Washington für die Beziehungen zu den Kirchen in den USA. Seit 1990 Herausgeber von „Christen und Israel". Lebt in Jerusalem.
Veröffentlichungen: Jerusalem (Israel Today series), 1968. – Land Ownership in Palestine 1880–1948, 3. Aufl. 1976. – The Palestinian Labyrinth, Neuaufl. 1985. – Facts about Israel (Herausgeber), Ausgabe 1985.

Auman(n), Reiner J. Geboren am 16. Juni 1922 in Frankfurt am Main; Vetter von Moshe Aumann. Nach dem Besuch der Jüdischen Volksschule absolvierte er die SRHS 1932–1938. Im Januar 1939 Auswanderung über London, wo er das Hackney Technical Institute besuchte, in die USA. Studium des Maschinenbaus am Penn State College, Pa., am Brooklyn Polytechnic Institute, wo er zum Bachelor of Mechanical Engineering graduierte, und an der Columbia University. Studium der Optik an der School of Optics in New York, Optiker-Lizenz. Drei Jahre Dienst in der U.S. Army. Seit 40 Jahren in der Raumfahrtbranche tätig. Lebt in Jamaica, N.Y.
Veröffentlichungen: Zahlreiche Arbeiten über Triebwerke, Maschinen-Design und hydraulische Techniken.

Breuer, Isaac. Geboren am 18. September 1883 in Pápa (Ungarn), Sohn von Salomon Breuer. 1889 nach Frankfurt am Main. Besuch der Realschule der IRG und der Jeschiwa in Frankfurt. Studium der Rechtswissenschaft in Straßburg, Berlin und Gießen. 1912 Dr. jur. Gründer des B.J.A. (Bund Jüdischer Akademiker) in Straßburg. Ab 1913 Rechtsanwalt in Frankfurt a.M. 1915–1918 Militärdienst. Tätigkeit für die Agudat Israel. Mitglied der Kant-Gesellschaft. 1936 Emigration mit der Familie nach Palästina, Rechtsanwaltspraxis. Mitglied des Weltrats der Agudat Israel. Führer der jüdischen Orthodoxie im Sinne von S.R. Hirsch. Gestorben am 10. Juli 1946 in Jerusalem.
Veröffentlichungen: Lehre, Gesetz und Nation. Eine historisch-kritische Untersuchung über das Wesen des Judentums, 1910. – Die preußische Austrittsgesetzgebung und das Judentum, 1913. – Messiasspuren, 1918. – Ein Kampf um Gott, 1920. – Judenproblem, 4. Aufl. 1922. – Wegzeichen, 1923. – Das jüdische Nationalheim, 1925. – Die Welt als Schöpfung und Natur, 1926. – Der neue Kusari. Ein Weg zum Judentum, 1934. – Shaalei S'rufa. Memoirs of German Jewry, 1942. – Weltwende. Hrsg. Mordechai Breuer. 1979.

Untersuchung: Matthias Morgenstern: Von Frankfurt nach Jerusalem. Isaac Breuer und die Geschichte des „Austrittsstreits" in der deutsch-jüdischen Orthodoxie, 1995.

Breuer, Mordechai. Geboren am 8. April 1918 in Frankfurt am Main, Sohn von Isaac Breuer. Er besuchte die SRHS und zwei Jahre höhere Schule in London. 1936 Auswanderung nach Palästina. 1938–1948 Lehrer in Jerusalem. 1946–1947 Mitarbeiter der Jewish Agency im DP-Lager Bergen-Belsen. 1950–1971 Direktor von Kinderheimen und Schulen, ab 1961 Horeb-Schule. 1957–1966 Studien an der Hebräischen Universität in Jerusalem: Jüdische Geschichte, Erziehung, englische Literatur. 1967 Ph. D. 1972–1980 Senior Lecturer an der Bar Ilan Universität und (bis 1978) Inspektor für Lehrerausbildung. 1977–1978 Leiter der Basic Jewish Studies, Bar Ilan Universität. 1979–1980 Gastprofessor in USA. 1981 a.o. Prof., 1983–1984 Leiter der Abteilung für jüdische Geschichte, 1985 Prof. ord., Bar Ilan Universität. 1989–1997 Leiter des Forschungswerks Germania Judaica, Hebräische Universität Jerusalem. 1999 Dr. phil. h.c. Trier. Vorsitzender der Israel Historical Society, Mitglied der Leitung des Leo Baeck Instituts. Lebt in Jerusalem.
Veröffentlichungen: Samson Raphael Hirsch. In: L. Jung (ed.): Guardians of our Heritage. 1958, 265–299. – The Torah Im Derech Eretz of Samson Raphael Hirsch, 1970. – Ideal und Wirklichkeit in der orthodoxen Erziehung im Deutschland des 19. Jahrhunderts. In: 25 Jahre Jüdische Schule Zürich. Festschrift, 1980, 173–199. – S.R. Hirsch, die neue Orthodoxie und die deutsche Kultur. In: LBIB 72/1985, 3–30. – Torah Im Derech Eretz (hebr.), 1987. – Jüdische Orthodoxie im Deutschen Reich 1871–1918. Sozialgeschichte einer religiösen Minderheit, 1986. – Die Frankfurter Rothschilds und die Spaltung der Jüdischen Gemeinde. In: LBI Informationen Nr. 5/6, 1995, 170–178. – Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit. Bd. 1: Tradition und Aufklärung 1600–1780. Von Mordechai Breuer und Michael Graetz. 1996.

Breuer, Salomon. Geboren am 27. Juni 1850 in Szanto (Ungarn). Studium an der Jeschiwa in Preßburg und an deutschen Universitäten. Promotion in Heidelberg. Rabbiner in Pápa (Ungarn). Er heiratete Sophie, die jüngste Tochter von S.R. Hirsch. 1888 zum Nachfolger von S.R. Hirsch als Rabbiner der IRG gewählt. 1890 gründete er in Frankfurt am Main eine Jeschiwa, die er 36 Jahre lang leitete. Er gründete außerdem den Verband der orthodoxen Rabbiner Deutschlands, war Präsident der Freien Vereinigung für

die Interessen des orthodoxen Judentums und Mitbegründer der Agudat Israel. Gestorben am 17. Juli 1926 in Frankfurt am Main.
Veröffentlichungen: Mitherausgeber der Jüdischen Monatshefte 1913–1920. – Belehrung und Mahnung. Aus nachgelassenen Schriften. 2 Bde. Reprint 1982.

Elias, Joseph. Geboren am 29. Oktober 1919 in Leipzig, Sohn von Markus Elias. Er besuchte die SRHS, bis er 1938 nach England auswanderte, wo er an der Londoner Universität ein Studium begann. 1940–1941 war er in Kanada interniert. 1945 Rabbiner-Diplom in Montreal, B.A. in Toronto, 1946 M.A. an der Universität von Chicago. 1951–1963 Lehrer und Direktor der jüdischen Schule in Detroit, anschließend an der Yeshiva Rabbi Samson Raphael Hirsch und am Lehrerinnenseminar in New York. Er lebt in Monsey, N.Y.
Veröffentlichungen: The Passover Haggadah. 1. Aufl. 1977. – Samson Raphael Hirsch: The Nineteen Letters, edited and annotated by Joseph Elias, 1995. – Kommentar zu Talmud Sanhedrin, 1995.

Elias, Markus. Geboren am 15. Juli 1886 in Wien. Gymnasium in München bis 1906. Jeschiwot in Tapolcan und Frankfurt am Main. Universitäten Frankfurt am Main und Heidelberg: Geschichte, Französisch, Arabisch. 1911 Dr. phil. Religionslehrer in Leipzig bis 1923, dann Leiter der Jüdischen Realschule in Fürth. Ab 1929 Leiter der SRHS. Im November 1938 nach Buchenwald verbracht. Emigration über England in die USA. Dort Leiter verschiedener jüdischer Schulen. Gestorben am 26. August 1984 in Monsey, N.Y.
Veröffentlichungen: Zahlreiche Aufsätze zu Erziehungs- und Bildungsfragen, u. a.: Die römische Kurie, besonders Innozenz III., und die Juden. In: Jahrbuch der Jüdisch-Literarischen Gesellschaft XII, 1918. – Die Jüdische Höhere Schule in Theorie und Praxis. In: Jeschurun, Juli-August 1928. – Generationen. Ein Beitrag zum jüdischen Erziehungsproblem. In: Festschrift für Jacob Rosenheim, 1931, 356–398. – The Educational Work of Rabbi S.R. Hirsch: Jewish Schools in Western Europe. In: Jubilee Volume ... Joseph Breuer. New York, 1962, 67–94.

Fink, Elias. Geboren am 19. September 1860 in Alt-Berun (Schlesien). Besuch des Hoffmann'schen Rabbiner-Seminars in Berlin und der Jeschiwa in Frankfurt am Main. Ab 1886 Studienrat an der Schule der IRG für Mathematik und Naturwissenschaften. Prof. Dr. phil. 1923–1928 Direktor der Schule der IRG. Gestorben am 27. April 1937 in Frankfurt am Main.

Veröffentlichungen: Eliah Wilna und sein elementar-geometrisches Compendium. In: Festschrift 1903, III, 1–29. – Mitteilungen aus der Geschichte der Realschule mit Lyzeum der Israelitischen Religionsgesellschaft zu Frankfurt am Main 1915–1925, 1925. – Apologetisches. In: Festschrift 1928, 53–67.

Halpern, Edith, geb. Gottlieb. Geboren am 9. Juni 1922 in Frankfurt am Main. Sie besuchte die Israelitische Volksschule 1929–1933, anschließend die SRHS bis November 1938. Im April 1939 kam sie mit einem Kindertransport nach England. Hier besuchte sie das Gateshead Jewish Teachers' College und das Borthwick Teachers' College. Nach den USA übergesiedelt, studierte sie am Hunter College und am Empire State College, wo sie den B.A. erwarb. Mit den Graden M.S.W. (Master of Social Work) und C.S.W. (Certified Social Worker) arbeitete sie als Counselor und Psychotherapeutin. Sie lebt in New York und veröffentlicht Artikel über jüdische Themen in Wochenzeitungen.

Hirsch, Mendel. Geboren am 3. März 1833 in Oldenburg als ältester Sohn von Samson Raphael Hirsch. Besuch von Gymnasien in Emden, Nikolsburg und Hamburg. Studium der Philosophie, Psychologie, Literatur und Geschichte in Berlin. Dr. phil. 1854 in Tübingen. Ab 1855 Lehrer an der Schule der IRG, ab 1877 deren Direktor bis zu seinem Tode. Gestorben am 28. März 1900 in Frankfurt am Main.
Veröffentlichungen: Zahlreiche Aufsätze im Jeschurun. – Das reine Menschentum im Lichte des Judentums, 1893. – Deutsche Übersetzung und Kommentar der Haftaroth, 1896. – Humanität und Judentum, 1928.

Hirsch, Samson Raphael. Geboren am 20. Juni 1808 in Hamburg. Grundausbildung in Hamburg durch den Chacham Isaak Bernays, der als erster Rabbiner die Tora mit säkularer Bildung verband. Studium an der Jeschiwa in Mannheim und der Universität Bonn. Persönliche Bekanntschaft mit der Frankfurter Familie von Rothschild. 1830 Landesrabbiner in Oldenburg. 1841 nach Emden. 1847 Oberlandesrabbiner von Österreichisch-Schlesien und Mähren. 1851 Ruf an die Israelitische Religionsgesellschaft in Frankfurt am Main. Begründer der Schule der IRG. 1876 Trennung von der Israelitischen Gemeinde. 1886 gründete er die Freie Vereinigung für die Interessen des orthodoxen Judentums. Gestorben am 31. Dezember 1888 in Frankfurt. Grab auf dem Friedhof der IRG an der Rat-Beil-Straße in Frankfurt am Main.
Veröffentlichungen: Neunzehn Briefe über Judenthum, 1836, – Choreb: Versuche über Jissroéls Pflichten in der Zerstreuung, 1837. – Die Religion im

Bunde mit dem Fortschritt, 1854. – Herausgeber der Zeitschrift Jeschurun, 1854 ff. – Der Pentateuch, übersetzt und erläutert. 5 Bde. 1867–1878. – Über die Beziehung des Talmud zum Judenthum …, 1884. – Die Psalmen, Übersetzung und Erklärung, 1882. – Gesammelte Schriften. 6 Bde. 1902–1912.
Biographie: Eliyahu Meir Klugman: Rabbi Samson Raphael Hirsch. Architect of Torah Judaism for the Modern World. 1996.

Hojda, Lilli, geb. Kellermann. Geboren 1919 in Frankfurt am Main. Die Familie gehörte der IRG an. Mit drei Brüdern wohnte sie Am Tiergarten Nr. 50, später Nr. 28, also ganz in der Nähe der SRHS. Seit ihrer Auswanderung lebt sie in Israel, ist verheiratet und hat drei Kinder.
Veröffentlichung: Kampf um den Vater. In: G. Kößler, A. Rieber, F. Gürsching (Hrsg.) … daß wir nicht erwünscht waren. Novemberpogrom 1938 in Frankfurt am Main, 1993, S. 92–100.

Kurzweil, Zwi Erich. Geboren 1911 in Pirnitz (Mähren) als jüngster Sohn eines Rabbiners. Nach Besuch der tschechischen Volksschule schickte ihn sein Vater nach Frankfurt am Main, wo er zuerst die Jeschiwa, dann die SRHS, anschließend die Helmholtzschule besuchte. Nach dem Abitur 1932 Studium der Philosophie, Psychologie und Judaistik in Frankfurt am Main, Brünn und Prag, 1936 Promotion über Bolzano. Nach weiteren Studien an der Jeschiwa in Mir und am Hildesheimer-Seminar in Berlin wurde er Rabbiner in Náchod (Böhmen). 1939 Emigration nach England, wo er als Religionslehrer, ab 1947 als Inspektor für die jüdischen Schulen tätig war. 1950 Übersiedlung nach Haifa. Erst Lehrer, dann Professor für Erziehungswissenschaften am Technion. Gestorben am 4. Januar 1992 in Haifa. – Lebenslauf in: Thiel (1994), 45–49.
Veröffentlichungen: Modern Trends in Jewish Education, 1963. – Erziehung in technologischer Gesellschaft, 1964. – Anxiety and Education, 1968. – Martin Buber und die moderne Pädagogik, 1978. – The Modern Impulse of Traditional Judaism, 1985. – Hauptströmungen jüdischer Pädagogik in Deutschland von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus, 1987. – Abschied und Neubeginn. Aus dem Leben eines jüdischen Erziehers, 1992.

Lange, Gerson. Geboren am 27. Juli 1868 in Halberstadt. Gymnasium in Halberstadt. Studium an der Berliner Universität und am Hoffmann'schen Rabbiner-Seminar. Lehrer an Religionsschulen in Berlin und Hannover, wo er vier Jahre auch als Rabbiner tätig war. Promotion zum Dr. phil. in Halle. Rabbiner in Warburg. Direktor der Schule der IRG 1901–1923.

Gründer der Jüdisch-Literarischen Gesellschaft in Frankfurt am Main und des Bundes gesetzestreuer jüdischer Lehrer Deutschlands. Vorsitzender der Orts- und Jugendgruppe der Agudat Israel in Frankfurt am Main. Gestorben am 23. September 1923 in Frankfurt am Main.

Veröffentlichungen: Samson Raphael Hirsch als Pädagoge. In: Festschrift 1903, II, 1–28. – Sefer Maassei Choscheb. Die Praxis des Rechnens. Ein hebräisch-arithmetrisches Werk des Levi ben Gerschom aus dem Jahre 1321. Zum ersten Male herausgegeben und ins Deutsche übersetzt, 1909. – Das Buch Koheleth, übertragen und erklärt, 1910.

Lange, Marcus. Geboren am 19. Dezember 1879 in Halberstadt als 10. Kind eines Rabbiners. Gymnasium in Halberstadt. Studium der Mathematik und Physik in Berlin, gleichzeitig Besuch des Rabbiner-Seminars. Promotion. Oberlehrer erst in Hamburg, dann an der SRHS. Er unterrichtete auch an der Jeschiwa. Gemeinderatsmitglied der IRG. 1937 aus gesundheitlichen Gründen pensioniert. Nach Beginn des Zweiten Weltkriegs konnte er noch auswandern, er lebte bis zu seinem Tode bei seinen Kindern. Gestorben am 19. Februar 1943 in Jerusalem.

Veröffentlichungen: Beitrag zur Theorie der Verteilung der Elektrizität auf zwei leitenden Kugeln. In: Jahresbericht 1912/13. – Commentar des Meïri zum Traktat Chagiga, nach Handschriften herausgegeben. In: Festschrift 1928, S. I–VII und 1–59 [hebr. Teil].

Liveran (Liverhant), Arthur. Geboren am 3. Februar 1919 in Beerfelden (Odenwald). Bruder von Salomon Liverhant. Der Vater war Lehrer an der SRHS und Verfasser einer Einführung in den Talmud. Von 1925 bis 1934 Besuch der Vorschule und der SRHS. Von 1935 bis 1938 Studium an der Jeschiwat Hebron in Jerusalem. Ab 1938 Jurastudium am University College in London, ab 1941 an der juristischen Fakultät der Universität Cambridge, wo er den Master of Law erwarb. 1944–1946 Geschäftsführer der Weltunion jüdischer Studenten. 1946 nach New York. 1946–1948 Sekretär beim American Jewish Congress. 1948–1951 Sekretär der israelischen Botschaft in Washington. 1951–1953 im israelischen Außenministerum. 1953–1958 Mitglied der ständigen israelischen Delegation bei den UN. 1959–1960 Chargé d'Affaires der israelischen Botschaft in London. 1963–1983 als Sekretär des U.N. Joint Pensions Board zuständig für die Angestellten aller Organisationen der UN. Seit 1983 im Ruhestand. Lebt in New York.

Liverhant, Salomon E. Geboren am 21. März 1917 in Beerfelden (Odenwald). Sein Vater war Lehrer an der SRHS und Verfasser einer Einführung in den Talmud. Von 1923 bis 1932 besuchte er die Vorschule und die SRHS, dann die Helmholtzschule, wo er 1934 einer der letzten beiden jüdischen Abiturienten war. Er studierte Physik 1935–1937 an der Hebräischen Universität in Jerusalem, anschließend ab 1938 in London und Cambridge. 1945 M.Sc., King's College der Londoner Universität. 1946 Einreise in die USA. 1946–1948 Lehrauftrag für Physik an der New York University. 1948–1950 Lehrauftrag für Physik in Tel Aviv. 1951–1952 Assistant Professor für Physik und Astronomie an der Colgate University, New York. 1953–1979 Professor für Physik am Maritime College der State University, New York. Seit 1979 im Ruhestand. Lebt in New York. – Lebenslauf in: Thiel (1994), S. 67–69.
Veröffentlichungen: Elementary Introduction to Nuclear Reactor Physics, 1960. – Elements of Atomic Physics, 1963.

Loeb, Moritz A. Geboren am 9. Februar 1862 in Köppern im Taunus. Besuch der Schule der IRG. Er wurde Buchhändler und war Inhaber des Verlags der Frankfurter Frauenzeitung.

Löwenthal, Victor. Geboren am 11. Oktober 1864 in Frankfurt am Main. Er besuchte die Schule der IRG. Sein Vater war Lehrer an der Schule und stand dem Schulleiter Dr. Mendel Hirsch kritisch gegenüber. Victor Löwenthal studierte Medizin in Marburg und Würzburg, promovierte 1888 und war als Sanitätsrat in Frankfurt-Bockenheim tätig. 1941 in die USA ausgewandert. Gestorben 1942 in New York.
Veröffentlichungen: Zahlreiche Arbeiten zur Geschichte der Medizin.

Mainz, Willy. Geboren am 22. Februar 1877 in Frankfurt am Main. Er war Bankangestellter und Mitglied des Vorstands der Israelitischen Gemeinde. Im November 1938 wurde er verhaftet und zum KZ Buchenwald verbracht. Er wanderte im Dezember 1938 nach London aus und ging von dort 1939 nach Palästina. Gestorben am 2. November 1953 in Tel Aviv.

Messing, Simon D. Geboren am 13. Juli 1922 in Frankfurt am Main. Er besuchte die SRHS von 1932 bis 1938. Auswanderung im März 1939 nach England, wo er in Liverpool die Jeschiwa besuchte, 1940 nach New York. Dienst in der U.S. Army. 1949 Beginn des Studiums der Anthropologie. 1953–1954 Feldforschungen in Äthiopien. 1957 Ph. D., University of Pennsylvania. Lehrtätigkeit an Colleges und Universitäten. 1961–1967 weitere Forschungen in Äthiopien. 1968–1989 Professor für Anthropologie an

der Southern Connecticut State University, New Haven. Mitglied des U.S. Foreign Service for Developing Countries und mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften. Öffentliche Vorträge und Diskussionen in Radio und Fernsehen. Lebt in Hamden, CT.
Veröffentlichungen: The Target of Health in Ethiopia. A Holistic Reader in Applied Anthropology, 1972. – Emics and Etics of Health Problems in Ethiopia. In: Medical Anthropology, 1976. – The Story of the Falashas. „Black Jews" of Ethiopia, 1982. – Highland Plateau Amhara of Ethiopia. 3 Bde. 1985.

Morgenstern, Matthias. Geboren am 9. Mai 1959 in Kassel. Studium der Evangelischen Theologie in Tübingen, Zürich, Bern, Paris. Studium der Judaistik in Heidelberg und Berlin. Zwei Jahre in Israel mit Aktion Sühnezeichen. 1988–1994 Wissenschaftlicher Assistent an der Universität Tübingen, 1994 Promotion. 1994–1999 Pfarrer in Vaihingen/Enz. Seit 1999 Akademischer Rat am Institutum Judaicum der Universität Tübingen. Ab 1998 Lehraufträge für Judaistik an der Universität Frankfurt am Main. Dort Habilitation (2000).
Veröffentlichungen: Wissenschaftliche Aufsätze zur Geschichte der deutsch-jüdischen Orthodoxie sowie zur zeitgenössischen hebräischen Dramatik. – Von Frankfurt nach Jerusalem. Isaac Breuer und die Geschichte des „Austrittsstreits" in der deutsch-jüdischen Orthodoxie, 1995. – Theater und zionistischer Mythos. Eine Studie zum zeitgenössischen hebräischen Drama mit besonderer Berücksichtigung des Werkes von Joshua Sobol, 2001 (im Druck).

Nir (Heinrich), Israel (Julius Wilhelm). Geboren am 1. Februar 1915 in Frankfurt am Main. Die Familie wohnte in einem Haus gegenüber der Synagoge am Börneplatz, wo neun von zehn Geschwistern geboren wurden. Besuch der SRHS bis 1930. Ausbildung als Schlosser. Ausgewandert 1936 über Triest nach Haifa. Zunächst Arbeiter, 1938–1948 Lastwagenfahrer. 1949–1964 bei der Zahal, zuletzt Oberstleutnant. Während des Militärdienstes Teilnahme an Verwaltungskursen und Besuch einer Management-Schule. 1964–1980 leitend tätig bei der Histadrut, zuletzt Verwaltungsdirektor eines großen Krankenhauses. Lebt in Jerusalem.

Ochsenmann, Karl. Geboren 1873 in Poppenlauer bei Kissingen. 1904 Lehrer an der Vorschule, 1924 an der Realschule der IRG. Ab 1932 Rektor der Israelitischen Volksschule. 1939 ins KZ Buchenwald verbracht. Nach den Niederlanden ausgewandert, wurde er dort erneut inhaftiert und war

bis zur Befreiung im Lager Bergen-Belsen. Bis zu seinem Tode lebte er in Israel bei seiner Tochter. Gestorben 1946 in Kfar Haroe, Israel.
Veröffentlichungen: Chronik. Schulgeschichte der letzten 25 Jahre; Die „jüdische" höhere Schule. In: Festschrift 1928, 1–33; 34–52.

Offenbacher, Elmer L. Geboren am 29. September 1923 in Frankfurt am Main. Durch seine Eltern Staatsbürger der USA. Nach dem frühen Tod seiner Mutter Beatrice, geb. Bondi, von seinem Großvater Hugo Bondi in Frankfurt am Main erzogen. Besuch der SRHS bis Sommer 1938. Rückkehr zu seinem Vater in die USA. Studium der Chemie und Physik. Ph.D. University of Pennsylvania. Professor der Physik an der Temple University in Philadelphia bis 1995. Gastprofessor 1962 an der Hebräischen Universität in Jerusalem, 1971 an der Universität von Cambridge. 1947 gründete er die Association of Orthodox Jewish Scientists, 1967 die Torah Im Derekh Eretz Society in Philadelphia. Seit 1995 auch Staatsbürger von Israel. Lebt in Jerusalem und in New York City.
Veröffentlichungen: Albert Einstein – Scientist and Jew. In: Jewish Life, 22, 1955, 15–23. – Physics and the Vertical Jump. In: American Journal of Physics, 38, 1970, 829–836. – Friction, Deformation, and Recrystallization of Single Crystals of Ice I h under Stress. In: Physics and Chemistry of Ice. 1973. – Professor Cyril Domb F.R.S. In: Encounter. Essays on Torah and Modern Life. 1989, 312–350.– Societal Risk from a Thermodynamic Perspective. In: Risk Assessment in Setting National Priorities. 1989, 119–134.

Rosenheim, Jacob. Geboren am 9. November 1870 in Frankfurt am Main. Nach dem Besuch der Realschule der IRG zunächst an einer Bank tätig, gründete er später einen Verlag für religiöse Literatur. Unter seiner Leitung war der „Israelit" 30 Jahre lang die führende Zeitschrift der deutschen Orthodoxie. Er engagierte sich in der IRG und in der von S.R. Hirsch gegründeten Vereinigung für die Interessen des orthodoxen Judentums. 1906 gründete er die Deutsch-Holländische Palästinaverwaltung, die eine Reihe jüdischer Schulen in Palästina errichtete. Er war einer der Begründer der Agudat Israel, deren Präsident er 1929 wurde.1935 emigrierte er nach England, 1941 ging er in die USA, 1949 nach Israel. Obgleich viele in der Aguda eine Zusammenarbeit mit dem weltlichen Zionismus ablehnten, arbeitete die Aguda unter seinem Einfluß mit beim Aufbau des Staates Israel und wurde eine Partei in der Knesset. Er starb am 3. Nov. 1965 in Jerusalem.
Veröffentlichungen: Herausgeber des Israelit ab 1906. – Beiträge zur Orientierung im jüdischen Geistesleben der Gegenwart, 1920. – Abrahamitisches oder mosaisches Judentum, 1924. – Ausgewählte Aufsätze und Anspra-

chen, 1930. – Samson Raphael Hirsch's Cultural Ideals ..., 1951. – Erinnerungen 1870–1920, 1970. – Festschrift für Jacob Rosenheim, 1931.

Rosenthal, Alfred. Geboren am 29. November 1913 in Altona. Der Vater fiel 1914 an der Ostfront. Besuch der SRHS 1920–1929. Kaufmännische Lehre. 1933 nach Palästina, 1957 in die USA. Nach Unfalltod des Sohnes, der an der Yale Universität tätig geworden war, Übersiedlung nach Offenbach. Seit 1977 in Frankfurt am Main. Mitglied des Vorstands der Franz Oppenheimer Gesellschaft. Langjähriger Leiter des Büros des Jüdischen Nationalfonds in Frankfurt. Geschäftsführer und Vorstandsmitglied des Vereins der Freunde und Förderer des Leo Baeck Instituts. Vorstandsmitglied der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. 1995 Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland.

Schüler, Meier. Er war promovierter Studienrat (Titel Professor) für Deutsch und Fremdsprachen an der SRHS. Aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig pensioniert, war er freiwillig weiter für die Schule tätig bis zu ihrer Schließung 1939. Er starb im Mai 1940 in Frankfurt am Main.
Veröffentlichungen: Beiträge zur Kenntnis der alten jüdisch-deutschen Profanliteratur. In: Festschrift 1928, S. 79–132. – Geschichte der Samson Raphael Hirsch-Schule ... 1928–1939 (nachgelassenes Typoskript).

Schwab, Hermann. Geboren am 7. April 1879 in Frankfurt am Main. Nach dem Besuch der Schule der IRG, in der Dr. Mendel Hirsch sein Lehrer war, wurde er erst im Textil-, dann im Metallhandel tätig. Gleichzeitig widmete er sich der Schriftstellerei. Während des Ersten Weltkriegs gründete er den Kriegswaisenfonds der Agudat Israel, den er bis 1933 verwaltete. Ab 1927 tätig als freier Journalist. Nach seinem Ausschluß aus dem Reichsverband der Deutschen Presse 1934 wanderte er nach England aus. In London war er Präsident einer Toralehrstätte. Er starb am 1. Juli 1962 in London.
Veröffentlichungen: Aus der Schützenstraße, 1923. – Erinnerungen an Frankfurt, 1935. – Eine Welt in Ruinen. Geschichte, Leben und Werk der deutschen Judenheit, 1946. – Geschichte des orthodoxen Judentums in Deutschland, 1950. – Die jüdischen Landgemeinden in Deutschland, 1956. – Chachmei Ashkenaz – die Weisen des deutschen Judentums, 1964.

Steinberger, Meir (Max). Geboren am 29. Januar 1914 in Frankfurt am Main. Als Kind wohnte er in der Schützenstraße, in der das erste Schulgebäude der IRG stand. 1920 trat er in die Vorschulklasse ein und besuchte die SRHS bis 1929. Nach dem Abitur an der Helmholtzschule 1932 begann er ein Studium der Fächer Physik, Chemie und Mathematik an der

Frankfurter Universität. Nach einer Ausbildung als Feinmechaniker in Paris wanderte er nach Haifa aus. Dort arbeitete er mehrere Jahre als Bauschlosser. 1938 Fortsetzung des Studiums, nun mit Mathematik als Hauptfach, an der Hebräischen Universität in Jerusalem. 1942 M.Sc., 1943–1957 Gymnasiallehrer in Afula. 1965 D.Sc. Gymnasiallehrer in Haifa bis 1979. Daneben Lehrauftrag für Mathematik an der Universität Haifa. Lebt in Haifa. – Lebenslauf in: Thiel (1994), S. 60–62.
Veröffentlichungen: On families of complexes in certain multiplicative systems (monoids), 1964. – On multiplicative properties of families of complexes of certain loops. In: Canadian Journal of Mathematics, Vol. 25, No. 5, 1973, 1066–1077. – On loops with a general weak inverse property. In: Mitteilungen der mathematischen Gesellschaft in Hamburg, Bd. 10, H. 7, 1979, 573–586. – GR-families. (Typoskript, Beitrag zu einer Festschrift für Prof. Dov Tamari.)

Tempelhof, Rosi, geb. Farkas. Sie besuchte die Samson-Raphael-Hirsch-Schule, die auch ihre beiden Brüder absolvierten, von 1920 bis 1930. Nach ihrer Auswanderung leitete sie in Israel ein Kinderheim. Sie heiratete und gründete eine große Familie in Rechovot. Mit Erfolg sorgte sie für die Aufrechterhaltung von Kontakten zwischen den Klassenkameradinnen. Sie starb in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre in Rechovot.

Thiel, Hans. Geboren am 27. Oktober 1919 in Hamburg. Studium der Germanistik, Geographie und Geschichte. Dr. phil. 1970–1985 Leiter der Helmholtzschule, Gymnasium der Stadt Frankfurt am Main.
Veröffentlichungen: Bücher für den Deutschunterricht. – Mitherausgeber der Zeitschrift Diskussion Deutsch, 1970–1993. – Die jüdischen Lehrer und Schüler der Frankfurter Helmholtzschule 1912–1936, 1994. – Geschichte der Helmholtzschule, 2000.

Wolf, Willi. Geboren am 14. Februar 1907 in Frankfurt am Main. Besuch der Realschule der Israelitischen Religionsgesellschaft bis 1922. Abitur 1925 an der Sachsenhäuser Oberrealschule. Ein Jahr Jeschiwa in Frankfurt am Main. Sprachstudium in Berlin und Frankfurt am Main. Staatsexamen. 1933 Privatlehrer in Mülhausen (Elsaß). Nach mehreren vergeblichen Versuchen auszuwandern Rückkehr nach Frankfurt. 1935 Lehrer für Sprachen an der SRHS und Leiter eines Wohnheims für Jungen bis 10. November 1938. Drei Monate im KZ Buchenwald. Auswanderung über England 1940 in die USA. Kontakte mit ehemaligen Lehrern und Schülern der SRHS. Lebt als William Wolf mit seiner Frau in Baltimore, MD.

Quellen und ausgewählte Literatur

Quellen:

Akten im Institut für Stadtgeschichte und im Jüdischen Museum, beide Frankfurt am Main. – Einladungsschriften und Jahresberichte der Realschule der Israelitischen Religionsgesellschaft, in der Frankfurter Stadt- und Universitätsbibliothek. – Korrespondenz des Bearbeiters mit Bernard Ahrend, Reiner J. Auman, Prof. Dr. Mordechai Breuer, Rabbi Joseph Elias, Prof. Dr. Zwi Erich Kurzweil, Prof. Dr. Salomon E. Liverhant, Prof. Dr. Simon D. Messing, Israel Nir (Julius Heinrich), Prof. Dr. Elmer L. Offenbacher, Dr. Meir (Max) Steinberger und anderen Ehemaligen der Schule.

Ausgewählte Literatur:

Arnsberg, Paul: Die Geschichte der Frankfurter Juden seit der Französischen Revolution. 3 Bde. Darmstadt 1983

Breuer, Isaac: Weltwende. Hrsg. Mordechai Breuer. Jerusalem 1979

Breuer, Joseph: The Frankfurt Kehillah. In: Salomon Breuer: Chochme U'Mussar. An Original Approach to Sidrah Interpretation. Jerusalem – New York 1972, S. 13–19

Breuer, Joseph: The Relevancy of the Torah im Derech Eretz Ideal. In: David Kranzler and Dovid Landesman: Rav Breuer. His Life and his Legacy. New York, 2. Aufl. 1999, S. 217–221

Breuer, Mordechai: Ideal und Wirklichkeit in der orthodoxen Erziehung im Deutschland des 19. Jahrhunderts. In: 25 Jahre Jüdische Schule Zürich. Festschrift. Jerusalem 1980, S. 173–199

Breuer, Mordechai: Samson Raphael Hirsch. In: 25 Jahre Jüdische Schule Zürich. Festschrift. Jerusalem 1980, S. 200–222

Breuer, Mordechai: Jüdische Orthodoxie im Deutschen Reich 1871–1918. Sozialgeschichte einer religiösen Minderheit. Frankfurt am Main 1986

Breuer, Mordechai: Die Frankfurter Rothschilds und die Spaltung der Jüdischen Gemeinde. In: LBI Informationen 5/6, 1995, S. 170–178

Ehrmann, Salomon: Rabbi S.R. Hirsch as a Pioneer of Judaism in Eretz Yisroel and in the Diaspora. In: Jubilee Volume, presented in honor of the eightieth birthday of Rabbi Dr. Joseph Breuer by the Rabbi Samson Raphael Hirsch Publication Society. Edited by Marc Breuer and Jacob Breuer. New York 1962, S. 67–94

Eilers, Rolf: Die nationalsozialistische Schulpolitik. Eine Studie zur Funktion der Erziehung im totalitären Staat. Köln und Opladen 1963

Elias, Markus: Generationen. Ein Beitrag zum jüdischen Erziehungsproblem. In: Festschrift für Jacob Rosenheim. Frankfurt am Main 1931, S. 356–398

Elias, Markus: The Educational Work of Rabbi S.R. Hirsch: Jewish Schools in Western Europe. In: Jubilee Volume, 1962, S. 114–148

Festschrift zum 75jährigen Bestehen der Realschule mit Lyzeum der isr. Religionsgesellschaft Frankfurt am Main. Frankfurt am Main 1928

Festschrift zur Jubiläums-Feier des 50jährigen Bestehens der Unterrichtsanstalten der Israelitischen Religionsgesellschaft zu Frankfurt a.M. Frankfurt am Main 1903

Fink, Elias: Mitteilungen aus der Geschichte der Realschule mit Lyzeum der Israelitischen Religionsgesellschaft zu Frankfurt am Main 1915–1925, Frankfurt am Main 1925

Heuberger, Rachel u. Helga Krohn: Hinaus aus dem Ghetto ... Juden in Frankfurt am Main 1800–1950. Frankfurt am Main 1988

Hirsch, Samson Raphael: Gesammelte Schriften. 6 Bde. Frankfurt am Main 1902–1912

Hirsch, Samson Raphael: The Nineteen Letters, edited and annotated by Joseph Elias. Jerusalem 1995

Klugman, Eliyahu Meir: Rabbi Samson Raphael Hirsch. Architect of Thora Judaism for the Modern World. New York 1996

Kurzweil, Zwi Erich: Hauptströmungen jüdischer Pädagogik in Deutschland von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus. Frankfurt am Main 1987

Kurzweil, Zwi Erich: Abschied und Neubeginn. Aus dem Leben eines jüdischen Erziehers. Frankfurt am Main 1992

Morgenstern, Matthias: Von Frankfurt nach Jerusalem. Isaac Breuer und die Geschichte des „Austrittsstreits" in der deutsch-jüdischen Orthodoxie. Tübingen 1995 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 52)

Ostend. Blick in ein jüdisches Viertel. Hrsg. Jüdisches Museum Frankfurt, Frankfurt am Main 2000

Otto, Arnim: Juden im Frankfurter Osten 1796 bis 1945. Offenbach am Main 1997

Rosenheim, Jacob: Erinnerungen 1870–1920. Frankfurt am Main 1970

Der Pentateuch. Übersetzt und erläutert von Samson Raphael Hirsch. 5 Bde. Frankfurt am Main 1994

Samson Raphael Hirsch-Jubiläumsnummer. Hrsg. von der Redaktion des „Israelit" zum 25. Siwan 5668. Frankfurt am Main 1908

Schäfer, Kurt: Schulen und Schulpolitik in Frankfurt am Main 1900–1945. Frankfurt am Main 1994 (Studien zur Frankfurter Geschichte 35)

Schüler, Meier: Geschichte der Samson Raphael Hirsch-Schule (Realschule und Lyzeum der Israel. Religionsgesellschaft) in Frankfurt a. M. von 1928–1939. Typoskript, 18 S., o. O. (Frankfurt am Main), o. J. (1939/40)

Schwab, Hermann: Aus der Schützenstraße. Frankfurt am Main 1923

Schwarzschild, Emanuel: Die Gründung der Israelitischen Religionsgesellschaft zu Frankfurt a. Main und ihre Weiterentwicklung bis zum Jahre 1876. Frankfurt am Main 1896

Stadt Frankfurt am Main (Hrsg.): Die Synagoge an der Friedberger Anlage. Die Gedenkstätte für die ehemalige Synagoge der Israelitischen Religionsgesellschaft. Frankfurt a. M., o. J. (1988)

Thiel, Hans: Die jüdischen Lehrer und Schüler der Frankfurter Helmholtzschule 1912–1936. Frankfurt am Main 1994

Walk, Joseph: Jüdische Schule und Erziehung im Dritten Reich. Frankfurt am Main 1991

Bildquellenverzeichnis

Auman, Reiner J.: S. 151, 152
Bär, Lisa: S. 102
Blätter für Architektur und Kunsthandwerk 21, 1908, Tafel 113: S. 81
Breuer, Prof. Dr. Mordechai: S. 200
Elias, Rabbi Joseph: S. 123
Festschrift zur Jubiläums-Feier des 50jährigen Bestehens ..., 1903,
Abb. VI, II: S. 72, 76
Horeb-Schule, Jerusalem: S. 203
Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main: S. 60
Jubilee Volume (...) Joseph Breuer, New York 1962: S. 204
Jüdische Gemeinde Frankfurt am Main: S. 84
Jüdisches Museum Frankfurt am Main: S. 18, 38, 45, 55, 61, 65, 101, 175,
183; Originale in Privatbesitz: S. 51, 86;
Foto: Ursula Seitz-Gray: S. 179, 180
Lewin, Inez, geb. Steinberger: S. 163
Lumelsky, Trude, geb. Wolf: S. 158
Meier-Ude, Klaus: S. 56
Messing, Simon D.: S. 161
Risch, Ruth und Izhak: S. 134
Steinberger, Dr. Meir (Max): S. 130
Tempelhof, Rosi, geb. Farkas: S. 138, 139

Veröffentlichungen der Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden

Selmar Spier, Vor 1914 – Erinnerungen an Frankfurt geschrieben in Israel. Frankfurt am Main, Verlag Waldemar Kramer, 1961, 2. Auflage 1968, 124 Seiten

Actenmäßige Darstellung des Bürgerrechts der Israeliten zu Frankfurt am Main. (Nachdruck der Ausgabe von 1816.) Frankfurt am Main, Verlag Waldemar Kramer, 1962, XLVI + 70 Seiten, vergriffen

Dokumente zur Geschichte der Frankfurter Juden 1933–1945. Frankfurt am Main, Verlag Waldemar Kramer, 1963, 553 Seiten*

Bertha Pappenheim – Leben und Schriften. Herausgegeben von Dora Edinger. Frankfurt am Main (Erlangen), Ner Tamid Verlag, 1963, 153 Seiten, vergriffen

Das Philanthropin zu Frankfurt am Main – Dokumente und Erinnerungen. Frankfurt am Main, Verlag Waldemar Kramer, 1964, 146 Seiten*

Eugen Mayer, Die Frankfurter Juden – Blicke in die Vergangenheit. Frankfurt am Main, Verlag Waldemar Kramer, 1966, 72 Seiten

Paul Arnsberg, Jakob H. Schiff – Von der Frankfurter Judengasse zur Wallstreet. Frankfurt am Main, Verlag Waldemar Kramer, 1969, 57 Seiten*

Hans Dieter Kirchholtes, Jüdische Privatbanken in Frankfurt am Main. Frankfurt am Main, Verlag Waldemar Kramer, 1969, 2. Auflage 1989, 79 Seiten

Markus Horovitz, Frankfurter Rabbinen. (Neubearbeitung der Ausgabe von 1882–1885.) Neu bearbeitet von Josef Unna. Jerusalem, Verlag Rubin Maas, 1969; Nachdruck Hildesheim, New York, Verlag Olms, 1972, XV + 396 + 80 Seiten, vergriffen

Jacob Rosenheim, Erinnerungen 1870–1920. Frankfurt am Main, Verlag Waldemar Kramer, 1970, 164 Seiten*

Max Hermann Maier, In uns verwoben, tief und wunderbar. Erinnerungen an Deutschland. Frankfurt am Main, Verlag Josef Knecht, 1972, 2. Auflage 1977, 206 Seiten, vergriffen

Caesar Seligmann, Erinnerungen. Herausgegeben von Erwin Seligmann. Frankfurt am Main, Verlag Waldemar Kramer, 1975, 207 Seiten*

Margarete Sallis-Freudenthal, Ich habe mein Land gefunden. Autobiographischer Rückblick. Frankfurt am Main, Verlag Josef Knecht, 1977, 207 Seiten, vergriffen

Bibliographie zur Geschichte der Frankfurter Juden 1781–1954. Bearbeitet von Hans-Otto Schembs. Frankfurt am Main, Verlag Waldemar Kramer, 1978, 680 Seiten

John Otto Reinemann, Fortgerissen. Frankfurt am Main, Verlag Waldemar Kramer, 1981, 294 Seiten*

Georg Salzberger. Leben und Lehre. Herausgegeben von Albert H. Friedlander. Frankfurt am Main, Verlag Waldemar Kramer, 1982, 214 Seiten*

Gertrude Schloß, Hilferufe aus Frankfurt. Briefe 1939 bis 1941. Herausgegeben von Helga Krohn und Günter Vogt. Frankfurt am Main, Verlag Waldemar Kramer, 1985, 109 Seiten*

Zwi Erich Kurzweil, Abschied und Neubeginn. Aus dem Leben eines jüdischen Erziehers. Frankfurt am Main, Verlag Waldemar Kramer, 1992, 140 Seiten

Michael Brocke, Der alte jüdische Friedhof zu Frankfurt am Main. Unbekannte Denkmäler und Inschriften. Sigmaringen, Jan Thorbecke Verlag, 1996, 460 Seiten

Frankfurter jüdische Erinnerungen. Ein Lesebuch zur Sozialgeschichte 1864–1951. Bearbeitet von Elfi Pracht. Sigmaringen, Jan Thorbecke Verlag, 1997, 330 Seiten*

Rudolf M. Heilbrunn: Zehn Nachtwachen. Lebenserinnerungen. Aufgezeichnet 1943 im Durchgangslager Westerbork. Bearbeitet von Sabine Fuchs. Frankfurt am Main, Societäts-Verlag, 2000, 371 Seiten

* Nur noch wenige Exemplare vorhanden, zu beziehen über das Jüdische Museum, Untermainkai 14/15, 60311 Frankfurt am Main

Mitglieder der Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden:

Hans-Bernhard Nordhoff, Vorsitzender
Georg Heuberger, Geschäftsführer
Michael Brocke
Micha Brumlik
Johannes Fried
Hilmar Hoffmann
Menachem Halevi Klein
Salomon Korn
Robert Liberles
Ernst Loewy
Dieter Rebentisch
Monika Richarz
Hans-Otto Schembs
Margarete Schlüter
Moshe Zimmermann



ISBN 3 7829 0515 6